



RHEINISCH- WESTFÄLISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

Beiträge zur Alltagskultur
in Nordwestdeutschland

64/65. Jahrgang | 2019/20

WAXMANN

Herausgegeben von



Qualität für Menschen

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte



Kultur- und Anthropologisches Institut Oldenburger Münsterland

WVV

Westfälische Vereinigung für Volkskunde e.V.

RGA

Rheinische Gesellschaft für Alltagskulturforschung e.V.



RHEINISCH- WESTFÄLISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

Beiträge zur Alltagskultur
in Nordwestdeutschland

64/65. Jahrgang | 2019/20



Waxmann 2020
Münster • New York

Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde
Beiträge zur Alltagskultur in Nordwestdeutschland
Jahrgang 64/65, 2019/20

Redaktion: Dr. Thomas Schürmann
unter Mitwirkung von Dr. Dagmar Hänel und Dr. Michael Schimek

Anschrift der Redaktion:
Kulturanthropologisches Institut Oldenburger Münsterland
Museumstraße 25, 49661 Cloppenburg
schuermann@kai-om.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISSN 0556-8218

E-ISSN 2702-0126

Print-ISBN 978-3-8309-3892-7

E-Book-ISBN 978-3-8309-8892-2

DOI: <https://doi.org/10.31244/rwz/2020>

Waxmann Verlag GmbH, 2020
Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg
Satz: MTS. Satz & Layout, Münster

Dieses Werk ist unter der Lizenz CC BY-NC-SA 4.0 veröffentlicht:
Namensnennung – Nicht-kommerziell –
Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-NC-SA 4.0)



Inhalt

Vorwort	7
CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER Gesehen und gehört werden Plädoyer für eine „Kultur(wissenschaft) des Ansehens“	9
MARKUS WALZ Sacharin statt Sachkulturforschung Süße, saure sowie steile Sentenzen substituieren Studien	14
BERND RIEKEN Ressentiment und Abwehr in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie oder: Über Vorbehalte gegenüber der Tiefenpsychologie als Kulturstil	36
SILKE MEYER „... for now my business is a delight to me, and brings me great credit, and my purse encreases too“ Umgang mit Geld und Kredit in Samuel Pepys' Tagebuch (1660–1669)	49
DENNIS BECKMANN Pfandleiher in Deutschland Ein stigmatisierter Beruf in fiktionalen Werken und in Lebenserzählungen	63
MARTINA E. BECKER Schüler*innen auf Reisen Retrospektive Erfahrungserzählungen zu deutsch-polnischen Schüleraustauschprogrammen	77
FLORIAN G. MILDENBERGER Die Historiographie der Homosexualitäten und die alternativen Heilkulturen Anregung zu einer längst überfälligen Debatte	89
Berichte	101
Buchbesprechungen	126
Autorinnen und Autoren	172

Vorwort

Nur was sich wandelt, besteht fort! Mit der vorliegenden Ausgabe erscheint die Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde in neuem Gewand. Der Wechsel des Erscheinungsbildes ist allerdings nur der äußere Hinweis auf eine ganze Reihe von Änderungen.

Eine grundlegendste Neuerung ist, dass die Trägerschaft der Zeitschrift erweitert wurde: Herausgeber sind das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, die Westfälische Vereinigung für Volkskunde e.V., die Rheinische Gesellschaft für Alltagskulturforschung e.V. und das Kulturanthropologische Institut Oldenburger Münsterland. Mit der Verantwortung der Vereine setzt die Zeitschrift in verstärktem Maße auf den ehrenamtlichen Einsatz.

Neu in Herstellung und Vertrieb ist, dass die Zeitschrift nicht mehr bei den rheinischen und westfälischen Landschaftsverbänden, sondern bei einem Verlag erscheint. Dies entlastet vor allem die herausgebenden Vereine, die ehrenamtlich tätig sind und denen die wirtschaftliche Tätigkeit nicht dauerhaft aufgebürdet werden soll. Mit dem Waxmann Verlag konnten wir einen erfahrenen und in der Alltagskulturforschung ausgewiesenen Partner gewinnen. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit.

Eine redaktionelle Neuerung ist die Einführung eines freiwilligen Peer-Review-Verfahrens mit anonymer Begutachtung: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die auf die regelmäßige Veröffentlichung anonym begutachteter Aufsätze angewiesen sind, sollen auch bei uns die Möglichkeit erhalten, dieser Verpflichtung nachzukommen. Wer einen Aufsatz der Begutachtung im Doppelblindverfahren (Gutachter und Autoren kennen einander nicht) unterziehen möchte, wende sich gern an die Redaktion.

Neben der gedruckten Fassung wollen wir die Zeitschrift künftig über einen Open-Access-Zugang in digitaler Form anbieten: Nach einer Schonfrist von anderthalb Jahren nach dem Erscheinen des Jahrgangs sollen die Beiträge der Zeitschrift online verfügbar sein.

Mit der durch die Bandnummer 64/65 aufgenommenen Zählung und vor allem mit dem Namen „Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde“ lehnt sich die Zeitschrift bewusst an die bisherige an; der neue Untertitel „Beiträge zur Alltagskultur in Nordwestdeutschland“ betont zugleich den Anspruch auf die Aktualität der Fragestellungen und auf einen Rahmen, der über das Gebiet der Landesteile Rheinland und Westfalen hinausgeht. Auch hierin stellen wir uns in eine bewährte Tradition, bildeten doch die Landesgrenzen auch in den früheren Jahren dieser Zeitschrift keine Forschungshindernisse.

Mit den Aufsätzen, kleinen Beiträgen, Berichten und Besprechungen will die Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde auch weiterhin regionale und allgemeingültige, historische und gegenwartsbezogene Forschungsfelder auf dem Gebiet

der Kulturanthropologie, Alltagskulturforschung, Europäischen Ethnologie, um nicht zu sagen: Volkskunde, miteinander verbinden.

Im Vergleich zu den vorangegangenen Jahrgängen ist der Umfang des vorliegenden Bandes etwas geringer. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass aufgrund der in den letzten Jahren bestehenden Ungewissheit über die Zukunft der Zeitschrift keine Aufsätze und Buchbesprechungen eingeworben wurden.

Der vorliegende Band enthält mit den Aufsätzen von Christel Köhle-Hezinger, Silke Meyer, Bernd Rieken und Markus Walz vier Beiträge aus dem Kolloquium „Kulturstile der Volkskunde“, das die Gesellschaft für Volkskunde Münster e.V. am 11. und 12. Mai 2017 in Münster zum Gedächtnis Ruth-E. Mohrmanns veranstaltet hat. Den Aufsatz von Christel Köhle-Hezinger haben wir wegen seines persönlichen Gehalts an den Anfang dieses Schwerpunktteils gesetzt. Mit der Veröffentlichung der Beiträge zu Ehren Ruth E. Mohrmanns zeigen sich die Herausgeber und die Verfasserinnen und Verfasser der 2015 verstorbenen langjährigen Mitherausgeberin dieser Zeitschrift verbunden.¹

Die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/01>

¹ Zu Ruth-E. Mohrmann siehe auch den Nachruf von Christine Aka im Heft 61 (2016) dieser Zeitschrift.

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER

Gesehen und gehört werden

Plädoyer für eine „Kultur(wissenschaft) des Ansehens“¹

Manchmal ist es besser, nicht zu fragen. Nach genauer Lektüre des Programms dieses Kolloquiums, seiner Titel und ihrer Anordnung, die meinen Beitrag an den Schluss setzte, kam ich für mich zu dem Schluss: Es dürfte auch im Stil ein Epilog sein. Dies sage ich umso mehr, nachdem ich den Aufsteller las, der uns hier im Foyer erwartete – mit jenen treffenden und berührenden Texten, die sich auch auf dem Programm finden, auf der ersten Seite und auf der Rückseite: Ein ehrender Nachruf, der zusammen mit der Vita in treffenden Worten ein Gesamtbild ergibt. Darin steht, was mein Epilog ursprünglich auch bündeln wollte – knapper, pointierter, als eine Rede es sagen könnte. Dennoch, meinen Titel verifizierend, formuliere ich im Folgenden einige sehr persönlich grundierte Gedanken zum Abschluss dieser Tagung.

Das „Gehört-Werden“, genauer: die „Politik des Gehört-Werdens“ hat in meinem Herkunftsland Baden-Württemberg seit dem letzten Regierungswechsel, mit dem der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann seine Politik des Gehört-Werdens als neuen Politikstil propagierte, einen neuen Beiklang erhalten. Im Wahlkampf wurde noch viel gehört, seither aber wird es beständig weniger. Daher ist „Gehört-Werden“ bei Kritikern inzwischen zu einer Metapher des Spottes geworden. Auch weil das „Gehört- und Gesehen-Werden“ nach dem Regierungsantritt ein Gesicht bekam. Es war das einer Staatsrätin, die zwar sehr klug und politisch erfahren sein soll, oft aber wenig „ansehnlich“ ist. Und die auch sehr selten nur die Menschen ansieht.

„Gesehen und gehört werden“ – mein Titel setzt mit Bedacht Aktivum und Passivum zusammen und zugleich beides in Bezug zum „Ansehen“. Das gilt in der Politik, in der Wissenschaft, im allgemeinen menschlichen, sozialen und kulturellen Umgang. Denn: Gesehen und gehört werden wollen geht nicht ohne Ansehen. Es gilt, anderes und andere, sein Gegenüber anzusehen – beim Selberreden und beim Redenlassen, beim Hören und beim Zuhören. „Ansehen – man muss die Leute ansehen, ihnen in die Augen schauen!“ So lautete für uns Kinder eine der wenigen strengen, expliziten Erziehungsregeln (eine zweite kommt mir stets in den Sinn, wenn ich den neuen ame-

¹ Vortrag auf dem Gedenkkolloquium für Ruth-E. Mohrmann, „Kulturstile der Volkskunde“, in Münster am 12. Mai 2017. Der Vortragscharakter des Beitrages wurde bewusst beibehalten.

rikanischen Präsidenten sehe, sie hieß: Man zeigt nicht mit dem Zeigefinger auf Dinge und Menschen!).

Jede Kultur ist – auch – eine Kultur des Ansehens. Das wissen wir nicht erst seit dem schönen und mehrdeutigen Titel von Hans Medick, den er im Kontext seines großen Forschungsprojektes „Laichingen“ formuliert hat.² Ansehen, verbal gewendet als „etwas anschauen, betrachten“ – und, daraus auch resultierend, substantivisch im Sinne von „Ansehen haben“ –, heißt zugleich „Würde und Wert“ haben. Das ist gleichsam die Summe aus alten Bedeutungszuschreibungen des Mittelhochdeutschen, wie sie bis heute in den Dialekten ‚aufbewahrt‘ sind. Aus dem Anblicken, dem Anschauen und Betrachten wird in der Partizipform das „Angesehen sein“, ferner das „Abschätzen“, auch „das Abschätzige“. Aus dem Aktivum „Ansehen“, dem Ansehen einer Sache oder Person, wurde im Mittelhochdeutschen die „Achtung“.

Ruth Mohrmann kommt hier ins Bild. Sie ist mit ihrem Ansehen, mit „Würde und Wert“, im Blick. Bei der Wahl meines Titels, des Zitats und seinem Bezug zum Kolloquium geht es mir – wie Hans Medick mit seinem Titel, wie Ruth Mohrmann in ihrem ganzen Werk, in ihren Forschungen und Publikationen – um beides: um ein breites und sehr klares Spektrum von Methoden und Quellen und die im Fach gelehrte Praxis sowie um die im Konzert der Fächer erkennbare Profilierung und Wertschätzung unserer Wissenschaft, nach innen wie nach außen. Es geht – vorrangig und unverzichtbar – um ein Plädoyer für historisch-archivalische Forschung, auch speziell für die Inventarforschung. Und es geht um die materielle Kultur – bis hin zu deren Marginalien: um den Kaffeelöffel, wie bei Siegfried Giedion,³ um die der bäuerlichen Küche fremde „Papiertüte“ in der Átány-Studie von Edit Fél und Tamás Hofer⁴ oder um den Knopf von Claude Lévi-Strauss, den Hans Medick ausführlich zitiert:

„Ich erinnere mich, daß ich vor über dreißig Jahren ein Gespräch mit Lucien Febvre führte, in dem er den Wunsch äußerte, der Historiker möge sich doch mit Problemen wie dem des Ursprungs und der Verbreitung des Knopfes befassen. Er war sich völlig im klaren darüber, daß dieser bescheidene Kurzwarenartikel durch seine Anwesenheit oder seine Abwesenheit eine wichtige Demarkationslinie im menschlichen Verhalten zieht: zwischen dem Drapierten und dem Genähten, zwei Bekleidungsstilen, von denen der eine größere Ansprüche an den Körper, der andere an das Material stellt; was in den komplementären Bereichen der Textilkunst und des Betragens [...] Körperhaltungen, Lebenskünste, Arten des Sich-Einfügens in die Welt impliziert, die geeignet sind, die Zivilisation zu differenzieren“⁵

2 Hans MEDICK: Eine Kultur des Ansehens. Kleider und Kleiderfarben in Laichingen 1750–1820. In: Historische Anthropologie, 2 (1994), 193–212.

3 Siegfried GIEDION: Die Herrschaft der Mechanisierung [1948]. Frankfurt am Main 1987, S. 19.

4 Edit FÉL, Tamás HOFER: Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány. Göttingen 1972.

5 Zitiert nach MEDICK (wie Anm. 2), S. 193.

Hans Medick hat dies dazu inspiriert, seine Forschungen zum schwäbischen Dorf Laichingen zwischen 1750 und 1820 in diesem Sinne auch als eine „Geschichte des Knopfes, der Bekleidungsstile und der Textilkunst als die Geschichte der ‚Demarkationslinien menschlichen Verhaltens‘ zu schreiben, als eine Geschichte der Zeichen“, um so der „sozialen und inneren Textur, der Struktur und Dynamik einer spezifischen kleinen ländlichen Gesellschaft und ihrer Kultur am Ende des Ancien Régime auf die Spur zu kommen“.⁶ Makrohistorisch oder mikrohistorisch – diese Frage löste sich bei Hans Medick auf zugunsten einer Fallstudie, einer Ortsmonographie. Sie zählt, ebenso wie die Átány-Studie von Fél und Hofer und die Neckarhausen-Studie von David Sabean,⁷ ohne Frage zu den Marksteinen der kulturhistorischen Forschung.

Ruth Mohrmann praktizierte und beherrschte in Forschung und Leben bravourös beides – die Specialia und die Generalia: im SFB-Format wie in ihrem Habilitationsprojekt zum Land Braunschweig im Kontext der Innovations-, Alltags- und Sachkulturforschung eines exemplarisch ausgewählten historischen Territoriums, was der Inventarforschung neue Wege und Perspektiven aufzeigte. Sie liebte aber auch die großformatigen Forschungsberichte, die Überblicke klassischer Prägung. Und sie beherrschte souverän die Specialia: das Verborgene, Übersehene, Schräge – die Bisamäpfel, die feinen Tischsitten (der kleine Finger am Glas!), Förster und Jäger, Schäfer und Samenhändler, Schlachter und Schlachthäuser, Bockbier und Grünkohl, Pferde und Kutscher – die Wahl ihrer Themen ist breit und faszinierend. Dazu beherrschte sie exzellent das Mentale und das Soziale, auch in seinen äußersten, in der Forschung oft übersehenen Grenzbereichen: im Rügen, Spotten, Schimpfen, Streiten, in seinen Niederungen der Zoten, der wilden Handgreiflichkeiten des Alltags in der frühen Neuzeit. Und ebenso, in aller Härte, die weibliche Kehrseite solcher Geschichten; so etwa – einer meiner Mohrmannschen Lieblingstexte, publiziert in der Festschrift für Jan Peters mit dem Titel „Historie und Eigen-Sinn“ – ihre Studie zum Leben und Überleben der „Wilster Marike – ein Frauenschicksal im späten 18. Jahrhundert“ (1997).

In ihrem Leben, ihrer Profession und ihren Forschungen wusste und belegte Ruth Mohrmann, was Hans Medick in seinen Thesen zur Kultur des Ansehens resümierte. Es ist mir in diesem Epilog für Ruth Mohrmann zugleich Analogie und Metapher:

„Sehr viel mehr, als sich unter den Bedingungen des 20. Jahrhundert vorstellen lässt, artikulierte und reproduzierte sich die Laichinger Gesellschaft des 18. und frühen 19. Jahrhunderts über ihre ‚Kultur des Ansehens‘. Der Selbstdarstellung und Repräsentation durch Kleidung und deren Farben kam eine zentrale Bedeutung zu. Kleidung und Kleiderfarben dienten nicht nur als Mittel zur Erringung und Behauptung sozialer Distinktion und zur Markierung sozialer Unterschiede, sondern, wie dies Georg Simmel für den ‚sozialen Charakter der Mode‘ beschrieben hat, zugleich auch als Zeichen und aktiv benutzte Instrumente der kollektiven Identitätsbildung der sozialen Gruppen am Ort.“

⁶ Ebd.

⁷ David Warren SABEAN: Kinship in Neckarhausen 1700–1870. Cambridge u. a. 1998.

In dieser Kultur des Ansehens werde sichtbar, „dass alle sozialen Gruppen und Individuen mit der Kleidung ein soziales Ausdrucksverhalten verbinden, das über bloße Funktion hinausgeht, das vielmehr auf Ehre orientiert ist, ja sogar die sittliche Dimension von ‚Anstand‘ und ‚Ansehen‘ enthält. Die ‚Kultur des Ansehens‘ war eine Kultur, in der Ehre durch ‚Ansehnlichkeit‘ gewonnen oder auch verloren werden konnte.“ Es geht damit, in einem weiteren und tieferen Sinne, um die „ein- und ausschließenden Eigenschaften der Ehre, die Georg Simmel auch für die Mode geltend macht [...]. Sie waren in der ‚Kultur des Ansehens‘ Teil eines gemeinsamen und wechselseitigen Wahrnehmungs- und Wirkungszusammenhangs.“ Dazu gehört die „Schicklichkeit“, die „an ständischen Unterscheidungen und Distinktionen orientiert war“, ebenso die „Körperhaltung, der Gesichtsausdruck, das Betragen in der Kirche, bei Tisch, im Spiel, in Gesellschaft“. Dem allem komme, so Medick, „auch ein moralischer Wert zu“.⁸

Ruth Mohrmann hat unserem Fach zu einer Kultur des Ansehens verholfen. Im Sinne jenes Wahrnehmungs- und Wirkungszusammenhangs, aber auch im Sinne eines breiten Kommunikationsnetzes hat sie ihm weit über die engen Fach- und Fächer Grenzen hinweg Ansehen verschafft. Als ich im Vorfeld dieses Kolloquiums mit Ueli Gyr sprach und wir uns an die gemeinsame Zeit im Hauptausschuss der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde erinnerten, kam er auf ihren Humor zu sprechen, auf ihre Freude am Lachen. Er schreibe gerade über „Humor im Alltag“ – und beginne mit dem Satz des dänisch-amerikanischen Humoristen und Pianisten Victor Berger: Humor sei die kürzeste Distanz zwischen zwei Menschen. Ruth Mohrmann, Ueli Gyr, Helmut Eberhardt und ich waren als Hochschullehrer über lange Jahre hinweg ein ‚harter‘, starker und kreativer Kern im DGV-Hauptausschuss. Wir tagten, noch unter der Präsidentschaft von Rolf Wilhelm Brednich, an Ruth Mohrmanns erstem profesoralen Wirkungsort in Bayreuth, edel und im Schloss. Wir arbeiteten, diskutierten, stritten, lachten viel. Und wir waren uns einig darüber, was Volkskunde als Kulturwissenschaft sein sollte: fraglos beides in einem: historisch-kritische Volkskunde und Gegenwartswissenschaft!

Ruth Mohrmann liebte unser Fach, ihre Profession, ‚ihre‘ Volkskunde – und ihre Studierenden, ihre Schülerinnen und Schüler. Und sie vertrat, im interdisziplinären und internationalen Konzert der Wissenschaften, eine ‚Kultur des Ansehens‘ als Postulat und als Aufgabe. Mit ihr – so urteilt Klaus Graf im Weblog „Archivalia“ – verlor die deutsche Volkskunde „eine der wenigen renommierten Erforscherinnen der frühneuzeitlichen Alltagskultur“. Sie habe mit ihren Forschungen „Maßstäbe gesetzt“.⁹ Ihr hoher persönlicher Einsatz, ihre Neugier und Offenheit waren dafür Beweis. Sie verhalfen ihr und unserem Fach zu einem enormen Ansehen. Beides, die Lebens- und die Forschungsfreude, mit Leidenschaft gepaart, prägte Ruth Mohrmann.

⁸ MEDICK (wie Anm. 2), S. 194f.

⁹ Klaus GRAF: In memoriam Ruth Mohrmann (1945–2015). In: Archivalia, 23. Januar 2016, <https://archivalia.hypotheses.org/53810> (17.10.2018).

So sah es auch unser gemeinsamer Freund, der Kirchenhistoriker Hubert Wolf, bei der Trauerfeier, bei der er sie als Person, rotarische Freundin und Wissenschaftlerin würdigte. Mir, als einer, die sich mit Religion und Frömmigkeit in unserem Fach befasst, sei abschließend der Verweis auf ein ‚Zeichen‘ erlaubt: Am Tage ihres Todes, am 29. Dezember 2015, fand sich in den Zinzendorfschen „Losungen“ der Spruch „Gott gibt den Weisen ihre Weisheit und den Verständigen ihren Verstand“ (Daniel 2,21). Dies könnte als Memoria über dem Leben der Wissenschaftlerin Ruth Mohrmann stehen.

„Chapeau und Champagner“ waren für Ruth Mohrmann Beigaben ihres alltäglichen Lebens – nicht nur materialiter, als Genuss und Lebensgefühl, sondern auch professionaliter, als Wertmarke. „Chapeau! Champagner!“ – dies, als Ausruf mit kräftig erhobener Stimme, war für Ruth Mohrmann auch höchstes Lob: im Leben, in der Wissenschaft, im Beruf. Wenn sie von einer ehrenvollen Berufung, von einem besonders ehrenden Auftrag oder Vortrag hörte, so beschied sie dies mit „Chapeau! Champagner!“ Dazu gehörte ein kräftiges Lachen, eine Gratulation, eine Einladung zum Feiern. Dies galt besonders, wenn es um Ehre in der Wissenschaft, im eigenen Fach ging: Wenn damit unser Fach geehrt wurde, es nach innen wie nach außen Ansehen erlangte, ja es überhaupt und in seiner Eigenwertigkeit wahrgenommen wurde – als ein kleines, ein vermeintliches „Orchideenfach“ im großen Konzert der vielen vermeintlich ‚Großen‘, der Geistes- und Kulturwissenschaften. Wir sollten, so ihr Credo und ihre eigene wissenschaftliche Praxis, uns vor ihnen weder verstecken noch fürchten – nein: Wir sollten uns zeigen, der Diskussion stellen, mehr gehört, mehr gesehen und im Wortsinne ‚wahrgenommen‘ werden.

Dies ist für uns Memoria, Auftrag und Dank zugleich. Wir danken ihr für dieses „Ansehen“: Chapeau und Champagner, Ruth Mohrmann!

MARKUS WALZ

Sacharin statt Sachkulturforschung

Süße, saure sowie steile Sentenzen substituieren Studien

Das Themenfeld:

Sachkulturforschung in Universität und Museum

Die Existenz einer innerdisziplinären Polarität gilt als bekannt: Es gibt langlebige ‚Kontroversen zwischen der ‚Universitäts-Volkskunde‘, die ihre Erkenntnisse in erster Linie aus archivalisch-empirischem Quellenstudium schöpft, und der ‚Museums-Volkskunde‘, die vor allem durch objektorientierte Materialbefragungen historische Einblicke zu gewinnen versucht“.¹ Trotzdem sind nach herrschender Fachmeinung Dinge keine isolierten kulturellen Phänomene: „Die Analyse materieller Kultur bezeichnet eine Perspektive auf Kultur und nicht nur einen exakt abgrenzbaren Gegenstandsbereich [...]. Sie nutzt die Dinge als Türöffner für die Dechiffrierung historischen wie gegenwärtigen Alltagslebens.“² Schriftliche und gegenständliche Quellen sind „jede für sich nur Teilinformationen zu vermitteln in der Lage“.³

Die Wissenschaftsgeschichte hat eine durchaus ambivalente Haltung der Volkskunde zur materiellen Kultur herausgearbeitet. Einerseits heißt es: „Sachgüter waren innerhalb der volkskundlichen Tradition immer und in unterschiedlicher Weise Gegenstand der Forschung, aber erst nach 1945 wird die Sachforschung zu einem klar umrissenen Forschungsgebiet.“ Andererseits wird den der 1891 gegründeten Zeitschrift für Volkskunde nahestehenden Wissenschaftlern bescheinigt: „Die damit institutionalisierte akademische Richtung der Volkskunde wurde mehrheitlich von Philologen dominiert, was zur Folge hatte, daß ein Großteil der sich professionalisie-

1 Helmut OTTENJANN: Alltagskultur-Dokumentation durch das Volkskundemuseum. In: Zeitschrift für Volkskunde, 85 (1989), S. 1–18.

2 Gudrun KÖNIG: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 95–118, hier S. 97.

3 Karl-Sigismund KRAMER: Überlegungen zum Quellenwert von Museumsbeständen für die Volkskunde. In: Volkskunde im Museum. Referate [...] zur Arbeitstagung der Arbeitsgruppe kulturhistorischer Museen in der DGV, 1973 in Frankfurt a. M. Würzburg 1976, S. 133–148.

renden deutschen Volkskunde der Sachforschung ablehnend gegenüberstand.“⁴ Diese Ablehnung wird nicht als Einschränkung, sondern als Selbstbefreiung gedeutet: „Die Emanzipation der Universitätsvolkskunde vom Museum ist auch eine Emanzipation vom Gegenstand geworden.“⁵

Die jüngste Vergangenheit führt ein mehrfach gebrochenes Handlungsfeld vor Augen. Es soll ein recht aktives Gebiet sein: „Innerhalb der volkskundlichen Sachkultur-forschung kam es in der Nachkriegszeit zu einer starken Spezialisierung. Kleidungs-, Möbel- und Wohnforschung, Hausforschung, Geräteforschung usw. entwickelten sich zu eigenständigen Forschungsgebieten mit unterschiedlichen methodischen Zugängen.“⁶ Allerdings entsteht eine Parallelstruktur: Die Volkskunde durchschreitet in den 1970er Jahren eine existentielle Krise, während die Sachkulturforschung ihren eigenen Paradigmenwechsel erlebt von der Objekt- zur Kontextorientierung⁷ oder durch die Ausweitung der Perspektive von der instrumentellen Sicht auf kontextuelle und symbolkommunikative Aspekte sowie auf soziale Wertungen („Wir haben ein Verhältnis zu den Dingen“).⁸ Alternativ wird eine schrittweise Fortentwicklung mit zunehmendem theoretischen Anspruch gesehen, von einer objektzentrierten über eine funktionsorientierte und instrumentelle Sachforschung zu einem „umfassenderen kulturwissenschaftlichen Zugang, der die Reziprozität der materiellen Kultur (Menschen formen Dinge – Dinge formen Menschen) zentral setzt“.⁹

Die hergebrachte bipolare Trennung zwischen materieller und immaterieller Kultur, „Sachkultur“ und „geistiger Kultur“, lässt sich zu einer Dreiheit erweitern mit Dokumenten über Kultur oder Repräsentationen von Kultur, die ihrerseits Ausdruck von Kultur sind. Da diese drei Sektoren nur idealtypisch voneinander abgelöst wurden, zieht eine Analyse materieller Kultur, je nach Fragestellung und Quellenlage, alle drei, nur zwei von drei oder nur einen der drei Sektoren heran, um zu einer Erkenntnis zu gelangen. „Die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Sachkulturforschung, eine in Anlehnung an museale Sparten gebildete Bezeichnung und Beziehung, wäre eine Herangehensweise unter anderen in diesem Untersuchungsfeld der materiellen Kultur.“¹⁰

4 Andrea HAUSER: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, 82). Tübingen 1994, S. 33 und 38.

5 Konrad KÖSTLIN: Museum und Volkskunde. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 2 (1970), S. 21–38, hier S. 23.

6 HAUSER (wie Anm. 4), S. 51.

7 Ingeborg WEBER-KELLERMANN, Andreas C. BIMMER, Siegfried BECKER: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. 3. Aufl. Stuttgart 2003, S. 144.

8 Nils-Arvid BRINGÉUS: Perspektiven des Studiums materieller Kultur. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, 29 = NF 14 (1986), S. 159–174, hier S. 163–173.

9 Hermann HEIDRICH: Von der Ästhetik zur Kontextualität: Sachkulturforschung. In: Silke Göttisch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie (Ethnologische Paperbacks). Berlin 2001, S. 33–55, hier S. 33f.

10 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 97f.

Wie genau diese „Sachkulturforschung im engeren Sinn“ vonstattengeht, bleibt diffus: „Eine theoretische Fundierung der Sachkulturforschung steht jedoch bis heute aus.“¹¹ Die einschlägigen Methodenhandbücher der Europäischen Ethnologie/Kultur-anthropologie bieten nur wenige Hilfestellungen mit je einem Überblickskapitel zur Sachkultur oder qualitativen Dinganalyse. Die unmittelbare Beforschung von Dingen soll im Fach generell zurückgehen: „Sie spielt in der Volkskunde, wenn ich recht sehe (außer vielleicht in Museen, aber auch da bin ich skeptisch!) keine große Rolle mehr. An den Sachen selbst werden kaum noch Erkundungen vorgenommen, wie dies etwa Otto Lauffer oder Edith Fél und Tamás Hofer taten.“¹² Sachkulturforschung im engeren Sinn soll fachlich überholt sein: „Wenn heute ‚Sachen‘ erforscht werden, gibt das Kulturparadigma, das wir uns von den Ethnologen ausgeliehen haben, die Fragestellung vor und nicht das Materielle, das uns mit Kunst- und Vorgeschichte einst verbunden hat. [...] Diese Verschiebung der Gewichte haben die Museen übrigens selbst mitbefördert, es gibt also keinen Grund, mit Steinen zu werfen.“¹³

Folglich gäbe es keine aus der Zeit gefallene Sachkulturforschung in einem nischenhaften Museumswesen. Ohnehin ist strittig, ob Museen ihre Sammlungen überhaupt erforschen: Eine über die Dokumentation hinausgehende Forschung direkt zum Objekt – oder eine Metaanalyse lokaler Dokumentationen – findet in Museen kaum statt.¹⁴ Bislang nicht weiterverfolgt wurde Foersters Gedanke, dass die museumstypische Form der Sachkulturforschung einer gegenwärtigen Forschungsgrundhaltung widerspricht: „Die Beschäftigung mit den Objekten erzieht vielleicht weniger zur erbaulichen Betrachtung als vielmehr zum genauen und präzisen Hinschauen, und dann – so meine These – kommen die Fragen auf, die sich aus dem exakten Befund ergeben. Diese These scheint der geläufigen Ansicht zu widersprechen, daß der Wissenschaftler die Fragen stellt und eben nicht die Quellen selbst. [...] die Objekte [...] werfen Fragen auf, sie beantworten sie nicht aus sich selbst heraus, aber sie werfen sie auf [...] als] Katalysatoren für weitergehende Fragen, die über das Objekt hinausreichen und die ohne das Objekt möglicherweise nicht gestellt würden.“¹⁵

11 HAUSER (wie Anm. 4), S. 59.

12 Gottfried KORFF: Sieben Fragen zu den Alltagsdingen. In: Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts, 27). Tübingen 2005, S. 29–42, hier S. 33.

13 Wolf-Dieter KÖNENKAMP: Sachforschung – Qualifikation für wissenschaftliche Museumslaufbahn? In: TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, 6 (1996), Nr. 14, S. 48–54, hier S. 52.

14 Cornelia FOERSTER: Sammeln oder Nichtsammeln – und was dann? Zur Aussagekraft historischer Objekte. In: Gottfried Korff, Hans-Ulrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts, 11). Tübingen 1993, S. 34–58, hier S. 38.

15 Ebd., S. 47 und 50.

Stile in der Sachkulturforschung?

Das sehr unterschiedlich eingeschätzte, schon in seiner Vitalität umstrittene Gebiet der Sachkulturforschung gibt den Zusammenhang dieses Beitrags her. Nicht derartige Forschungen als solche, sondern die seit den 1970er Jahren immer wieder aufflammenden innerfachlichen Diskussionen über die Sachkulturforschung bieten sich an, daran die Art und Weise, verschriftlichte Auseinandersetzungen zu führen, nachzuzeichnen. Hierzu werden vier prägnante verbale Konfrontationen herausgegriffen und zunächst in ihrem wesentlichen Aussagegehalt zusammengefasst, da die verhandelten Inhalte nicht allen Lesenden vertraut sein werden. Dies geschieht in zeitlicher Reihenfolge. Anschließend werden typische Formen kollegialen Umgangs aus den herangezogenen Texten gefiltert und in ihrer Relevanz für den Diskurs zur Sachkulturforschung eingeschätzt.

Vorab werden einige Fakten referiert, die auf die von der bisher vorliegenden Literatur kontrovers eingeschätzte Bedeutung der Sachkulturforschung in der Volkskunde hinweisen.

Hochschulschriften als Belege von Forschungsaktivität

Die Relevanz der Sachkulturforschung innerhalb der Volkskunde ist umstritten; sowohl für das Fach allgemein als auch für die Sachkulturforschung sind Paradigmenwechsel in den 1970er Jahren angegeben, so dass insbesondere die Relevanz seit 1970 interessiert. Eine empirische Betrachtungsgrundlage bietet die Auswertung der volkscundlichen Hochschulschriften-Titel. Zwar spiegeln Qualifikationsschriften nicht den gesamten Forschungsertrag der Disziplin, doch bilden sie die mit Qualifikationsstellen besetzten Forschungsprojekte gut ab und liefern einen Eindruck von Forschungsinteressen und thematischen Inspirationen für den akademischen Nachwuchs des Faches. Diese Daten liegen griffbereit in den „dgv-informationen“, die jeweils im Folgejahr die Jahreslisten der Examensarbeiten aller einschlägigen Institute des deutschen Sprachraums abdrucken, also auch aus Österreich und der Schweiz. Für andere Zusammenhänge wurde dieses Material bereits ausgewertet, zunächst für die Jahre 1985 bis 2014,¹⁶ dann erweitert auf die vierzig Jahrgänge von 1975 bis 2014,¹⁷

16 Markus WALZ: Wörter ohne Sachen. Distanzen europäisch-ethnologischer Forschung zu dokumentarisch geordneten Musealien. In: Ute Elisabeth Flieger u. a. (Hg.): Ordnung als Kategorie der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde an der Universität des Saarlandes im September 2014 (Saarbrücker Beiträge zur Historischen Anthropologie, 1). Münster 2017, S. 53–69.

17 Markus WALZ: Herbst der alten Handwerksforschung. Intensität, Themenfelder und methodische Ansätze des volkscundlichen Beitrags von 1975 bis 2014. In: Thomas Schindler u. a. (Hg.): Handwerk. Anthropologisch, historisch, volkscundlich (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 51). Kromsdorf 2017, S. 39–51; DERS.: Distanz und Nähe volkscundlicher Museen zum Fach und zur eigenen Sammlung. In: Martina Lüdicke (Hg.): Wegpacken oder Ausstellen. 23. Tagung der DGV-Kommission Sachkulturforschung und Museum, 7.–8. April 2017 in Kassel. Kassel 2019, S. 132–152.

und nochmals erweitert auf den gesamten verfügbaren Veröffentlichungszeitraum für Examensarbeits-Themen von 1962 bis 2018 bzw. 2019.¹⁸ Die Ergebnisse daraus werden hier kurz zusammengefasst.

Dieser Analyse geht die Präzision des bibliothekarisch Autopsie genannten Verfahrens ab, da eine Bibliografie und keines der Werke selbst vorlag und anhand des Titels (Untertitels) entschieden wurde. Ein alternativer Analyseweg fehlt, da nur Dissertationen veröffentlichungspflichtig und damit problemlos einzusehen sind. Es bleibt eine erhebliche Unschärfe bei den markierten Themen mit Bezug auf Gegenstände: Hausgeschichtliche Abhandlungen thematisieren in unterschiedlicher Detailliertheit das Bauwerk oder dessen Teile, Untersuchungen zu produzierenden Erwerbstätigkeiten tun dies für Geräte, Produkte oder ggf. Zunftgerät. Klare Titelwörter zur Sachkultur bietet nur eine Minderheit, so beziehen sich nur sieben Titel zur Landwirtschaft explizit auf landwirtschaftliche Geräte, bei der Handwerksforschung betreffen lediglich 19 Titel explizit Werkzeuge, Zunftgeräte oder Erzeugnisse.

Das Untersuchungszeitfenster spiegelt den Aufschwung der Massenuniversität und die Entwicklung der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zum „kleinen Massenfach“: In den ersten erfassten Jahren kommen jährlich zwischen 11 (1963) und 19 (1967) Examensarbeiten zustande; anschließend geht es in flachen, jeweils etwas höher liegenden Wellen aufwärts. Die zwischen 1982 und 1985 bei rund hundert Examensarbeiten liegende Stufe beruht teilweise auf der Einführung der neuen Magisterprüfung. Die Jahresmengen steigen aber weiter an: 1989 werden erstmals die 200, 2004 die 300 überschritten; in enger Nachbarschaft zum Spitzenwert 551 (2011) liegen die anderen Höchstwerte (2012: 489; 2008: 488; 2009: 460). Ermittelt man zum Ausgleich kurzfristiger Schwankungen gleitende Zweijahresdurchschnitte, ergibt sich ein fast ebenmäßiger Anstieg von 12 (1962/63) bis zum Höchstwert 520 (2011/12).

Die letzten Jahre bieten weniger erfreuliche Daten; der Rückgang der Studierendenzahlen im Fach spiegelt sich seit 2013 in den Gesamtmengen der Examensarbeiten: 2014 bis 2018 liegen die Jahresmengen um 340, wo sie bereits 2004 bis 2007 gelegen hatten. Der jüngste Wert, 270 (2019), deutet auf den nächsten Rückgang hin. In den letzten Jahren drucken die „dgv-informationen“ zu Beginn der Auflistungen den Hinweis ab, dass aus Datenschutzgründen nicht mehr alle infrage kommenden Titel veröffentlicht werden können; welchen Einfluss dieser Sachverhalt auf die Daten hat, ist unbekannt.

Die Sachkulturforschung erlebt in den ersten betrachteten Jahren kurz besondere Aufmerksamkeit (12 bzw. 13 Examensarbeiten in diesem Forschungsfeld 1969 bzw. 1970), folgt anschließend der allgemeinen Entwicklung im Fach, verliert aber im Zeitverlauf den Anschluss daran (Abb. 1): Der Aufwärtssprung erfolgt ebenfalls 1982 mit

18 Vortrag „Folgt dem ‚Herbst der alten Handwerksforschung‘ ein Frühling?“ auf der Jahrestagung der Volkskundlichen Kommission für Thüringen, „Land – Hand – Werk“, 20.5.2019 im Freilichtmuseum Hohenfelden; ein Tagungsband ist angekündigt. Die dort gezeigte Datenreihe wird hier um die nun vorliegenden Daten aus dem Jahr 2019 erweitert.

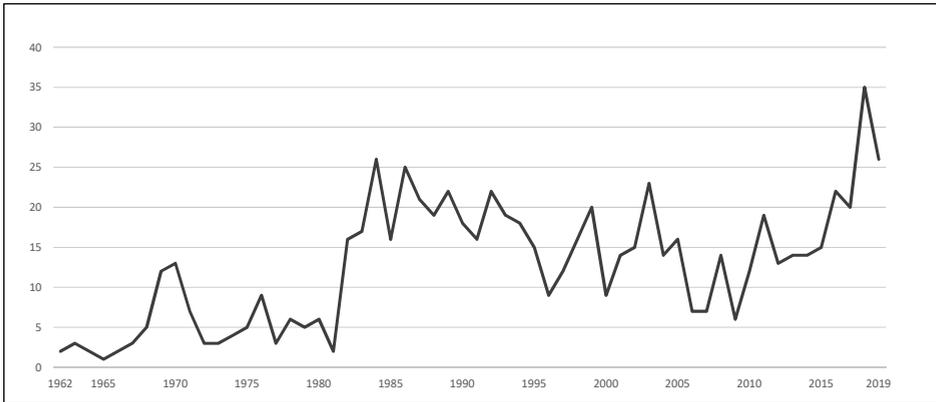


Abb. 1: Anzahl je Jahr der für die Abschlussjahre 1962 bis 2019 in den „dgv-informationen“ gelisteten Examensarbeiten aus den deutschsprachigen Instituten der Volkskunde/Europäischen Ethnologie mit einem Thema, das der Sachkulturforschung zugeordnet werden kann.

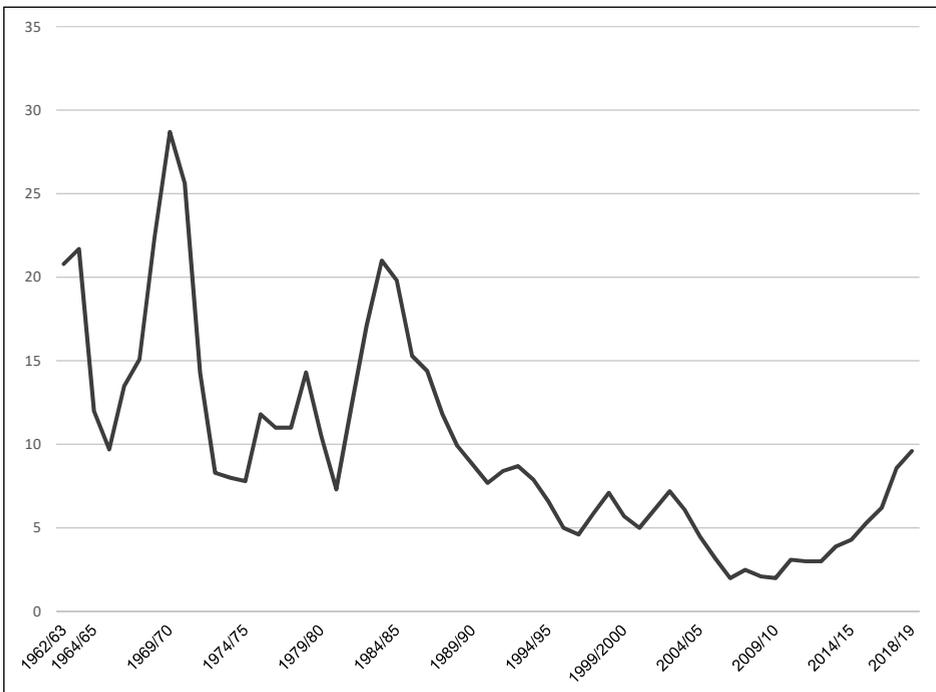


Abb. 2: Anteil der Hochschulschriften mit einem Thema, das der Sachkulturforschung zugeordnet werden kann, an der Gesamtmenge aller in den „dgv-informationen“ gelisteten Examensarbeiten aus den deutschsprachigen Instituten der Volkskunde/Europäischen Ethnologie (gleitende Zwei-Jahres-Durchschnittswerte, von 1962/63 bis 2018/19).

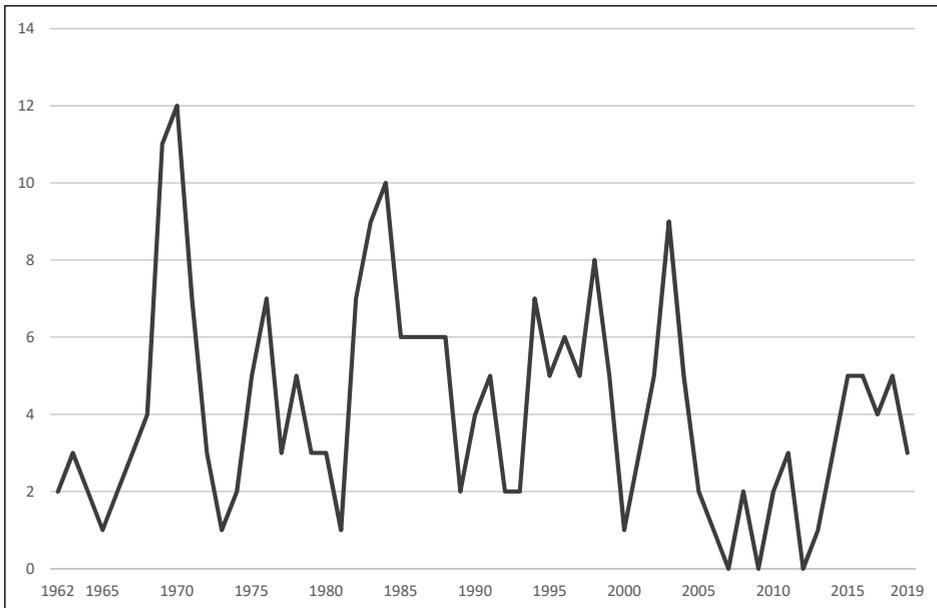


Abb. 3: Anzahl je Jahr der für die Abschlussjahre 1962 bis 2019 in den „dgv-informationen“ gelisteten Dissertationen aus den deutschsprachigen Instituten der Volkskunde/Europäischen Ethnologie mit einem Thema, das der Sachkulturforschung oder der museumsbezogenen Forschung zugeordnet werden kann.

16 Hochschulschriften, aber der für lange Jahre höchste Wert, 25 Hochschulschriften, wird schon 1984 und 1986 erreicht. Noch dreimal ergeben sich Werte oberhalb von 20 (1989, 1992, 2003), aber 1996 und 2000 liegen die ersten Werte wieder unterhalb von zehn (beide Male: 9). Der Tiefpunkt im späteren Untersuchungszeitraum präsentiert sieben (2006 und 2007) und sechs Sachkulturbeiträge (2009); die Jahre 2010 bis 2014 bieten durchweg Zehner-Werte. Eine überraschende Wende präsentieren die letzten Jahre: 2016 sind es 22, 2018 wird das Allzeithoch von 35 Beiträgen zur Sachkultur erreicht, an das 2019 mit 27 nicht ganz anschließt. Hinter dieser scheinbar neuen Attraktivität der Sachkulturforschung verbirgt sich allerdings eine Blütezeit eines Teilgebiets, der Textilforschung. Dieses Forschungsfeld profitiert vom Aufschwung des „kleinen Massenfachs“ nur insofern, dass das letzte Jahr ohne jede Examensarbeit in diesem Gebiet 1982 ist; bis in die 2000er Jahre bleibt der Jahreswert sieben von 1992 die Bestmarke. Doch nach starken Schwankungen zwischen 2000 und 2015 (2003 und 2009 Minimalwert eins, 2008 und 2011 Maximalwert acht) überspringen alle folgenden Jahre die einstelligen Werte je Jahr mit dem Spitzenwert 14 (2018). Diese aktuelle Blütezeit ist der treibende Faktor für den Aufwärtstrend der Sachkulturforschung.

Diese Schubkraft der Textilforschung ist bemerkenswert, gerade auch angesichts des Rückgangs der Examens-Gesamtmenge, doch präsentieren die relativen Werte eine nicht ganz so rosige Zukunftsaussicht. Der Anteil der Sachkulturforschung an allen Hochschulschriften eines Jahres (Abb. 2) zeigt, trotz der zum Ausgleich von Schwankungen gewählten Zweijahresdurchschnitte, in den ersten beiden Jahrzehnten sehr

unterschiedliche Werte zwischen 28,7 (1969/70) und lediglich 7,3 Prozent (1980/81). Die Ursache dürfte bei den durchweg kleinen Fallzahlen zu suchen sein. Mit den steigenden Examens-Gesamtmenen klettern die Werte ab 1981/82 (12,3 Prozent) bis auf 21,0 (1983/84), sinken aber nachfolgend recht gleichmäßig bis auf 2,0 Prozent als geringsten Wert ab (2006/07 und 2009/10). Der markante Anstieg der absoluten Zahlen am Ende des Untersuchungszeitraums bewirkt bei den relativen Werten in Zweijahresdurchschnitten nur einen Wiederanstieg auf 9,6 Prozent (2018/19).

Ein Blick auf die einschlägigen Dissertationen (Abb. 3) zeigt die Problemlage noch schärfer: Diese Jahresmengen erreichen zu Zeiten geringer Studierendenzahlen ihr Allzeithoch mit elf Dissertationen 1969, zwölf im Folgejahr. Der zweite Gipfel wird mit den steigenden Examensmengen 1982–84 erreicht (7, 9, 10), um dann zwischen fünf und acht zu pendeln. 2003 wird noch einmal neun erreicht; im Grundsatz ist aber festzuhalten, dass die (mehr oder minder) hohen Examensmengen aller späteren Jahre, auch der jüngste Aufwind ab 2010, von Magister- und Masterarbeiten bewegt werden.

Eine entgegengesetzte Entwicklung nimmt das, was ich „versteckte Museologie“ nenne: Das Forschungsinteresse in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie für Museen und Museumsarbeit, unabhängig vom Sammlungsbestand oder von der fachlichen Verortung: Derartige Hochschulschriften fehlen im Untersuchungszeitraum anfänglich ganz; dem ersten Beitrag (1970) folgen erst 1976 zwei weitere Beiträge. Ab 1981 gibt es alljährlich wenigstens eine Examensarbeit mit Museumsbezug bei mäßiger Anzahl (zwischen eins und sieben), nach 2006 klettern alle Werte in den zweistelligen Bereich, die Höchstwerte liegen mehrmals bei 19 (2010, 2014, 2015, 2018), je einmal bei 25 (2017) und 22 (2019). Wachsende Neigungen zur „versteckten Museologie“ ließen sich auch im Lebenswerk von drei wichtigen Fachvertretern aufspüren: Museumsbezogene Publikationen halten bei Otto Lauffer einen Anteil am Gesamtwerk von 7,0 Prozent, bei Bernward Deneke von 8,3 Prozent, bei Gottfried Korff hingegen, obwohl er die wenigsten Berufsjahre im Museumsdienst verbrachte, 30,4 Prozent.¹⁹

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Sachkulturforschung am wachsenden Ausstoß an Hochschulschriften anfänglich gut partizipieren kann, doch in Relation zu den anderen Forschungsfeldern des Fachs, darunter auch die neuartige Museumsforschung, hatte die Sachkulturforschung – wenn die Signale der Examensarbeiten zutreffen – ihre größte Bedeutung um 1970 und besitzt im 21. Jahrhundert mit einem Anteil um fünf Prozent deutlich weniger Gewicht. Das Aufleben des Teilgebiets Textilforschung lässt die letzten Untersuchungsjahre etwas positiver erscheinen, aber einschlägige Dissertationsthemen bleiben rar: Ein beliebtes, blühendes Forschungsgebiet müsste andere Werte aufweisen.

19 Ebd.

Erster Untersuchungsfall: die Schlee-Kontroverse

An einem Vortrag, den der Schleswiger Landesmuseumsdirektor Schlee auf der außerordentlichen Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 3. April 1970 in Mainz hält, entzündet sich ein vehementer Wortwechsel. Als Kontext ist die aufgeladene Stimmung der Volkskunde in ihrer größten Zerreißprobe zu sehen: „Was beim Detmolder Kongreß bestürzend zutage trat – die unnötig harte Polarisierung der Standpunkte und die Gefahr einer Verketzerung des Andersdenkenden, weil statt Sachdiskussionen Eruptionen aus kaum auslotbaren Gefühlstiefen die Szene beherrschten –, das hallt auch noch in dem Mainzer Vortrag von Ernst Schlee nach“.²⁰ Schlee entwirft das Bild einer eigenständigen Museumsvolkskunde mit dem Hinweis, dass es nur wenige namentlich gekennzeichnete Volkskundemuseen gebe, aber viele Museen, in denen „ein volkskundliches Interesse mit im Spiele“ sei; folglich seien volkskundliche Sammlungen „etwas anderes als bloße ‚Veranschaulichung‘ des Stoffes, mit dem sich das akademische Fach befaßt“.²¹

Schlee zieht mehrmals Grenzen gegenüber – nicht namentlich ausgewiesenen – genteiligen Meinungen, um die Besonderheiten der Museumsvolkskunde zu fassen. Er verwahrt sich gegen die Meinung, „dem Sammeln müsse allemal eine gründliche Forschung vorausgehen“, mit der These: „Sammeln ist, wenn es in wissenschaftlichem Geist geschieht, eine eigene Art des Forschens, freilich keine, die allein schon ans Ziel führt.“²² Für das wesentliche fachliche Ergebnis des Sammelns schlägt Schlee die Bezeichnung „Monumentation“ vor: Diese „beläßt dem präsentierten Objekt seine volle Realität und damit alle denkbaren Aspekte. Dabei bleibt ihm die ganze Vielfalt seiner Deutungsmöglichkeiten gewahrt; es kann immer wieder unmittelbar befragt werden, befragt aber nicht nur nach sprachlich, d. h. begrifflich-rational faßbaren Daten, sondern – und das ist entscheidend – nach Tatbeständen seiner Anschaulichkeit. [...] Die Bedeutung der Anschaulichkeit als einer besonderen Kategorie des Erkennens wird von der Volkskunde, wie sie sich, allgemein betrachtet, in ihrer Literatur und auch in ihrem akademischen Betrieb von heute darstellt, offensichtlich verkannt.“²³ Anscheinend als Dachbegriff dieser Erwägungen spricht Schlee von einer „Volkskunde des Anschaulichen“, von der die Universitätsvolkskunde „Abstinenz“ übe; dahinter legt Schlee den Eindruck, dass „man ästhetische Kategorien aus dem volkskundlichen Begriffsarsenal überhaupt eliminieren möchte“, weil sie in die Zuständigkeit der Kunstgeschichte fielen.²⁴

Schlee erfährt schroffe Kritik. Scharfe reibt sich insbesondere an den Schlüsselbegriffen „Anschauung“ und „Monumentation“; als implizites Thema ist im Blick zu

20 Hans-Ulrich ROLLER: Volkskunde des Geschauten? In: Zeitschrift für Volkskunde, 66 (1970), S. 78–83, hier S. 78.

21 Ernst SCHLEE: Das volkskundliche Museum als Herausforderung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 66 (1970), S. 60–76, hier S. 61f.

22 Ebd., S. 62.

23 Ebd., S. 63.

24 Ebd., S. 64 und 74.

behalten, dass Schlee in seinem Referat Scharfes Publikation über evangelische Andachtsbilder kritisierte. Scharfe behauptet, „daß ‚Anschauung‘ Ideologie ist und wüste Realität schön, [...] daß die als unvermittelt gedachte ‚Anschauung‘ die Perversion bürgerlicher Ästhetik ist“.²⁵ „Anschauung ist so sehr vermittelt, daß sie allenfalls unser Bewußtsein, nie aber Realität reproduziert. Sie speit Ideologien aus, und das umso mehr, je eher sie glaubt, eine Anschauung aus erster Hand zu sein, die es im Museum mit ‚Wirklichkeit‘, mit ‚Zeugen‘, mit ‚ungekürzter Realität‘ zu tun hat“.²⁶

Scharfe bleibt nicht unwidersprochen. Seine Unterstellung, Schlee halte die „Anschauung“ für unvermittelt, wird als „mit Sicherheit unrichtig“ abgelehnt; für „die ‚Anschauung‘ als Kategorie des (unmittelbaren) Erkennens“ wird Kant als Kronzeuge aufgerufen.²⁷

Verbindlicher kommt Roller daher mit der Aussage, niemand widerspreche dem Wunsch Schlees, dass „die sinnlich-stoffliche Erscheinungsform vorrangiges Erkenntniskriterium“ sei, aber „mit dem Vorbehalt, daß auch Anschauung nichts Objektives ist, sondern jeweils vermittelt, und daß es den Gegenstand in seiner Entstehung und Funktion bestimmende Bedingungen gibt, die nicht an ihm selbst ablesbar sind“.²⁸ Dennoch rückt Roller von Schlee ab: „Bei aller Anerkennung der Forschungsarbeit, die die wissenschaftlich ernst zu nehmende ‚Volkskunde des Anschaulichen‘ geleistet hat, neue Impulse und weiterführende Erkenntnisse sind z. Zt. und zukünftig wohl eher von sozialwissenschaftlich, kultur- und wirtschaftsgeschichtlich orientierten Forschern zu erwarten, die – selbstverständlich unter analytischer Einbeziehung der Funktion des Ästhetischen im weitesten Sinne – der vielgesichtigen Realität der Dingwelt und ihren vielschichtigen und mehrsträngigen Bedingungen und Bindungen nachgehen.“²⁹

Die Schlee-Kontroverse hat eine persönliche und eine fachgeschichtliche Nachwirkung: Schlee erleidet wenige Tage nach der Kontroverse einen Herzinfarkt; in Mainz wird die „Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen“, Vorgängerin der Kommission „Sachkulturforschung und Museum“, gegründet, doch muss Schlee den ihm übertragenen stellvertretenden Vorsitz aus gesundheitlichen Gründen zurückgeben.³⁰

25 Martin SCHARFE: Das volkscundliche Museum als Zumutung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 66 (1970), S. 76–78, hier S. 76.

26 Ebd., S. 77.

27 Lothar PRETZEL: Das volkscundliche Museum als Schau populärer Leistungen. In: Zeitschrift für Volkskunde, 67 (1971), S. 38–50, hier S. 42.

28 ROLLER (wie Anm. 20), S. 80.

29 Ebd., S. 83.

30 H. PLATH: Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen. In: dgv-informationen, 79 (1970), H. 1/2, S. 15; Günter WIEGELMANN: Rücktritt des stellvertretenden Vorsitzenden. In: ebd., 80 (1971), H. 2, S. 42.

Zweiter Untersuchungsfall: Mohrmann-Kommentare zu Götttsch

Götttsch referiert auf der Tagung der Arbeitsgruppe Kulturhistorische Museen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (heute: Kommission Sachkulturforschung und Museum) und resümiert, es hätten zwar immer wieder Personen der Universitätsvolkskunde auf den bisherigen Arbeitsgruppen-Tagungen vorgetragen, „aber ihre Beiträge bezogen sich fast ausschließlich auf das Museum als Medium der Übermittlung“; zum Kontrast der Universitäts- und Museumsvolkskunde ergänzt sie die überraschende Frage, ob die Museen die Universitäten überhaupt brauchen, weil Museen schon selbst als forschende Einrichtungen definiert seien.³¹

Den Universitäten bescheinigt sie eine weitgehende Abstinenz von Sachkulturforschung: „Denn bis heute kommt der materiellen Kultur in der universitären Ausbildung eine nur marginale Bedeutung zu, das liegt sicher auch daran, daß in der universitären Forschung wenig mit Objekten gearbeitet wird und sie häufig nicht als Quelle ernst genommen werden, sondern bestenfalls als Belege für Thesen dienen, die aus anderen Quellen gewonnen werden.“ Dieser Mangel pflanze sich in die nächste Generation – und damit auch zu den Museumsfachleuten mit volkskundlicher Qualifikation – fort: „Aber wer im Studium nicht gelernt hat, Objekte als Quellen zu nutzen und zu benutzen und immer nur auf andere methodische Zugänge verwiesen wurde, wenn es um die Annäherung an eine Wirklichkeit ging, der wird diese Distanz auch am Museum nicht unbedingt verkürzen können.“³²

Mohrmann reagiert implizit im Erscheinungsjahr des Tagungsbandes und ein weiteres Mal mit acht Jahren Abstand, nun mit explizitem Bezug auf Götttsch. Mohrmann betrachtet den Regensburger Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde („Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs“, 1981) als Schlussstrich: „Die unguete Hierarchisierung, die die Beschäftigung mit der geistigen Kultur ungleich höher ansetzte als die mit Realien und Objekten, sollte endgültig der Vergangenheit angehören. Diese Perspektivenänderung ist in der Tat gelungen. Die Kulturgeschichte des Dinggebrauchs und die historische Sachforschung stehen heute innerhalb – und ausserhalb – ihres Faches keineswegs mehr unter dem Zwang, ihre Existenzberechtigung als wissenschaftliche (Teil-)Disziplin jeweils neu begründen zu müssen.“³³

Mohrmann zählt sieben als ertragreich eingeschätzte Felder der Sachforschung, von Haus- bis Nahrungsforschung, auf und stellt fest: „Was mir für praktisch alle genannten Teilbereiche der Sachforschung heute symptomatisch und höchst glücklich

31 Silke GÖTTTSCH: Universität und Museum – mögliche Begegnungen? In: Susanne Abel (Hg.): Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum. Tagungsbeiträge der Arbeitsgruppe „Kulturhistorische Museen“ in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Hildesheim, 3.–5.10.1990 (Mitteilungen aus dem Roemer-Museum Hildesheim, NF 3). Hildesheim 1992, S. 46–52, hier S. 46.

32 Ebd., S. 50.

33 Ruth-E. MOHRMANN: Perspektiven historischer Sachforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 88 (1992), H. 3/4, S. 142–160, hier S. 153.

zu sein scheint, ist das selbstverständliche Mit- und Nebeneinander von Museumswissenschaftlern und Universitätsleuten. Dies war keineswegs immer so, und die Zeiten, in denen Universitätswissenschaftler eher geringschätzig auf die Museumsleute und ihre Sachforschung herabblickten, sind so lange noch nicht Vergangenheit.³⁴ Im Gegensatz zu Göttisch kann Mohrmann „wahrlich nicht sehen“, dass die Sachkultur-forschung in den Universitäten völlig bedeutungslos geworden sei. Sie interpretiert Göttisch dahingehend, dass es ihr „ausschließlich um die Objekte selbst“ und nicht um einen „aus welchen Quellen auch immer gewonnenen Erkenntnisgewinn über Objekte“ gegangen sei; dies allein ist aber nach Mohrmann „für ‚mögliche Begegnungen‘ zwischen Universität und Museum ein eindeutig zu eng umgrenztes Feld“.³⁵

Mohrmann schließt mit rosigen Zukunftsaussichten: „Aufgaben für die historische Sachforschung gibt es mehr als genug, und ihre Zukunftsperspektiven innerhalb und ausserhalb des Faches sind selten so günstig gewesen wie jetzt.“³⁶ „Daneben darf die Politik der kleinen Schritte nicht vergessen werden, die vom genauen gegenseitigen Zuhören, das die Voraussetzung gegenseitigen Verstehens ist, bis zu gemeinsamen Großprojekten reichen muß. Daß hierzu gerade auch die kontrovers geführten Debatten des letzten Jahrzehnts ihren konstruktiven Beitrag geleistet haben, ist dem Fach, ist den Museen, ist der universitären Lehre und Forschung zu wünschen.“³⁷

Dritter Untersuchungsfall: die Lipp-Kontroverse

Die bekannteste und lebhafteste dieser Auseinandersetzungen um die Sachkultur-forschung ist ein Zufallsprodukt: Die Göttinger Volkskunde-Professorin Carola Lipp nutzt einen Beitrag in der Zeitschrift für Volkskunde, um ihre Unzufriedenheit damit zu bekunden, dass Alltag zum „vereinheitlichenden und identitätsstiftenden Dachbegriff des Faches geworden“ ist, etliche Publikationen aber davon absehen, diesen Dachbegriff zu definieren oder gar seine Implikationen in den Blick zu nehmen.³⁸ Aus diesem Anlass umreißt sie den Begriff Alltag näher, fasst die Geschichte der Alltagskultur-forschung und der Volkskunde (im relevanten Zeitfenster der 1970er Jahre) zusammen, um dann Bezüge der Alltagsforschung zur Wissenschaftskultur, zur Arbeiterkultur und zum Kulturbegriff aufzufalten. In diesem Panorama ist ein Abschnitt von rund zwei Druckseiten mit „Sachkultur-forschung und das Problem der Subjekt-zentrierung“ überschrieben.³⁹

34 Ebd., S. 154.

35 Ruth-E. MOHRMANN: Perspektiven der Sachkultur-forschung zwischen Museum und Universität. In: Jan Carstensen, Joachim Kleinmanns (Hg.): Freilichtmuseum und Sachkultur. Festschrift für Stefan Baumeier zum 60. Geburtstag. Münster 2000, S. 287–295, hier S. 289f.

36 MOHRMANN (wie Anm. 33), S. 157.

37 MOHRMANN (wie Anm. 35), S. 295.

38 Carola LIPP: Alltagskultur-forschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde, 89 (1993), S. 1–33, hier S. 1.

39 Ebd., S. 12–14.

Diese kurze Textpassage nutzt Lipp, um einige aus ihrer Sicht existierende Mängel in der wissenschaftlichen Arbeit zu benennen: Sie vermisst Einsicht darin, dass „Objekte als Produkte symbolischen Handelns eine über sich und ihre unmittelbare Funktion hinausweisende Zeichenhaftigkeit besitzen, daß sie einen subjektiven Ausdruck kultureller Normen und Wertvorstellungen repräsentieren“. Sie brandmarkt Günter Wiegelmann dafür, dass er 1979 einen länger geplanten Band zur Sachkulturforchung „kurzerhand“ mit dem Titel „Geschichte der Alltagskultur“ versehen habe, um den Anschluss der Sachkulturforchung an das aktuelle Thema Alltag zu schaffen. Als Kernproblem stellt sie heraus: „Die für die Alltagsforchung charakteristische Subjektzentrierung hat die klassische Sachkulturforchung nie nachvollzogen“, begnüge sich stattdessen „mit einem festen Repertoire an kulturellen Deutungsmustern“ wie dem „Bedürfnis nach Imitation oder Abwechslung“. Ein Viertel dieses Abschnitts dient dazu, Publikationen von Mohrmann zu kritisieren, insbesondere deren Habilitationsschrift „Alltagswelt im Land Braunschweig“, zu der es bündig heißt: „Da die Datenbasis objektzentriert angelegt ist, kommen die in den Quellen vorhandenen Sinnstrukturen des Alltags, d. h. menschliche Beziehungen, familiäre Konstellationen oder Tradierungswege in der systematischen Analyse zu kurz.“ Ferner findet Lipp einen lobenden Satz für Andrea Hauser, sie deklariert Volker Glüntzer als wegweisend und verweist abschließend auf eine vielversprechende Studie, die wohl nicht zufällig in der Universität Göttingen entstanden ist. Das Ende des gesamten Zeitschriftenaufsatzes bilden anderthalb Seiten unter dem Zwischentitel „Das Ende des Alltags in Museum und Wissenschaft?“,⁴⁰ darin stellt Lipp schlaglichtartig ihre Kritik an Museumsausstellungen zur Alltagskultur vor.

Nur der Textausschnitt zur Sachkulturforchung findet lebhafte Resonanz in Form von aus einer Podiumsdiskussion an der Universität Göttingen entwickelten Aufsätzen. Anstelle namentlich genannter Personen geht Helmut Ottenjann ins Rennen, dessen Museumsdorf Cloppenburg wohl als Schwergewicht in der Sachkulturforchung gelten kann. Sein zentraler Vorwurf besagt, durch Lipp werde „eine seit den 70er Jahren überwunden geglaubte Diskussion um eine verhängnisvolle dichotomische Sichtweise erneut aufgegriffen, die die Priorität der ‚geistigen‘ vor der ‚materiellen‘ Kultur behauptet, die der Subjekt-Zentrierung in der Forchung eine Vorrangstellung gegenüber der Objekt-Zentrierung einräumt“, und so die auf Objekte konzentrierte Museumsvolkskunde „als zweitrangig abqualifiziert“.⁴¹

Ottenjann schätzt Lipps Äußerungen als ungerechtfertigt ein und hält dagegen: „Forchungsprojekte der Universitäts-Volkskunde, die den Sachkultur-Bereich tangierten, unternahmen den redlichen Versuch, die freigelegten Argumente und Ergebnisse der Museums-Volkskunde zu reflektieren und in die Gesamtbetrachtung miteinzubeziehen. Hingegen fehlen Pilotprojekte zur Sachkultur-Forchung, die den historischen

⁴⁰ Ebd., S. 26f.

⁴¹ Helmut OTTENJANN: Alltagskultur und Alltagsgeschichte im Museum. Das Museum als Stätte der Realien-Wissenschaft und Realien-Präsentation. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 72–79, hier S. 73.

Gegenstand zum Ausgangs- und Mittelpunkt wissenschaftlicher Analysen machen, in der Universitäts-Volkskunde bislang gänzlich.“ Eine kleine Spitze mag darin liegen, dass Ottenjann darauf verweist, dass die (fragmentarische) „Theorie der Gegenstände“ wesentliche Impulse aus den Museen und nicht den Universitäten erhalten habe.⁴²

Den zweiten Widerspruch formuliert Meiners. Er räumt Forschungsfehler ein, die die „traditionelle Haus-, Trachten-, Nahrungs- oder Brauchforschung“ machte, indem die handelnden Subjekte häufiger in den Hintergrund rutschten. „Kritisches Reflektieren des eigenen Tuns ist deshalb angebracht“.⁴³ Dazu gehört für Meiners auch die noch ausstehende „Theorie der Dinge“, die Lipp ebenfalls angemahnt habe.⁴⁴ Dennoch hebt er heraus, dass keine andere Disziplin „sich auf ähnliche diffizile Weise den vermeintlich banalen Dingen zu nähern“ weiß, und betont: „die Erforschung materieller Kultur, die über das intensive Objektstudium die agierenden Menschen mit ihren Werten und Zielvorstellungen, ihren Nöten und Ängsten, ihren Wünschen und Mustern aufzuspüren bereit ist, gehört unverzichtbar zur Volkskunde dazu.“⁴⁵

Lipp erhielt die Gelegenheit zur Erwiderung und räumt als berechtigte Kritik ein, dass sie die „Alltagskulturforschung im Museum nur kurz angerissen“ hat; die Ansicht, dass sie die Dichotomie von geistiger und materieller Kultur wieder aufleben lassen hätte, weist sie als „ein Mißverständnis“ zurück.⁴⁶ Sie führt noch einmal breiter aus, was sie unter der mangelnden Subjektzentrierung der derzeitigen Sachkulturforschung (und Museumsarbeit) versteht: Theorien wie die Kulturfixierung, die ohne konkrete handelnde Personen funktionieren, und Darstellungen von Dingen ohne Menschen: „Bei Wiegemann wird das Essen von niemandem gekocht und nur in der Eßsituation gegessen, und im Museum erfährt man selten, wer den Flachs brach und das Leinen in die Schränke räumte.“⁴⁷

Lipp breitet ferner zusätzliche Kritik an bestimmten, stereotypen Ausstellungselementen aus, und sie weiß auch, wie man der „Verflachung und Schablonierung“ entgegen kann: „Kontext darf nicht nur im Katalog in den wissenschaftlichen Aufsätzen zu finden, sondern muß auch im Konzept der Ausstellung umgesetzt sein. Konkretisierung und Abstraktion sind gefragt, strukturelle und nicht nur typologische Reihenbildungen, nicht nur narrative, sondern auch systematische Inszenierungen, strukturelle Oppositionen etc.“⁴⁸ Ob es ihr entgangen ist, wie „schabloniert“ ihre klugen Ratschläge erscheinen, sei dahingestellt; im vorliegenden Zusammenhang ist bemerkenswert, wie Lipp unbewusst die bereits zitierte Kritik von Göttisch bestätigt, dass Personen aus

42 Ebd., S. 76.

43 Uwe MEINERS: Alltagskulturforschung im Museum und an der Universität. Überlegungen zum Standort der Sachvolkskunde. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 80–84, hier S. 81.

44 Ebd., S. 83.

45 Ebd., S. 82, 84.

46 Carola LIPP: Zum Verhältnis von Alltagskultur- und Sachkulturforschung. Eine Antwort auf die kritischen Kommentare der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 85–93, hier S. 86, 90.

47 Ebd., S. 86.

48 Ebd., S. 91.

Universitätsvolkskunde Museen gern auf deren Ausstellungen verkürzen – Lipp will ihre Aussagen zur Sachkulturforschung präzisieren und holt zu einer summarischen Ausstellungsrezension aus.

Mit zeitlichem Abstand lässt sich erkennen, dass Lipp wortreich eine Fortentwicklung der Sachkulturforschung anmahnt, die sich bereits seit den 1970er Jahren vollzog, wie im ersten Abschnitt geschildert wurde. Kühl betrachtet, gilt Lipps ursprünglicher Aufsatz als „keine sonderlich aufregende Angelegenheit; allerdings haben die Passagen über die Sachkulturforschung und das Museumswesen Widerspruch gefunden“. Letztlich gehe Lipp Themen „etwas impressionistisch“ an, wobei ihr die für Museumsarbeit erforderlichen Fähigkeiten und die Sachkulturforschung „fremd geblieben“ seien.⁴⁹ Ottenjann hingegen brachte sein Engagement Anerkennung ein: „Die kritische Auseinandersetzung in wissenschaftlichen Diskussionen hat Helmut Ottenjann nie gescheut, sondern im Gegenteil sehr fair und kooperativ geführt. Besonders dort, wo der Beitrag der Museumswissenschaftler zur Erforschung historischer und gegenwärtiger Sachkultur falsch oder schief eingeschätzt worden ist, erhob Helmut Ottenjann seine Stimme mit Vehemenz.“⁵⁰

Die ganze Kontroverse wirkte auf einen Beobachter wie der sprichwörtliche Sturm im Wasserglas: „Zum Austrag der sich anbahnenden Kontroverse hatte das Seminar für Volkskunde am 6. Dezember 1993 [...] zu einem öffentlichen Streitgespräch in das Volkskundliche Kolloquium nach Göttingen eingeladen, das allerdings weniger kontrovers verlief, als die zahlreich erschienenen Zuhörerinnen und Zuhörer dies erwartet hatten. [...] war auch das Thema der Jahrestagung der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e. V. am 25. April 1994 in Jever der ‚Alltagskulturforschung in Museum und Universität‘ gewidmet, wo Helmut Ottenjann, Uwe Meiners und Carola Lipp nochmals ihre Positionen darlegten und sie in der Diskussion einander weitgehend annäherten.“⁵¹

Vierter Untersuchungsfall: methodologische Meinungsverschiedenheit Heidrich – König

Heidrich formuliert als Einstieg seines Einführungstexts zur Sachkulturforschung, dass dieser innerhalb der Volkskunde seit den 1970er Jahren ein unübersehbares „negatives Ansehen“ zugewachsen sei, außerdem sei sie in der Universität marginalisiert und nur im Museum weiterhin betrieben und fortentwickelt worden. „Die entstan-

49 Bernward DENEKE: Museum und Alltagskultur in subjektzentrierten Perspektiven. In: Bayerische Blätter für Volkskunde, 22 (1995), H. 1, S. 8–14, hier S. 8 und 14.

50 Ruth-E. MOHRMANN: Helmut Ottenjann 65 Jahre. In: Uwe Meiners, Karl-Heinz Ziessow (Hg.): Dinge und Menschen. Geschichte, Sachkultur, Museologie. Beiträge des Kolloquiums zum 65. Geburtstag von Helmut Ottenjann (Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, 6). Cloppenburg 2000, S. 11–13, hier S. 13.

51 Rolf Wilhelm BREDNICH: Editorial. In: Volkskunde in Niedersachsen, 11 (1994), H. 2, S. 71.

dene Kluft zwischen Universität und Museum ist bis heute spürbar und jeweils durch Distanz beziehungsweise Nähe zu den Dingen zu beschreiben.⁵²

König bezieht sich explizit auf diesen Handbuch-Text; sie verringert die behauptete grundlegende Differenz zu einer mangelnden Aufmerksamkeit: „Wenngleich diese quellenübergreifenden Verfahren [betreffend Schrift, Bild und Ding] zumindest für die volkskundliche Kulturwissenschaft gängig sind, so tendiert der universitäre Zweig des Faches zuweilen dazu, die Dinge und Sachen selbst aus dem Auge zu verlieren, während der museale vor lauter Dingen die darin steckenden Sinnprovinzen zu wenig ausleuchtet.“⁵³ König hält der behaupteten Kluft zwischen Universitäts- und Museumsvolkskunde entgegen: „Seit dieser Zeit ist wohl kaum ein Bereich des Faches so stark gewachsen wie die historischen, musealen und universitären Untersuchungen zur materiellen Kultur. [...] Unter dem Gesichtspunkt einer längeren historischen Fachperspektive kann attestiert werden: So eng waren die Interessen zwischen musealer und universitärer Orientierung an der materiellen Kultur vielleicht noch nie, vielleicht ohne dass sie ineinander fallen (müssen). [Fußnote:] Allenfalls mag die Zeit der Identität von Museums- und Universitätsvolkskunde, wie sie Otto Lauffer repräsentierte, vorbei sein.“⁵⁴

Heidrich proklamiert die Notwendigkeit komplexer Fragestellungen, jenseits einer einseitig instrumentellen, ästhetischen, soziologischen Betrachtungsweise oder von „einem ausschließlich subjektzentrierten Zugang (Lipp)“⁵⁵ als Titel wählt er aber eine schlichte Entwicklungsreihe, „Von der Ästhetik zur Kontextualität“. An dieser scheinbaren Leitformel übt König Fundamentalkritik: „Da Dinge aber polyvalent sind, gibt es unterschiedliche Kontexte, sofern man diese nicht auf funktionelle oder soziale Zuordnungen beschränkt sieht und auch die Ästhetik selbst ist ja keineswegs kontextlos. [...] Damit aber wird die vermeintlich so einfache Lösung der Kontextualisierung zur Scheinlösung, denn sie enthebt nicht der Aufgabe, einen wissenschaftlichen, das heißt, intersubjektiv begründbaren Weg aufzuzeigen, warum der funktionale, der ästhetische, der biographische, der historische, der geschlechterspezifische oder der materialikonographische Kontext mit jeweiligen Verknüpfungsoptionen gewählt wurde oder allein zugänglich ist.“⁵⁶

Analyse – der erste Stil: süß

Im Überblick wird deutlich, dass die Diskussion um die Sachkulturforschung im Museum und in der Universität selten klare Kanten zeigt; die von König herbeigeschriebene Meinungsverschiedenheit gegenüber Heidrich, ob Kontextualisierung ein Weg musealer Forschung oder eine unerfüllbare Wunschvorstellung ohne Forschungsin-

52 HEIDRICH (wie Anm. 9), S. 33.

53 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 99.

54 Ebd., S. 103, Grundtext und Fußnote 38.

55 HEIDRICH (wie Anm. 9), S. 33.

56 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 99f.

teresse sei, bietet das als Sonderfall. Häufiger stehen anstelle eindeutiger Aussagen rhetorische Figuren da, die mehr zur Beziehung der Personen als zur Sache aussagen; die verschiedenen Richtungen signalisieren die hier freihändig gewählten Etiketten „süß“, „sauer“ und „steil“.

Die einfachste Version von Süße zeigt sich in der blanken Behauptung von Positivem; so redet König die universitäre Abstinenz von Sachkulturforschung klein mit der unbewiesenen These, die Universitäts- wie Museumsforschung zur materiellen Kultur sei stark gewachsen. Göttisch und Mohrmann verwenden beide die gleiche, entwickeltere Argumentationsform: Sie liefern scheinbar sachliche Beschreibungen, verzichten auf jeden Nachweis und weichen dann auf einen anderen Zusammenhang aus, der oberflächlich zu passen scheint: Es mangelt an Sachkulturforschung, aber die Museen sind eigenständig zur Forschung berechtigt (Göttisch); der Regensburger Kongress war ein Meilenstein, heute gilt wechselseitige Wertschätzung, „das selbstverständliche Mit- und Nebeneinander“ der Museums- und Universitätsvolkskunde, was in der Vergangenheit anders ausschaute und über das Anderssein scheinbar den gegenwärtigen Frieden beweist (Mohrmann). Um beide Positionen zu harmonisieren, unterstellt Mohrmann Göttisch, nur an Sachkulturforschung im engen Sinn zu denken, was zu wenig sei, aber die Meinungsdivergenz erkläre. Wenn Göttisch aber nur einem Missverständnis aufgesessen ist, dann sind die Zukunftsperspektiven so günstig wie nie, da es keine Auseinandersetzungen gebe und man vielleicht positive Konsequenzen aus vergangenen Auseinandersetzungen ziehen könne.

Der zweite Stil: sauer

Scharfe verkörpert das Saure, weil er – typisch für die streitbare Zeit um 1968 – starke Vokabeln auf Schlee niederprasseln lässt: Dessen Begriffsprägung sei Ideologie und Beschönigung, „Perversion bürgerlicher Ästhetik“ und eine geistige Fehlleistung, weil diese Anschauung in Scharfes Worten selber „glaubt, eine Anschauung aus erster Hand zu sein“.

Nicht so polemisch, dafür süffisant fällt Lipp's Säure aus. Sie zitiert Wiegelmann, dass er einen „Leseschock“ erlitten habe im Bemerkten, wie der Alltagsdiskurs einen Bogen um die Sachkultur macht; anschließend unterstellt sie ihm Etikettenschwindel bei der Umbenennung eines Buchs zur Sachkultur als Alltagsgeschichte. Sie zitiert Mohrmann, dass Sachkulturforschung „doch vorrangig aufs Objekt bezogen“ bleibe, um dann anzuprangern, dass sie nichts anderes leiste. Sie spießt das Wort „Realien“ bei Ottenjann auf und nimmt es als Beweis, dass er „noch ganz dem traditionellen Verständnis“ (und nicht dem neuzeitlichen Lipp-Verständnis) verhaftet sei.⁵⁷ Weniger sauer, eher resigniert klingt Schlee, wenn er universitäre Abstinenz und die Ablehnung ästhetischer Kategorien beklagt.

57 LIPP (wie Anm. 46), S. 87.

Der dritte Stil: steile Sentenzen

Die steilste Sentenz dieses Diskursfelds liefert Lipp, wenn sie einen spitzen Satz ankündigt, der dann aber so schlicht und – auch von ihren selbstgewählten Gegnerinnen und Gegnern – schwer zu widerlegen klingt, dass man sich fragen muss, wo wohl die implizite Gemeinheit liegen mag: „Die Komplexität von Lebenswelt wird gewissermaßen reduziert auf die Frage nach dem Funktionswandel, oder, um es pointiert zu sagen: Hunderte von Truhen, Kästen und Schränken repräsentieren für sich noch nicht Alltag.“⁵⁸

Etlche der vorgetragenen Argumente gehören in die Gruppe steiler Sätze, weil die Sprechenden es für unnötig halten, das Gesagte an irgendetwas festzumachen. Einer behaupteten Kluft zwischen Universitäts- und Museumsvolkskunde hinsichtlich der an Universitäten marginalisierten Volkskunde setzt König schlicht die umgekehrte Behauptung entgegen – vorgeblich eine ertragreiche Blütezeit und: „So eng waren die Interessen zwischen musealer und universitärer Orientierung an der materiellen Kultur vielleicht noch nie“. Lipp schreibt geradeheraus: „Der in beiden Papieren geäußerte Vorwurf, daß in Göttingen zu wenig Sachkulturforschung betrieben würde, scheint mir eher ein Vorurteil oder zeugt zumindest von der Unkenntnis unseres Lehrangebots.“⁵⁹ Schlee proklamiert das Sammeln als eigene Art des Forschens, ohne einen dazu passenden Forschungsbegriff zu zitieren.

Einen besonderen Höhepunkt liefern die Protagonisten der Lipp-Kontroverse, wenn sie das jeweils andere Berufsfeld für abgänglich erklären. Ottenjann: „Das Museum wird die Diskussion um die Zukunft der Volkskunde überleben.“⁶⁰ Meiners: „Solange es Museen gibt, wird die Existenzberechtigung von Sachforschung nicht in Frage gestellt. Fraglicher ist da schon, ob die Museen eines Tages noch der Volkskunde bedürfen, wenn sich das Fach dieser Aufgabe nicht konsequent stellt.“⁶¹ Lipp: „Was übrigens die von meinen Kollegen mehrfach latent oder explizit ausgedrückte Drohung betrifft, die Museen bräuchten die Volkskundler nicht mehr, so kann diese angesichts der aktuellen finanziellen Lage, der Etatkürzungen, des Wegfalls von ABM-Mitteln nur bedingt schocken.“⁶²

Der vierte Stil: Sacharin

Das Schlagwort Sacharin soll andeuten, dass eine über die bereits benannte Süße hinausgehende, gekünstelt positive Sicht an den Tag gelegt wird. Mohrmann fühlt sich an akademische Selbstinszenierungen erinnert: „Daß das Sujet, über das zu schreiben man sich anschickt, bisher gar nicht oder falsch, unzulänglich oder unzutreffend dargestellt worden ist, gehört zu den Topoi wissenschaftlicher Einleitungsprosa. [...]

58 LIPP (wie Anm. 38), S. 13f.

59 LIPP (wie Anm. 46), S. 91.

60 OTTENJANN (wie Anm. 41), S. 79.

61 MEINERS (wie Anm. 43), S. 84.

62 LIPP (wie Anm. 46), S. 92f.

Auch Arbeiten zum Verhältnis der sogenannten Universitäts- bzw. Museumsvolkskunde lieben diese Eingangsmetaphorik.“⁶³

Schlee entwirft ein Sondergebiet für sich (und Gleichgesinnte): Er apostrophiert die museale Kernaufgabe des Sammelns als „eigene Art des Forschens“, obwohl er einräumt, damit kein Erkenntnisinteresse zu befriedigen; stattdessen präsentiert er einen neuen, wichtig klingenden Begriff für das Zusammentragen und Bereithalten der Sammlung, die „Monumentation“. Offensichtlich soll das berufliche Handlungsfeld als ein abgetrenntes, gleichwertiges Gebiet wissenschaftlicher Tätigkeit erscheinen – wenn das nicht auf breite Anerkennung stößt, lässt sich ein Selbstwertproblem dahinterlegen. Epistemologisch belastbare Aussagen vermeidet Schlee; stattdessen führt er einen weiteren neuen Begriff ein, die „Anschaulichkeit“, und setzt diesen in eine unklare Beziehung zu Ästhetik. Dieser hergebrachte philosophische Begriff dient einerseits als Schutzwand, hinter der man sich verbergen kann, andererseits als Vehikel, um das Feindbild zu bestimmen – für all jene, die ästhetische Kategorien aus der Volkskunde verweisen wollen. Damit ist Schlees Museumsvolkskunde nicht nur abgegrenzt, sondern auch auf der richtigen, seit Jahrhunderten gefestigten Seite angesiedelt.

Dieser latente Separatismus ist eine Besonderheit bei Schlee; typisch für die Volkskunde ist, Lipp zufolge, vielmehr der „Zwang zur Harmonie, den sich die Volkskunde aufgrund ihrer randständigen und oft bedrohten Stellung im Kreis der sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen glaubt auferlegen zu müssen“.⁶⁴ Zu solcher Burgfriedenswahrung gehören Mohrmanns auf Göttisch bezogene Satzkonstruktionen mit „gewiss ..., aber ...“ und Einräumungen, inwiefern (begrenzt) Göttisch recht habe, oder Königs feine austarierte Verkleidung der Gegebenheiten, dass die Universitätsvolkskunde „zuweilen“ die Dinge nicht mehr im Blick habe, während die Museumsvolkskunde vor lauter Dingen das ethnologische Paradigma der (kulturell gebundenen) Bedeutungen vergesse. Ottenjann würdigt, dass „die Universitäts-Volkskunde mal ein distanziert-kritischer, oft aber auch ein kreativ-kooperativer Partner“ gewesen sei, und streicht den Modernisierungswillen der Museumsvolkskunde heraus, die nicht näher bezeichnete, „allzu festgefügte, verkrustete Strukturen über Bord geworfen“ habe.⁶⁵

Der fünfte Stil: Scheinargumente

Scharfe eröffnet die Diskussion, ob es eine unmittelbare visuelle Erfahrung (Schlees „Anschauung“) geben könne, ohne sich zu fragen, ob Schlee dieser Auffassung überhaupt ist, aber auch ohne seinerseits eine Begründung, etwa mit dem Konstruktivismus, zu liefern: Eine aus der Luft gegriffene Variante des fraglichen Begriffs wird ohne Beweisführung bestritten, um den „Gegner“ in ungutes Licht zu rücken. Die Gegen-

⁶³ MOHRMANN (wie Anm. 35), S. 287.

⁶⁴ LIPP (wie Anm. 38), S. 6.

⁶⁵ OTTENJANN (wie Anm. 41), S. 76.

seite ruft Kant als Schutzpatron an, ohne klar zu sagen, welche konkrete kantische Aussage argumentativ passen würde.

Roller schlägt einen verbindlicheren Ton an, indem er zunächst allgemeine Zustimmung zu einer einzelnen Aussage von Schlee behauptet, dann aber zwei Vorbehalte nachschiebt, die die zuvor gemachte Pauschalzustimmung limitieren. Die Strategie ist ähnlich, weil zuerst dieselbe, von Schlee nicht bestrittene Beschränkung betont wird, dann die Begrenztheit des visuell am Gegenstand Wahrnehmbaren – was unmittelbar einleuchtet, aber keinen Bezug auf Schlees Ausführungen nimmt; den Abschluss bildet das freihändige Totschlagsargument, dass in der Zukunft einige andere Wissenschaftszweige Erfolge feiern werden, Schlees Richtung aber bestimmt nicht; der Brustton der Überzeugung bildet das einzige Fundament. Auch König wendet eine derartige Technik an: Sie seziert einen Denkfehler in Heidrichs titelgebendem Leitsatz, ohne darauf zu achten, dass der Beitrag selbst der plakativen Phrase gar nicht folgt, sondern ständig komplexe Forschungsfragen verlangt (was durchaus auch kritikwürdig ist).

Der sechste Stil: Stellvertreter-Formeln

Eine Besonderheit der Sachkulturforschung liegt in der doppelten institutionellen Bindung an Universität und Museum. Diese wird für die Auseinandersetzung von Seiten der universitären Beteiligten auf spezielle Weise thematisiert: In kontroversen Zusammenhängen werden Museumsfachleute nicht immer als solche, als Kollegen oder Volkskundler angesprochen, sondern als Menschen aus dem Museum. Scharfe macht den Anfang, wenn er seinen Unterstellungen, was Schlee falsch sehe, anschließt: „An der Tatsache, daß die ‚Realität‘ des Museums stets verkürzt ist, können auch tausend Museumspädagogen nicht rütteln.“⁶⁶ Der besondere Unterton ergibt sich daraus, dass die zeitgleich in der Bundesrepublik expandierende Museumspädagogik im Museumswesen selbst als zweitklassig gehandhabt wird – plastisch zu sehen an der Weigerung des (historisch aus einem kunsthistorischen Fachverband hervorgegangenen) Deutschen Museumsbundes, Museumspädagoginnen und -pädagogen als Mitglieder aufzunehmen, was zur Entstehung regionaler Verbände ab 1983 und 1991 zur Gründung des Bundesverbandes Museumspädagogik führte.⁶⁷

Meiners legt selbst den Begriff „Museologe“ vor, allerdings in einer gut überlegten Formulierung („Vielleicht ist auch keine andere Disziplin dazu bereit, den Gegenständen soviel abzulauschen, wie es die von Volkskundlern und Museologen betriebene Sachkulturforschung zu leisten vermag.“⁶⁸). Lipp greift die Vokabel in einer anderen Pointierung auf: Zwar spricht sie im laufenden Text ihres zweiten Aufsatzes mehrfach

⁶⁶ SCHARFE (wie Anm. 25), S. 77.

⁶⁷ Andreas GRÜNEWALD-STEIGER: Information – Wissen – Bildung: Das Museum als Lernort. In: Markus Walz (Hg.): Handbuch Museum. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart 2016, S. 278–282, hier S. 279.

⁶⁸ MEINERS (wie Anm. 43), S. 82f.

von den „Kollegen“ Ottenjann und Meiners – beide sind Volkskundler und haben universitäre Lehraufträge –, doch in der Überschrift heißt es: „die kritischen Kommentare der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners“.⁶⁹

Was Museologie bedeutet, wird nicht verhandelt. Lipp lässt in ihre gesammelte Ausstellungskritik einen Satz mit dem Wort Museologie einfließen, der klarmacht, dass dieses Wort für sie ein Synonym für Ausstellungsgestaltung oder die Verantwortung dafür meint: „Selten gelingt es, historische Erfahrung zu vermitteln; ohnehin tut sich die Museologie als Objektwissenschaft mit der Subjektseite der Alltagserfahrung schwer, denn die Medien der Vermittlung sind nun einmal verschieden.“⁷⁰

Zusammenfassung: Stilformen der volkskundlichen Sachkulturforschung

König zufolge „tut sich das Vielnamenfach Volkskunde wohl nicht schwerer in der Auseinandersetzung mit den Dingen als andere Disziplinen, wobei eben nur die gegenseitigen Schuldzuweisungen universitärer oder musealer Vernachlässigung fachintern auffällig sind“.⁷¹ Diese Aussage überrascht angesichts dessen, dass die Volkskunde einmal die Leitwissenschaft der „historischen Museen“ war, in den letzten zwanzig Jahren jedoch das Interesse des akademischen Nachwuchses an Sachkulturthemen deutlich zurückging; das betrifft auch die tiefergehende Beschäftigung über ein Dissertationsprojekt. Königs mangelndes Einsehen mag daran liegen, dass eines ihrer Interessen bei den Textilien liegt und dieses Forschungsgebiet – im Rahmen des generellen Schwunds der Sachkulturforschung – sich mit alljährlich nachweisbaren einschlägigen Hochschulschriften⁷² als stabiler erweist als beispielsweise die immer weniger Interesse anziehende Handwerksforschung.

Diese Faktenlage ist ebensowenig Thema der innerfachlichen Kommunikation wie die – wenn man die geringere Menge der Hochschulschriften vernachlässigt – umgekehrt proportionale Entwicklung der Erforschung der Museen, speziell der Museumsausstellungen, in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, die auch im wissenschaftlichen Lebenswerk bekannter Fachvertreter ablesbar ist.

Vorgetragen werden stattdessen unbelegte Thesen und Wertungen, sowohl geschönte als auch abstrafende. Einer sorgfältigen Überprüfung halten die meisten Aussagen nicht stand, einige enthalten absichtliche Bezugsfehler, um treffsicher zu klingen, ohne den eigentlich herangezogenen Inhalt damit zu bearbeiten. Schlee wählt als Alternative den freiwilligen Rückzug in ein selbst zugeschnittenes Sonderterritorium – für das er Angriffe erntet. Kritische Auseinandersetzungen finden sich in begrenzter Dosierung auf Nebengebieten – anschaulich sowohl in den Attacken auf Schlees ter-

69 LIPP (wie Anm. 46).

70 LIPP (wie Anm. 38), S. 26.

71 KÖNIG (wie Anm. 2), S. 103.

72 WALZ (wie Anm. 16), S. 61.

minologische Selbsteinhausung als auch in der anhand eines kleinen Ausschnitts des ursprünglichen Aufsatzes entflammten Lipp-Kontroverse.

Während Lipp einen „Zwang zur Harmonie“ empfindet, hat die Sichtung mehrerer Debatten eher den Eindruck erbracht, dass der Kern der Thematik nie behandelt wird, während regelmäßig Animositäten durchscheinen: Rhetorische Figuren ersetzen die fachlich-sachliche Auseinandersetzung, kritische Worte einer Kollegin werden genüsslich gegen diese selbst verwendet, universitäre Fachleute verwenden unrichtige Berufsbezeichnungen (Museumspädagoge, Museologe) gegen Fachvertreter, die im Museum arbeiten. Damit schiebt sich die Präsentation eigener Selbstwert-Einschätzungen vor den gewiss beachtenswerten Zustand eines Teils der Disziplin – dieses Forschungsgebiet schrumpft real, aber die etablierten Personen des Fachs reden unsachlich über Sachkulturforschung.

BERND RIEKEN

Ressentiment und Abwehr in der Volkskunde/ Europäischen Ethnologie oder: Über Vorbehalte gegenüber der Tiefenpsychologie als Kulturstil

Ein Fallbeispiel aus der psychoanalytischen Praxis

Ein Patient, Ende 20, technische Ausbildung auf Matura-Niveau, kommt wegen einer neurotischen Depression und Alkohol-Problemen in Psychotherapie. Er ist halbtags in einem mittelgroßen Unternehmen tätig, jedoch unzufrieden, weil seine Arbeit nicht seiner Ausbildung entspricht und er beruflich aufsteigen möchte. Gleichzeitig hat er aber große Angst davor. Er studiert nebenher an einer Fachhochschule, um zumindest ins mittlere Management zu gelangen, doch gelingt es ihm nicht, kontinuierlich Lehrveranstaltungen und Prüfungen zu absolvieren. Er kommt zweimal pro Woche in Therapie und liegt auf der Couch. In der siebten Stunde unterbreite ich ihm die Möglichkeit, seinen Konflikt szenisch auszudrücken:

„Ich schlage vor, er möge sich vorstellen, dass das Liegen auf der Couch seinen derzeitigen beruflichen Zustand symbolisiere, mit dem er unzufrieden sei. Da er ‚aufsteigen‘ wolle, solle er das ganz wörtlich nehmen, indem er sich erhebe, von der Couch aufstehe und sich das Aufstehen als Vorgang und anzustrebenden Zustand, nämlich als beruflichen Aufstieg, ausmalen möge“.¹

Damit sich der Patient dabei nicht beobachtet fühlt, verlasse ich für ein paar Minuten den Ordinationsraum. Als ich nach der vereinbarten Zeit wieder hineingehe, staune ich nicht schlecht, denn der Patient steht nicht, wie ich vermutet habe, am Boden, sondern auf der Couch. Wegen seines zögerlichen Lebensstils unterliegt er nämlich großem Druck und möchte daher besonders rasch „aufsteigen“. Das jedoch führt zu Unsicherheit, symbolisch dargestellt anhand des Stehens auf der Couch, das zwar eine höhere Stufe darstellt als das Stehen am Boden, aber gleichzeitig durch größere Unsicherheit erkaufte ist, da ohne festen Grund. Auf dem Patienten lastet demzufolge

¹ Bernd RIEKEN: Im Stehen auf der Couch oder: Zwischen „Oblomow“ und „Faust“. Überlegungen zur individualpsychologisch-analytischen Körperpsychotherapie. In: Peter Geißler, Bernd Rieken (Hg.): *Der Körper in der Individualpsychologie. Theorie und Praxis*. Gießen 2017, S. 239–259, hier S. 242. – Das Folgende ausführlicher im eben genannten Beitrag.

einerseits der Druck, sich beruflich weiterentwickeln zu wollen, weswegen er nie zur Ruhe kommt und ähnlich wie Goethes Tragödienheld Faust kaum imstande wäre, irgendwann einmal „zum Augenblick [zu] sagen: Verweile doch! du bist so schön!“² Andererseits empfindet er die Anforderungen der modernen, beschleunigten Gesellschaft als zu übermächtig, um ihnen gewachsen zu sein. Daher flüchtet er in den Alkohol oder bleibt, ähnlich wie Iwan Gontscharows Romanheld Oblomow,³ im Bett liegen, um nicht an die Fachhochschule zu gehen und dort Vorlesungen hören oder Prüfungen ablegen zu müssen.

Gleichzeitig hat er Angst davor, in dem Moment zu scheitern, da er aufgestiegen ist, weil dann der Fall aus einer größeren Höhe erfolgte. Auch hier existieren kulturgeschichtliche Parallelen, und zwar zum barocken Begriff des Tragischen, der durch eben diese Fallhöhe charakterisiert ist. Dieser steht zwar in einem anderen historischen Kontext, dem christlichen Ordo-Gedanken, d. h. der nachmittelalterlichen Ständeordnung,⁴ doch wenn wir diese auf eine allgemeinere symbolische Ebene heben, treten die Analogien zur Fallgeschichte deutlich hervor: Der Vogel, der zu hoch fliegt, kann besonders tief fallen.

Das Fallbeispiel soll zweierlei verdeutlichen:

- 1.) Es soll neben dem Heilungs-Aspekt den Erkenntniswert tiefenpsychologischen Denkens veranschaulichen, das stets mit den Einflüssen des Unbewussten rechnet. Nicht klar ist dem Patienten zum Beispiel, dass er unbewusst an seinen Misserfolgen festhält, um sich vor größeren Schicksalsschlägen, sprich dem Fall aus großer Höhe, zu schützen.
- 2.) Psychotherapie ist zwar auf den Einzelfall bezogen, steht aber in Zusammenhang mit mannigfachen gesellschaftlichen und kulturgeschichtlichen Bezügen, so dass die gleichzeitige Sicht auf den Einzelnen und auf die Gesellschaft miteinander vereinbar sein kann. Das mag den Lesern als Platitüde erscheinen, ich möchte aber dennoch darauf hinweisen, weil Wissenschaften, die entweder den Einzelnen oder das Kollektiv ins Auge fassen, in der Regel getrennte Wege gehen. Das gilt auch für die Tiefenpsychologie bzw. Psychoanalyse und die Volkskunde bzw. Europäische Ethnologie. Dabei gäbe es eine Vielzahl an Berührungspunkten, die sich a) aus dem Gegenstand und b) aus den kulturgeschichtlichen Einflüssen auf beide Disziplinen ergeben.

2 Johann Wolfgang von GOETHE: Faust. Erster Teil. In: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. 3: Dramatische Dichtungen I. Hg. von Erich Trunz. 15. Aufl. München 1993, S. 7–145, hier S. 57 (Verse 1699f.).

3 Iwan GONTSCHAROW: Oblomow. Roman in vier Teilen. Hg. und übersetzt von Vera Bischitzky. München 2012.

4 Vgl. Gertrud M. ROESCH: Ständeklausel. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. III. Hg. von Jan-Dirk Müller. Berlin, New York 2007, S. 494ff.

Berührungspunkte zwischen Psychoanalyse und Volkskunde

Ad a): Beiden Wissenschaften ist seit jeher ein unbefangener Blick auf die vermeintlichen Niederungen des Alltags eigen. Bezogen auf die Tiefenpsychologie, wäre zunächst vor allem an Sigmund Freuds Schrift „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ zu denken,⁵ in der er darlegt, dass ein Großteil der alltäglichen Fehlleistungen, etwa das Verschreiben, das Sich-Versprechen, Vergreifen oder Verlegen von Gegenständen, nicht zufällige Handlungen sind – „Zufall“ ist ohnehin ein Begriff, der oftmals mehr verschleiert als enthüllt –, sondern unbewusst einen Sinn ergeben. Etwas komplexere Verhaltensweisen im Alltag, etwa dass jemand immer wieder Probleme mit Vorgesetzten hat oder dass Liebesbeziehungen von nur kurzer Dauer sind, weil man sich stets erneut auf den gleichen problematischen Charaktertypus einlässt, lassen sich ebenfalls recht gut dann erklären, wenn man die Macht des Unbewussten in Rechnung stellt, in dem Fall Übertragungsmechanismen⁶ bzw. den Wiederholungszwang,⁷ Phänomene, welche allzumal auf das Beziehungssystem in der Kindheit zurückgehen, indem wir uns als Erwachsene – gemäß dem Ähnlichkeitsprinzip als fundamentalem Orientierungsrahmen – so verhalten, wie wir uns gegenüber wichtigen Bezugspersonen in längst verflossenen Zeiten verhalten haben. Ein weiteres Beispiel wäre der Umstand, dass es immer wieder Personen gibt, die wir nicht mögen oder die uns immer wieder aufregen. Das hat oftmals mit Verdrängung zu tun, nämlich mit der Verdrängung unliebsamer Anteile in uns, welche wir in der anderen Person unbewusst wahrnehmen. Das haben bereits die großen Dichter gewusst. So heißt es etwa bei Franz Grillparzer: „Wir sind gegen keine Fehler an andern intoleranter, als welche die Karikatur unsrer eigenen sind“.⁸ Daran sieht man aber auch, dass die Kraft des Unbewussten auf kognitivem Wege eher schwierig zu vermitteln ist, weil es dabei auch und insbesondere um Erlebnisqualitäten geht, die mit Emotionen und Affekten einhergehen. Oder würden Sie, verehrte Leserin und verehrter Leser, gern zugeben, dass Personen, welche Sie aus bestimmten Gründen hassen, ähnlich gestrickt sind wie Sie?

Es ist also der Alltag, mit dem die Psychoanalyse sich großenteils befasst, denn es sind oftmals die kleinen, unbedeutenden Dinge, welche das Leben erschweren, etwa die schon fast sprichwörtliche Zahnpasta-Tube, welche der Mann nach Gebrauch nicht wieder zuschraubt und seine Frau dadurch zur Weißglut bringt. Es geht daher, mit den Worten Sigfried Giedions, „um äußerlich bescheidene Dinge [...], die gewöhnlich nicht ernstgenommen werden. Aber so wenig wie in der Malerei kommt es in der Geschichte auf die Größe des Gegenstandes an. Auch in einem Kaffeelöffel spiegelt

5 Sigmund FREUD: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. In: Gesammelte Werke, Bd. IV. 9. Aufl. Frankfurt am Main 1990 (1901b).

6 Siehe Reinhard HEROLD, Heinz WEISS: Übertragung. In: Wolfgang Mertens, Bruno Waldvogel (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3. Aufl. Stuttgart 2008, S. 799–811.

7 Stefan REICHARD: Wiederholungszwang. In: Wolfgang Mertens, Bruno Waldvogel (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3. Aufl. Stuttgart 2008, S. 843–848.

8 Franz GRILLPARZER: Aphorismen. In: Grillparzers sämtliche Werke in zwanzig Bänden, Bd. 15. Hg. von August Saurer. Stuttgart 1892, S. 166.

sich die Sonne“.⁹ Darum geht es auch in der Volkskunde. Carlo Ginsburg hat in seinem vielbeachteten Aufsatz „Spurensicherung“ das Vermögen, kaum sichtbare Spuren zu lesen, in Verbindung gebracht mit der Betrachtung von Details, der „Andacht zum Unbedeutenden“. Dabei bezieht er sich auf „Symptome (bei Freud), Indizien (bei Sherlock Holmes) und malerische Details (bei Morelli)“¹⁰ – ein Ansatz, der in der Europäischen Ethnologie vor allem von Rolf Lindner¹¹ und Martin Scharfe hervorgehoben wird. Während von ihnen das scheinbar Normale und Unauffällige thematisiert wird, hebt Utz Jeggle den Umgang „mit dem Schwierigen, Schrägen und dem Irresein“ hervor, „weil oft das Normale und das Irrationale verwandt, ja deckungsfähig sind“.¹² Er verdeutlicht seine Überlegungen anhand des Traums, des Wahns, des Aberglaubens sowie des Verlierens und Findens von Gegenständen, sich dabei unter anderem auf Freuds „Psychopathologie des Alltagslebens“ beziehend.

Es könnten noch viele weitere Beispiele aufgelistet werden, denn die Berührungspunkte zwischen Tiefenpsychologie und Volkskunde sind mannigfacher Natur. Nur zwei möchte ich herausgreifen. Da wäre

- 1.) etwa der Bereich des magischen Denkens, der in der älteren Volkskunde unter dem Begriff Volksglauben subsumiert wurde. So schreibt Freud etwa über den „bösen Blick“: „Wer etwas Kostbares und doch Hinfälliges besitzt, fürchtet sich vor dem Neid der anderen, indem er jenen Neid auf sie projiziert, den er im umgekehrten Fall empfunden hätte“.¹³ Oder man denke an den Komplex des Unheimlichen, von dem Freud sagt, dass es „wirklich nichts Neues oder Fremdes“ sei, „sondern etwas dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozeß der Verdrängung entfremdet worden ist“.¹⁴ Oder man denke überhaupt an das magische Denken mit seinen animistischen Vorstellungen, welche nach den bahnbrechenden Forschungen des französischen Entwicklungspsychologen Jean Piaget Teil jeder Kindheit sind.¹⁵
- 2.) wäre aus dem Gebiet der volkskundlichen Erzählforschung der Bereich des autobiografischen Erzählens und der Feldforschung zu erwähnen. Denn wenn man sich mit einzelnen Personen und ihrer Lebensgeschichte befasst, ist es möglicherweise

9 Siegfried GIEDION: Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Frankfurt am Main 1987, S. 19.

10 Carlo GINZBURG: Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. In: Ders.: Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Berlin 2011, S. 7–57, hier S. 17.

11 Rolf LINDNER: Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der „Andacht zum Unbedeutenden“. In: Zeitschrift für Volkskunde, 107/2 (2011), S. 155–169.

12 Utz JEGGLE: Inseln hinter dem Winde. Studien zum „Unbewussten“ in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase, Kaspar, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 25–44, hier S. 27.

13 Sigmund FREUD: Das Unheimliche. In: Gesammelte Werke, Bd. XII. 6. Aufl. Frankfurt am Main 1986 (1919h), S. 227–268, hier S. 253.

14 Ebd., S. 254.

15 Jean PIAGET: Das Weltbild des Kindes. Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980.

von Interesse, sich nicht nur mit soziokulturellen, sondern auch mit individuellen bzw. familiengeschichtlichen Aspekten zu befassen und die diesbezüglichen Theorien zu konsultieren. Wenn etwa Stefan Wellgraf in seiner Habilitationsschrift „Schule der Gefühle. Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten“ meint: „Eine ‚dichte‘ Beschreibung der emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit ermöglicht eine differenzierte und situierte, doch zugleich drastische und zugespitzte Gesellschaftskritik“,¹⁶ dann trifft er meines Erachtens zwar den Nagel auf den Kopf, doch empfindet man es aus tiefenpsychologischer Perspektive gleichzeitig als irritierend, dass der Autor eine Begrifflichkeit wählt, die von dem Freud-Schüler und Kapitalismus-kritischen Sozialisten Alfred Adler in die Wissenschaft eingeführt wurde (als „Minderwertigkeitsgefühl“ bzw. „Minderwertigkeitskomplex“)¹⁷, der indes in keiner Weise Erwähnung findet, auch nicht im Literaturverzeichnis.

Auch für den Prozess der Datenerhebung, sprich Interviews mit Gewährspersonen, kann tiefenpsychologisches Wissen nützlich sein, denn wir wissen vor allem durch George Devereux' ethnopschoanalytischen Klassiker „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“,¹⁸ dass 1.) Feldforschungen oftmals mit großen Ängsten einhergehen und 2.) wissenschaftliche Interessen nicht selten von persönlichen Interessen beeinflusst sind. Daher kann eine tiefenpsychologisch inspirierte Supervision von Nutzen sein, wie es in letzter Zeit vor allem von Jochen Bonz und anderen dargelegt worden ist.¹⁹

Ad b.): Nicht zuletzt zeigt auch die Fachgeschichte, dass beide Disziplinen ähnliche Wurzeln haben. Die wesentlichen Ursprünge der Volkskunde findet man in Aufklärung und Romantik.²⁰ Als sich die Territorialstaaten mit ihrem zentralistischen

16 Stefan WELLGRAF: Schule der Gefühle. Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten. Bielefeld 2018, S. 9. Vgl. auch DERS.: Nach dem Exotismus. Ethnografie als Kritik. In: Zeitschrift für Volkskunde, 116/1 (2020), S. 5–25.

17 Z.B. Alfred ADLER: Über den nervösen Charakter. Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 2. 2. Aufl. Göttingen 2008 (1912a).

18 Georges DEVEREUX: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. 3. Aufl. Frankfurt am Main 1992.

19 Jochen BONZ, Katharina EISCH-ANGUS: Sinn und Subjektivität. Das Methodeninstrument Ethnopschoanalytische Deutungswerkstatt/Supervisionsgruppe für Feldforscher/innen. In: Matthias Beitzl, Ingo Schneider (Hg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai–1. Juni 2013 (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, 27). Wien 2016, S. 127–155; Jochen BONZ (u. a.) (Hg.): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden 2017.

20 Vgl. Hermann BAUSINGER: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Tübingen 1987, S. 17–61; Andreas HARTMANN: Die Anfänge der Volkskunde. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarbeitete Auflage. Berlin 2001, S. 9–30; Wolfgang KASCHUBA: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S. 20–38; Bernd RIEKEN: Ethnopschoanalyse und Gegenübertragung im Kontext der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. In: Johannes Reichmayr (Hg.): Ethnopschoanalyse revisited. Gegenübertragung in transkulturellen und postkolonialen Kontexten. Gießen

Verwaltungsapparat entwickelten, wuchs auch das Interesse an „Land und Leuten“,²¹ was an den Universitäten seinen Niederschlag in der Etablierung der „Statistik“ fand. Dabei handelte es sich um eine Wissenschaft, die sich „nicht als dürres Zahlenwerk, sondern als gründliche Statusbeschreibung der Landesbevölkerung“ verstand.²²

Die einseitige Betonung der Vernunft, wie sie die Aufklärung vertrat, ließ indes als Korrektiv vor allem Stimmen aus dem Umkreis der Romantik laut werden. Unter anderem wird die für die Aufklärung bedeutsame Lichtmetapher anders bewertet, indem das Dunkle, Verborgene und Geheimnisvolle nicht als etwas zu Eliminierendes betrachtet wird, sondern sich besonderer Hochschätzung erfreut. Folglich spielt der „Schatzsucherblick“, um es mit Utz Jeggle zu formulieren,²³ für die Romantik eine große Rolle, der sich klar vom „Tatsachen- und Reiseblick“ der Aufklärer unterscheidet.²⁴ Mit Hilfe dieses „Schatzsucherblicks“ wurde dem „Volk“ von Johann Gottfried Herder und anderen Romantikern die Qualität einer Persönlichkeit zugesprochen, „einer überindividuellen Individualität, der durchaus schöpferische Eigenschaften zuzubilligen seien“.²⁵ Das führte in einer Zeit territorialer Zersplitterung dazu, den Ursprüngen des einigenden Bandes der deutschen „Volksseele“ nachzuspüren – und diese fand man vorrangig in der altgermanischen Glaubenswelt.

Entsprechende kulturelle Einflüsse bestehen, abgesehen vom Nationalsozialismus, auch für die Tiefenpsychologie. Sigmund Freud und Alfred Adler waren Ärzte und standen dem Fortschrittsglauben der Aufklärung genauso wie dem mechanistischen Denken der Naturwissenschaft nahe. So sind viele Fachbegriffe der Physik entlehnt, z. B. „psychischer Apparat“, „Projektion“, „Übertragung“, „Widerstand“ etc., oder werden mechanistisch interpretiert, etwa „Trieb“ oder „Wiederholungszwang“. Auch spielt die Lichtmetapher eine große Rolle, denn es geht darum, Licht ins Dunkle des Unbewussten zu bringen. Das führt aber auch gleichzeitig zur romantischen Tradition, denn es geht, um es mit dem Dichter Novalis zu formulieren, darum, dass „sich wieder Licht und Schatten // Zu echter Klarheit werden gatten“.²⁶ Das ist gleichzeitig der romantische Schatzsucherblick, nämlich das Verborgene, aber Bedeutende auf-

2016, S. 390–407, hier S. 390–399; Kai Detlev SIEVERS: Volkskundliche Fragestellungen im 19. Jahrhundert. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarbeitete Aufl. Berlin 2001, S. 31–51; Ingeborg WEBER-KELLERMANN, Andreas C. BIMMER: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. 2. erweiterte Aufl. (Sammlung Metzler, 79). Stuttgart 1985, S. 7–33; Günter WIEGELMANN: Geschichte der Forschung im 18. und 19. Jahrhundert. In: Ders., Matthias Zender, Gerhard Heilfurth: Volkskunde. Eine Einführung (Grundlagen der Germanistik, 12). Berlin 1977, S. 11–26.

21 Vgl. HARTMANN (wie Anm. 20), S. 13–16.

22 WEBER-KELLERMANN/BIMMER (wie Anm. 20), S. 7.

23 Utz JEGGLE: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. 2. Aufl. Tübingen 1984, 11–46, hier S. 19.

24 Ebd., S. 19.

25 WEBER-KELLERMANN/BIMMER (wie Anm. 20), S. 17.

26 NOVALIS: Tiecks Bericht über die Fortsetzung des „Ofterdingen“. In: Ders.: Hymnen an die Nacht; Heinrich von Ofterdingen (Goldmann Klassiker, 273). München o. J. [um 1974], S. 165–174, hier S. 166.

zuspüren. Und romantisch ist nicht zuletzt das Interesse an emotionalen Prozessen, weil jene, welche „singen oder küssen, // Mehr als die Tiefgelehrten wissen“, um noch einmal Novalis zu zitieren.²⁷

Distanz der Volkskunde gegenüber der Psychoanalyse

Trotz all dem finden beide Wissenschaften nicht recht zueinander. Woran liegt es? Der romantische Schatzsucherblick führte in der Volkskunde gemeinsam mit der romantischen Sehnsucht nach den Ursprüngen zu einer Germanophilie, die von den Nationalsozialisten missbraucht wurde. Um es mit Hermann Bausinger zu formulieren: Die Ideen der NS-Volkskunde waren zwar keine „Abbilder“, aber sie waren „Zerrbilder“ von Konzepten etwa der Brüder Grimm oder eines Wilhelm Heinrich Riehl.²⁸ Das gilt vor allem für Begriffe wie Kontinuität, Gemeinschaft, Stamm und Sitte.²⁹

Nach dem Zweiten Weltkrieg war es wegen der ideologischen Nähe zwischen Nationalsozialismus und Volkskunde kaum möglich, die jüngst vergangene Epoche aufzuarbeiten. Bald folgten der Kalte Krieg und die Teilung in zwei deutsche Staaten, wodurch „die Fragen, wie neu zu beginnen wäre und mit wem dies ‚unbelastet‘ geschehen könne, in den Hintergrund“ gedrängt worden seien.³⁰ Einige Lehrstühle wurden zwar aufgelöst (Heidelberg, Frankfurt am Main), andere mitunter an ehemalige Gegner des NS-Regimes wie den Sozialisten Will-Erich Peuckert übertragen (Göttingen), aber im Großen und Ganzen sei es „doch nicht ohne Bewegung zu sehen, wie ungeschoren man die Täter ließ und wie wenig man sich für die Opfer verantwortlich fühlte“.³¹

Dennoch änderte sich allmählich die Ausrichtung des Faches:³² Unter den Neuerungen der Nachkriegszeit war zwar die Volkskunde der Heimatvertriebenen durch ihre Bezugnahme auf das „Deutsche“ noch am ehesten „anschlussfähig“ an die alte Zeit, zumal man sich dabei mit den „Opfern“ befassen konnte und sich nicht mit den „Tätern“ beschäftigen musste, doch andere Bestrebungen setzten vollkommen andere Akzente: zum einen die historisch arbeitende Münchner Schule unter Hans Moser und Karl-Sigismund Kramer, die, statt sich in mythologischer Spekulation zu ergehen, systematische Archivarbeit leistete und Einblick bot in konkrete Phänomene in historisch überschaubarer und nachvollziehbarer Zeit. Zum anderen war eine Öffnung in Richtung Gegenwartsfragen auszumachen, verbunden vor allem mit dem Tübinger Institut, das sich als „empirische Kulturwissenschaft“ einen Namen machte. Im Zuge

27 Ebd., S. 166.

28 BAUSINGER (wie Anm. 20), S. 63.

29 Siehe ebd., S. 74–140.

30 KASCHUBA (wie Anm. 20), S. 79.

31 Utz JEGGLE: *Volkskunde im 20. Jahrhundert*. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. 3. überarbeitete Auflage. Berlin 2001, S. 53–75, hier S. 68.

32 Siehe ebd., S. 67–72; KASCHUBA (wie Anm. 20), S. 81–87; Matthias ZENDER: *Geschichte der Forschung im 20. Jahrhundert*. In: Günter Wiegmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth: *Volkskunde. Eine Einführung (Grundlagen der Germanistik, 12)*. Berlin 1977, S. 26–38, hier S. 34–38.

der 68er-Zeit und inspiriert durch die Frankfurter Schule kam es dabei zu einer sozialwissenschaftlichen Akzentuierung über Tübingen hinaus, doch geht gegenwärtig, im Zuge des Cultural Turns, das Selbstverständnis in Richtung einer Kulturwissenschaft. Das hängt damit zusammen, dass auch jenseits des Faches „Kultur“ nicht mehr ausschließlich als Eliten- oder Hochkultur angesehen und dass der Kulturbegriff gegenwärtig vornehmlich dynamisch verstanden wird, nicht mehr statisch wie in der älteren Volkskunde mit ihrer Vorliebe für „Stämme“ bzw. Ethnien oder „überlieferte“ Sitten und Bräuche und anderes mehr. Damit verbunden ist gleichzeitig eine Abkehr von einem essentialistischen zugunsten eines konstruktivistischen Kulturverständnisses. Der Mensch sei aus dieser Sicht kein Wesen, „das man definieren, auf den Begriff bringen kann, sondern ein indefinites, eben ein sich im Gang der Geschichte wandelndes kulturelles Konstrukt“.³³

Der dynamische Kulturbegriff, der im Zuge des Cultural Turns mit einem ausgeprägt konstruktivistischen Akzent versehen wurde, steht in einem gewissen Gegensatz zur essentialistisch-naturwissenschaftlichen Seite der Psychoanalyse, die es sich angelegen sein lässt, Raum und Zeit übergreifende Aussagen über „den“ Menschen zu machen. Hinzu kommt, dass die Psychologie in der älteren Volkskunde eine wesentliche Grundlage ihres Wissenschaftsverständnisses bildete,³⁴ der bereits von daher der Geruch des Essentialistischen anhaftete, und mit all den überkommenen Begriffen aus jener Zeit in einen Topf geworfen wurde. So ist es zu verstehen, wenn es zum Beispiel bei Ina Merkel in ihrer Antrittsvorlesung heißt, die Perspektive der Europäischen Ethnologie sei nicht die „des psychologischen, sondern des sozialen Individuums“.³⁵

Etwas anderes kommt noch hinzu: Die Volkskunde gilt seit ihrer Etablierung als Universitätsfach in der Zwischenkriegszeit im Konzert der Geisteswissenschaften als randständig; sie ist ein „Orchideenfach“ und leidet unter einem Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den größeren Nachbardisziplinen. Das zeigt sich etwa deutlich anhand eines Zitats von Gottfried Korff, wenn er schreibt, dass Wissenschaften wie Germanistik oder Geschichte zwar weniger „sensibel“ als die Volkskunde arbeiteten, aber „kontext- und quellenbewusster, also solider und seriöser“.³⁶ Empfindet man sich indes als unterlegen, tendiert man aus Gründen der „Identifikation mit dem

33 Ruth GROH: Negative Anthropologie und kulturelle Konstruktion. In: Aleida Assmann, Ulrich Gaier, Gisela Tromsdorff (Hg.): Positionen der Kulturanthropologie. Frankfurt am Main 2004, S. 318–357, hier S. 319f.; vgl. auch Klaus SCHÖNBERGER: Kultur als Untersuchungsgegenstand und als heuristische Kategorie der Gesellschaftsanalyse. Prolegomena zu einer Kulturanalyse der Alpen-Adria-Region. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 121/1 (2018), S. 3–37.

34 Vgl. vor allem Adolf BACH: Deutsche Volkskunde. 3. Aufl. Heidelberg 1960; Richard BEITL: Untersuchungen zur Mythologie des Kindes (Habilitationsschrift, Berlin 1933). Hg. von Bernd Rieken und Michael Simon (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 1). Münster u. a. 2007; Lily WEISER-AALL: Volkskunde und Psychologie. Eine Einführung. Berlin, Leipzig 1937.

35 Ina MERKEL: Außerhalb von Mittendrin. Individuum und Kultur in der zweiten Moderne. In: Zeitschrift für Volkskunde, 98/2 (2002), S. 229–256.

36 Gottfried KORFF: Die Umbenennung des Faches Volkskunde an deutschen Universitäten als Versuch einer „Entnationalisierung“. In: Sigrid Weigel, Birgit R. Erdle (Hg.): Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zürich 1996, S. 403–434, hier S. 427.

Aggressor“ dazu, sich dem vermeintlich Größeren anzuschließen, und das ist häufig der *Mainstream*. Daher fühlte sich das Fach in kompensatorischer Weise stets am „Puls der Zeit“, im Nationalsozialismus genauso wie in der 68er-Zeit und heute, im Zuge des *Cultural Turns*, im Konstruktivismus. Die Psychoanalyse indes war nie Teil des *Mainstreams* an deutschsprachigen Universitäten, ist es heute erst recht nicht, und bereits aus diesem Blickwinkel fällt es der Europäischen Ethnologie schwer, sich mit ihr anzufreunden. Abgesehen vom Autor dieser Zeilen gibt es kaum Volkskundler, die gleichzeitig Psychoanalytiker wären. Auch weiß ich aus Gesprächen mit Kolleginnen bzw. Kollegen, dass sich einige von ihnen einer Psychoanalyse unterzogen haben, aber das sind Informationen, welche mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt wurden, um keinen Schaden im Ansehen an der Universität zu erleiden oder die eigene Karriere zu gefährden.

Wenn wir noch tiefer hinabsteigen, dann können wir, wie es Hermann Bausinger in einem vielbeachteten Aufsatz formuliert hat, konstatieren, dass es sich bei der Volkskunde um eine „kleinbürgerliche“ Wissenschaft handle.³⁷ Er begründet das zum einen mit dem Forschungsinteresse an der Kultur breiter Schichten, zum anderen damit, dass sich im Zuge der Bildungsreform zu Beginn der 1970er Jahre vermehrt Studierende aus sogenannten einfachen Verhältnissen dem Fach zugewendet hätten. Das weise Vor- und Nachteile auf, so Bausinger. Einerseits gebe es „einen kleinbürgerlichen Realismus, der immer dann wirksam wird, wenn die Gedankenspiele zu luftig, die Haltungen und Handlungen zu unverbindlich werden“,³⁸ andererseits seien indes „kleinbürgerliche Hypotheken“ wie die „Überschätzung des Eigenen, mangelnde Toleranz gegen diejenigen, die nicht dazugehören, fehlende Liberalität gegenüber fremdartig Neuem“ vorhanden.³⁹ All das könnte ein Stoff sein, aus dem Vorbehalte gegenüber der Psychoanalyse gespeist werden: Zum einen werden einige Befunde der Psychoanalyse als spekulativ betrachtet oder sind es auch mitunter, zum anderen bedarf es einer gewissen Toleranz oder Distanz sich selbst gegenüber, wenn man zum Beispiel einige ihrer Erkenntnisse auf die eigene Person anwendet.

Hält man sich all das vor Augen, wird man möglicherweise zuzugeben bereit sein, dass die nationalsozialistische Vergangenheit der Volkskunde sich bis heute auf das Fach auswirkt, zumindest in Form einer Abwehrhaltung: Man beschäftigt sich unter anderem deswegen nicht mit (tiefen-)psychologischen Fragen, weil die Psychologie Teil des Selbstverständnisses der älteren Volkskunde war, die durch den Nationalsozialismus diskreditiert worden ist. Das jedoch ist eine Abhängigkeit *ex negativo* und demnach kein freier Zugang.

37 Hermann BAUSINGER: *Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 90/1 (1994), S. 1–12.

38 Ebd., S. 11.

39 Ebd.

Zusammenfassung und abschließende Bemerkungen

Eine Annäherung zwischen den Disziplinen zwecks wechselseitiger Befruchtung wäre meines Erachtens dann möglich, wenn man die Extrempositionen Konstruktivismus versus Naturalismus ein wenig relativierte. Was etwa passiert, wenn konstruktivistische Überlegungen im alltäglichen Denken Einzug halten, macht die aktuelle Diskussion über Fake-News deutlich – denn wenn Informationen zur „Erzählung“ werden, lässt sich nicht mehr beurteilen, ob ihnen ein Wahrheitsgehalt innewohnt oder nicht. So braucht es nicht zu überraschen, dass unser Zeitalter mittlerweile als „postfaktisch“ bezeichnet wird – ein Adjektiv, welches die Gesellschaft für deutsche Sprache 2016 zum deutschen Wort des Jahres gekürt hat⁴⁰ und als „post-truth“ die Redaktion des Oxford English Dictionary zum internationalen Wort des Jahres.⁴¹ Dagegen wendete sich zum Beispiel der „March for Science“, der „gegen die Beliebigkeit des Faktischen“ ein Zeichen habe setzen wollen, „um dafür zu demonstrieren, dass wissenschaftliche Erkenntnisse als Grundlage des gesellschaftlichen Diskurses nicht verhandelbar sind.“ Denn „kritisches Denken und fundiertes Urteilen setzt voraus, dass es verlässliche Kriterien gibt, die es erlauben, die Wertigkeit von Informationen einzuordnen.“⁴² Bemerkenswert daran ist, dass dieser Aufruf ausgerechnet vom damaligen Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde per E-Mail an die Mitglieder derselben weitergeleitet wurde, also jener Gesellschaft, welche explizit vom zeitgenössischen konstruktivistischen Mainstream beeinflusst ist. In dem E-Mail heißt es: „Diese Initiative betont die Bedeutung von Wissenschaft und kritischem Denken und ruft dazu auf, dafür öffentlich einzustehen.“⁴³

Doch nicht nur bei der Frage nach dem Tatsachengehalt öffentlich verbreiteter Inhalte führt übertriebener Konstruktivismus zu Problemen, sondern auch in anderer Hinsicht. Erinnerung sei an die Debatte um lokales Wissen,⁴⁴ welche deutlich macht, dass empirisch fundierte Kenntnisse sich nicht in konstruktivistischer Beliebigkeit auflösen lassen. Das häufig zitierte Beispiel der Verwertung indigener Kenntnisse über seltene Heilpflanzen durch die Pharma-Industrie macht überdies deutlich, dass in der Debatte auch ethische Dimensionen enthalten sind. Ferner glaube ich, dass niemand handlungs- und lösungsorientiert leben kann, wenn er nicht Werte vertritt, an die er

40 Gesellschaft für deutsche Sprache: GfdS wählt „postfaktisch“ zum Wort des Jahres 2016. <http://gfds.de/wort-des-jahres-2016/> (11.3.2017).

41 Oxford University Press: Word of the Year 2016 is... <https://en.oxforddictionaries.com/word-of-the-year/word-of-the-year-2016> (11.3.2017).

42 <http://marchforsciencehamburg.de/> (30.12.2017).

43 Johannes MOSER: [kv] March for Science. E-Mail vom 20.3.2017.

44 Klaus GIERHAKE, Carlos M. JARDÓN: Lokales Wissen – ein Faktor für soziale Innovation. Kommunalplanung in Quito (Ecuador) 2015, <https://www.uni-giessen.de/fbz/zentren/zeu/forschung/publications/publi2/DiscPap71/view> (31.12.2017); Susan HONERLA, Peter SCHRÖDER (Hg.): Lokales Wissen und Entwicklung. Zur Relevanz kulturspezifischen Wissens für Entwicklungsprozesse Saarbrücken 1995; Sabine MIEHLAU, Frank WICKL (Hg.): Lokales Wissen und Entwicklung. Bad Honnef 2007.

glaubt, zum Beispiel bei der Erziehung der eigenen Kinder oder bei der Begutachtung von Diplomarbeiten oder Dissertationen.

Umgekehrt ist es jedoch genauso problematisch, wenn sich Psychoanalytiker, gemäß ihren naturwissenschaftlichen Vorbilddisziplinen, anschicken, Aussagen über *den* Menschen unabhängig von Zeit und Raum zu machen und daher ein Gespür für historische Bedingtheiten vermissen lassen. Das hängt, wie es der Psychologe Gerhard Vinnai formuliert hat, unter anderem mit den Entstehungsbedingungen der Naturwissenschaften in der Frühen Neuzeit zusammen:

„Die vorherrschenden Methoden der Wissenschaft sind das Produkt der dominierenden gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, die sich in ihnen niederschlagen. Die modernen Naturwissenschaften treten im Zeitalter des Absolutismus ihren Siegeszug an, seine Machtlogik geht in sie ein. Ihre prominentesten frühen Vertreter, wie etwa der Philosoph Descartes oder der Physiker Newton, sind von der gesellschaftlichen Realität des Absolutismus geprägt.“⁴⁵

In dieser Tradition steht auch die Psychoanalyse, weswegen Jürgen Habermas vom „szientistische[n] Selbstmissverständnis der Metapsychologie“ Freuds spricht und ihm mit Blick auf sein naturwissenschaftliches Selbstverständnis einen Rückfall in „eine besonders krude Form“ des Positivismus vorwirft.⁴⁶ Doch ist das nicht die ganze Psychoanalyse, denn Freud war gleichzeitig darum bemüht – im Gegensatz zur Psychiatrie seiner Zeit – den Patienten nicht auf einen anonymen „Fall“ zu reduzieren, um ihn dergestalt *erklären* zu können, sondern ihn als Subjekt mit seiner individuellen Lebensgeschichte zu *verstehen*. Der Ethnopsychanalytiker Mario Erdheim hat das am Beispiel der unterschiedlichen Vorgehensweisen Freuds und Emil Kraepelins, der bis heute als Wegbereiter der modernen Psychiatrie gefeiert wird, klar demonstriert.⁴⁷ Letzterem gehe es nicht um den Einzelfall, sondern um Beobachtungsreihen, die Symptome würden entindividualisiert, um mit anderen verglichen zu werden.⁴⁸ Der Patient werde der Hegemonie des Arztes unterworfen und nur als ein Objekt definiert, dessen Krankheit sinnlos sei.⁴⁹ All das, so Erdheim, habe Freud zu überwinden versucht und bereits in seiner ersten Fallgeschichte⁵⁰ aus dem Jahr 1895 dargelegt,

45 Gerhard VINNAI: Die Austreibung der Kritik aus der Wissenschaft. Psychologie im Universitätsbetrieb. Frankfurt am Main, New York 1993, S. 51, http://psydok.psycharchives.de/jspui/bitstream/am/20.500.11780/260/1/Die_Austreibung_der_Kritik_aus_der_Wissenschaft.pdf (29.12.2017).

46 Jürgen HABERMAS: Erkenntnis und Interesse. Im Anhang: „Nach dreißig Jahren. Bemerkungen zu ‚Erkenntnis und Interesse‘“. Hamburg 2008, S. 298; vgl. zur aktuellen Diskussion Katharina OHANA: „Keiner kann anders, als er ist: Deshalb müssen wir freier werden“. Willensfreiheit zwischen Wiederholungszwang und neurobiologischem Determinismus (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 13). Münster, New York 2016, S. 52–72.

47 Heinz SCHOTT, Rainer TÖLLE: Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen. München 2006, S. 122ff.

48 Mario ERDHEIM: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozess. 4. Aufl. Frankfurt am Main 1992, S. 170.

49 Ebd., S. 172; vgl. Mario ERDHEIM: Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Aufsätze 1980–1987. 3. Aufl. Frankfurt am Main 1994, S. 124–129.

50 ERDHEIM (wie Anm. 46), S. 173.

wobei darin der Krankheitsverlauf nicht nur ausführlich geschildert werde, sondern auch der Autor selbst als Subjekt hervortrete.⁵¹ Daher existiert neben der naturwissenschaftlichen auch die hermeneutische Seite in der Tiefenpsychologie, das interpretierende und zu interpretierende Subjekt, ein Phänomen, welches in der Psychoanalyse gemeinhin mit dem Begriff „Deutung“ versehen wird.⁵² Diese Sichtweise könnte als Verbindungsglied zu den Geisteswissenschaften im Allgemeinen und zur Europäischen Ethnologie im Besonderen fungieren, weil sie es sich angelegen sein lässt, das Alltägliche zu würdigen und zu interpretieren, ähnlich wie es die Psychoanalyse tut. Allerdings sollte diese es mit einem offenen Horizont tun, denn nicht selten gleitet sie in eine „naturwissenschaftliche Hermeneutik“ ab, bei der im Vorhinein bereits feststeht, was im Nachhinein herauskommen soll.⁵³

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass einem möglichen Interesse der Europäischen Ethnologie an der Psychoanalyse gravierende Erschwernisse entgegenstehen. Neben Vorbehalten aufgrund einer gewissen Neigung der Tiefenpsychologie zum Essentialismus bzw. Dogmatismus wären zu nennen: 1.) die Verbindung zwischen Psychologie und älterer Volkskunde, welche enge Nahtstellen zum Nationalsozialismus aufwies, 2.) das Bedürfnis eines „kleinen“ Faches, sich an den Mainstream, heutigentags den Konstruktivismus, anzuschließen, um ernstgenommen zu werden, und 3.) der kleinbürgerliche Horizont, welcher nicht nur Solidität bedeutet, sondern auch von Vorurteilen begleitet ist. Das ist mit Blick auf die Psychoanalyse von besonderer Brisanz, denn sie fordert zur Distanz uns selbst gegenüber auf und zu einer schonungslosen Selbstkritik, und zwar mit Blick auf jene Bereiche des Seelenlebens, da es „traurig und trüb“ wird.⁵⁴ Dies indes ist nicht jedermanns Sache, denn hinderlich ist genau das, was Hermann Bausinger als „kleinbürgerlich“ bezeichnet hat, nämlich die „fehlende Liberalität gegenüber fremdartig Neuem“.⁵⁵

Im Call for Papers heißt es:

„Unter *Kulturstil* begreifen wir einen benennbaren Typus des Handelns und Verhaltens, den sich volkskundliche Akteure zu eigen machen, um sich selbst im Fach

51 Es handelt sich dabei um die Krankengeschichte der „Frau Emmy v. N., vierzig Jahre, aus Livland“. Sigmund FREUD: Studien über Hysterie. In: Gesammelte Werke, Bd. I. 6. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 1991 (1895d), S. 75–312 (S. 99–162: Emmy v. N.). Freud schreibt: „Vielleicht wird es mir am besten gelingen, den Zustand der Kranken und mein ärztliches Vorgehen anschaulich zu machen, wenn ich die Aufzeichnungen wiedergebe, die ich mir in den ersten drei Wochen der Behandlung allabendlich gemacht habe“ (S. 99).

52 Vgl. Jürgen KÖRNER: Die Deutung in der Psychoanalyse (Lindauer Beiträge zur Psychotherapie und Psychosomatik). Stuttgart 2015; vgl. auch Kurt GREINER: Wie man Poppers philosophischen Knüppel in einen Blumenstrauß für die Psychoanalyse verwandelt. Ein psychotherapiewissenschaftstheoretischer Essay. In: Psychotherapie-Wissenschaft, 7/2 (2017), S. 77–83.

53 Bernd RIEKEN: Von der mittelalterlichen Sündenlehre zur Konflikttheorie Sigmund Freuds. Über eine Struktur von langer Dauer in der europäischen Mentalitätsgeschichte. In: Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie, 7/1 (2020), S. 84. DOI 10.15136/2020.7.1.73–91

54 Eduard BRINCKMEIER (Bearb.): Ossians Gedichte. Braunschweig 1839, S. 45.

55 BAUSINGER (wie Anm. 37), S. 11.

und damit zugleich bestimmte Auffassungen über das Fach sowie bestimmte Auffassungen über das innerdisziplinäre Miteinander durchzusetzen“.⁵⁶

Die unter 1–3 genannten Punkte würden demnach jenen Kulturstil ausmachen, welcher für die mangelnde Bereitschaft verantwortlich zeichnet, tiefenpsychologisches Denken in die Volkskunde zu integrieren. Und weil, um es mit Paul Feyerabend zu formulieren, Wissenschaften ohnehin dazu tendieren, ihren Gegenstand zu „simplifizieren“,⁵⁷ und daher der Blick über den eigenen „Tellerrand“ oftmals als unbehaglich empfunden wird, dürfte die Reintegration (tiefen)psychologischen Denkens in die Volkskunde eine Außenseiter-Position bleiben.

56 Gesellschaft für Volkskunde Münster: Call for Papers für das Symposium in Erinnerung an Ruth Mohrmann. Münster 2016, S. 2.

57 Paul FEYERABEND: Wider den Methodenzwang. Frankfurt am Main 2003, S. 16.

SILKE MEYER

**„... for now my business is a delight to me, and
brings me great credit, and my purse encreases too“**

Umgang mit Geld und Kredit in Samuel Pepys' Tagebuch
(1660–1669)

Geld und Kredite sind ökonomische wie soziale Phänomene, sowohl historisch als auch in der Gegenwart, und die Gleichzeitigkeit ihrer Bedeutungen ist vielfach Thema der ökonomischen Anthropologie. Auch wenn die Hydraulik von sozialer und ökonomischer Dimension mitunter als *Great Transformation* (Karl Polanyi) und damit als Entwicklung der Modernisierung und Monetarisierung, Kommodifizierung und Kommerzialisierung mit nostalgischem Unterton erzählt wird, herrscht dennoch weitgehend Einigkeit darüber, dass historische Ökonomien ebenso wie heutige als plurale Netzwerke gelesen werden können, in denen Sozialität, Moral und utilitaristisches Marktinteresse koexistieren. Schulden und Kredit sind damit immer eingewoben in ein dynamisches System einer moralischen Ökonomie, das soziale Verpflichtung, gesellschaftliche Machtverhältnisse und ökonomische Rationalität in Wert setzt.¹ Ich möchte diese These am Beispiel des Tagebuchs von Samuel Pepys überprüfen. Der Marinestaatssekretär und Chronist der Restaurationsepoche Pepys gilt als besessen von Geld und sozialem Aufstieg. Die hier zu würdigende Volkskundlerin Ruth-E. Mohrmann hat herausgearbeitet, welche Auskünfte das Tagebuch über den Wert der Dinge für ihren Besitzer Samuel Pepys geben kann, indem sie Aufzeichnungen des

¹ Die Gegennarrative zur Modernisierungsthese beginnen bei Marcel MAUSS: *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften* (1925). Frankfurt am Main 1990, führen über Marshall SAHLINS: *Stone Age Economics*. New York 1972, und enden bei David GRAEBER: *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*. Stuttgart 2012. Überblicke und Tiefenbohrungen finden sich bei Craig MULDREW: *The Economy of Obligation: Culture of Credit and Social Relations in Early Modern England*. Basingstoke 1998; Mischa SUTER: *Rechtstrieb. Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800–1900*. Konstanz 2016; Margot FINN: *The Character of Credit: Personal debt in English culture, 1740–1914*. Cambridge 2003; Carola LIPP: *Aspekte der mikrohistorischen und kulturanthropologischen Kreditforschung*. In: Jürgen Schlumbohm (Hg.): *Die soziale Praxis des Kredits. 16.–20. Jahrhundert*. Hannover 2007, S. 15–36; Laurence FONTAINE: *The Moral Economy. Poverty, Credit, and Trust in Early Modern Europe*. New York 2014; für einen ausführlichen Literaturüberblick siehe Silke MEYER: *Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz*. Frankfurt am Main 2017, S. 49–66.

standes- und modebewussten Beamten auf die Bedeutungszuschreibungen an Objekte untersuchte. Schon die Überschrift ihres Aufsatzes „... hielt nach vergleichbaren Pferden und Kutschen Ausschau, fand aber keine“ zeigt, wie sehr das gesellschaftliche Ansehen in den Augen Pepys' durch den Vergleich von Konsum und Besitz strukturiert war.²

Während sich Mohrmann mit den Bedeutungszuschreibungen an materielle Kultur auseinandersetzt, möchte ich den Schwerpunkt auf die Reflexion des Umgangs mit Geld als soziale Praxis legen: Was erschien dem Aufsteiger Pepys ökonomisch wie sozial angemessen? Dabei möchte ich das Tagebuch als Text in seinem diskursiven Kontext in den Vordergrund stellen und die Argumentationen herausarbeiten, mit denen Pepys seinen Umgang mit Geld erklärt und rechtfertigt. Die Forschung zu Pepys' Tagebuch hat sich vielfach auf den Mann und seine Motive konzentriert. Diese Anthropomorphisierung des Textes und seine Interpretation als Enzyklopädie zu Alltag, Politik und Ökonomie des 17. Jahrhunderts in England ist jedoch nur bedingt haltbar: „we cannot make too fine a point of the need to maintain a critical distance between the man, whom we can never know directly, and the text, which mediates his existence.“³

Geld und Kredit in der Neuzeit

In frühneuzeitlichen Gesellschaften, in denen Gold- und Silbervorräte und damit auch Münzgeld knapp bemessen waren, hatte Kredit eine besondere Bedeutung. Weil weniger Bargeld im Umlauf war, als für die vielfältigen Transaktionen von Warentausch, Lohnzahlungen, Mieten und Pacht notwendig gewesen wäre, waren Händler/innen und Konsument/inn/en für die Bezahlung auf Kredite angewiesen. Durch das ständige Verrechnen, Abzahlen, Stunden und Neuverrechnen entstand ein engmaschiges Netz von reziproken Kreditverpflichtungen, das Craig Muldrew als *economy of obligation* bezeichnet. Bonität war darin gleichzusetzen mit gesellschaftlichem Ansehen. Ziel der Kreditbeziehungen war damit nicht die kapitalistische Akkumulation individuellen Reichtums durch die Verinnerlichung von Disziplin und Fleiß im Weberschen Sinn, sondern die Verortung des Individuums in der Gesellschaft durch Prestige und Status: „It was not about the creation of a 'spirit of capitalism': all the advice about diligence and frugality was concerned with reputation. Its aim was outward into the community, not inwards, concerning belief.“⁴ Schuldenfreiheit erschien Geschäftsleuten wohl wenig erstrebenswert, vielmehr galt Verschuldung als Form der sozialen Teilhabe: „What mattered was not an internalized or autonomous self, but the

2 Ruth-E. MOHRMANN: „... hielt nach vergleichbaren Pferden und Kutschen Ausschau, fand aber keine“ – Ding und Bedeutung in Samuel Pepys' Lebenswelt. In: Carola Lipp (Hg.): Medien populärer Kultur. Erzählung, Bild und Objekt in der volkskundlichen Forschung. Festschrift für Rolf Wilhelm Brednich zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main, New York 1995, S. 465–473.

3 Marc DAWSON: Histories and Texts: Refiguring the Diary of Samuel Pepys. In: The Historical Journal, 43/2 (2000), S. 407–431, hier S. 411.

4 MULDREW (wie Anm. 1), S. 2.

public perception of the self in relation to a communicated set of both personal and household virtues.“⁵

Der Bedarf an Krediten wuchs besonders deutlich ab der Mitte des 16. Jahrhunderts, als bei starkem Anstieg der Bevölkerung und deren Konsumbedürfnissen eine erhöhte Nachfrage nach bestimmten Produkten nachzuweisen ist.⁶ Diese steigende Nachfrage führte zu höheren Preisen, allerdings blieb die Menge an Gold- und Silbermünzen konstant. Zudem wurden Münzen oft beschnitten, um Gold oder Silber zu gewinnen. Kaufleute nutzen daher die unversehrten Münzen für den Handel untereinander und brachten das Geld kaum in Umlauf, Privatleute vergruben die wertvollen Münzen, um sie für besondere Gelegenheiten einzusetzen.⁷

Kredite waren somit ein elastisches Mittel, um das wirtschaftliche Wachstum bei begrenzter physischer Geldmenge beizubehalten. Englische Nachlassinventare listen nur geringe Summen an *ready money*, also Bargeld, auf. Bei persönlichen Kreditbeziehungen wurde Geld lediglich dazu verwendet, die geringen Summen zu begleichen, die nach einer gegenseitigen Aufrechnung noch übrig blieben; der Hauptverwendungszweck für Geld blieb der Überseehandel.⁸ In einer fiktiven Rechnung für die ostenglische Hafenstadt King's Lynn zeigt Muldrew, dass das Gesamtvermögen der Stadt, würde es bar ausgegeben, alle zehn Tage hätte rotieren müssen. Von einem *cash nexus* kann für die frühneuzeitliche Gesellschaft also kaum die Rede sein, die vormoderne Ökonomie hatte ihr Fundament in der Kreditwirtschaft: „although money was the measure of economic transactions, in its actual use it was only the grease which oiled the much larger machinery of credit.“⁹

Leben und Tagebuch von Samuel Pepys (1633–1703)

Das zentrale Thema in Samuel Pepys' Tagebüchern ist der gesellschaftliche Aufstieg. Sein Leben begann bescheiden: Vater John zog mit seiner Familie zu Beginn des 17. Jahrhunderts aus dem ländlich geprägten Cottenham nach London, wo er eine Ausbildung als Schneider durchlief. John Pepys verfügte über keine erwähnenswerten finanziellen Mittel, aber über familiäre Kontakte. So bekleidete ein Cousin den Posten als Lord Chief Justice of Ireland, ein anderer war Gerichtsschreiber in Cambridge. Die familiären Verbindungen erlaubten dem ältesten Sohn Samuel ein Studium an der Universität in Cambridge. Die daran anschließende Stelle als Privatsekretär bei seinem Vetter Edward Montagu, dem späteren Earl of Sandwich, erwies sich für Samuel als Schicksalswende und als Beginn seines hohen sozialen Aufstiegs.

Zunächst kümmerte er sich, fernab von der großen Politik, um die Kosten für den Haushalt Montagus, verwaltete das Bargeld und führte die Bücher. Montagu war als

⁵ Ebd., S. 128.

⁶ Ebd., S. 327.

⁷ Christopher E. CHALLIS: *The Tudor Coinage*. Manchester 1978, S. 275–283.

⁸ MULDREW (wie Anm. 1), S. 99–103.

⁹ Ebd., S. 101.

Commissioner of the Treasury for the Commonwealth tätig, zu seinem Tätigkeitsbereich gehörte die Buchhaltung für die Landesstreitkräfte und die Marine. Der ehrgeizige Samuel Pepys erfüllte die ihm übertragenen Aufgaben mit großer Sorgfalt und Hingabe und fasste schnell Fuß im beständig wachsenden Berufsfeld der englischen Verwaltung im 17. Jahrhundert. Dabei gelang es ihm, sowohl während der Zeit der Republik (1649–1660) als auch nach der Restauration der Monarchie (1660) Karriere zu machen. Sein professionelles Fortkommen war wichtig, denn seine Heirat trug wenig dazu bei, die finanziellen Verhältnisse zu stabilisieren. Elizabeth de Michel kam aus einer armen Familie hugenottischer Einwanderer, Pepys' Biografen und Biografinnen halten ihre Mittellosigkeit für ein Zeichen dafür, dass Pepys sie aus Liebe heiratete, auch wenn er zeit seines Lebens großes Interesse für andere Frauen zeigte.

Montagu stand im Bürgerkrieg zunächst auf der Seite Oliver Cromwells und wurde im ersten Englisch-Niederländischen Seekrieg (1652–1654) zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt. Seinem jungen Privatsekretär Pepys vermittelte er einen zusätzlichen Posten im Schatzamt unter George Downing. Nach Cromwells Tod gehörten sowohl Montagu als auch Downing zu denjenigen, die die Restauration der Monarchie befürworteten. Montagu und sein Privatsekretär Pepys waren Teil der Delegation, die Charles II. 1660 aus dem Exil in den Niederlanden zurück nach England holte. Dafür wurde Montagu später als Earl of Sandwich in den Peerstand erhoben.

Dank seiner guten Beziehungen erhielt Pepys eine Stelle als Schreiber im Marineamt und machte dort schnell Karriere als Staatssekretär. Seine Aufgabe war die Versorgung der Schiffe in der Royal Navy, also Bau, Reparaturen und Ausrüstung. In dieser Funktion hatte er nicht nur Zugang zu größeren Mengen Bargeld, sondern auch enormen Einfluss auf die Vergabe von Aufträgen. Seine soziale Stellung wuchs beständig, in die Jahre nach dem Tagebuch ab 1669 fielen seine politische Karriere als Abgeordneter des Unterhauses, zunächst für den Wahlkreis Castle Rising in Norfolk, später für Harwich, sowie die prestigereiche Position als Präsident der Royal Society.

So sehr Pepys seine Verbindungen bei seinem sozialen Aufstieg halfen, so sehr schaden sie ihm schließlich. Nachdem der Earl of Sandwich in Misskredit geraten und als Diplomat nach Spanien abgeschoben worden war, hatte sich Pepys dem Duke of York, Bruder von Charles II. und als Oberbefehlshaber der Flotte Pepys' Vorgesetzter, angedient. Mit dessen Übertritt zum Katholizismus wurde auch Pepys in die Staatskrise um die Konfessionen hineingezogen. Er wurde verräterischer Beziehungen zu Frankreich bezichtigt, musste sein Amt als Staatssekretär niederlegen und wurde 1679 sogar für drei Monate in den Tower gesperrt. Mit der Krönung des Duke of York zu James II. im Jahre 1685 blühte auch Pepys' Karriere noch einmal kurz auf, endete dann aber 1689 mit der ‚Absetzung‘ von James II. in der sogenannten Glorious Revolution.¹⁰

Die Jahre 1660 bis 1669 hielt Samuel Pepys in seinem ca. 3100 Seiten starken Tagebuch fest. Dieses schrieb er in einer wenig bekannten Stenographie, was ihm unverblümt

10 Die Biografie Samuel Pepys' von Claire TOMALIN: Samuel Pepys: The Unequalled Self. New York 2002, ist ausgesprochen lesenswert.

und unverstellte Aufzeichnungen auch über sexuelle Eskapaden, Seitensprünge und Korruptionsfälle ermöglichte, spätere Transkriptionen jedoch erschwerte. Das Tagebuch lag bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Regalen der Pepys Library im Magdalene College zu Cambridge. Die erste Version erschien 1825, man spricht von einer *bowdlerised edition*, also einer verschlimmbesserten Version, in der vermeintliche Fehler bereinigt worden waren. Offensichtlich war denjenigen, die die erste Transkription erstellt hatten, das Handbuch zur Kurzschrift, nämlich Thomas Sheltons *The art of short-writing according to tachygraphy in which a variety of examples to each rule are drawn* von 1642 nicht bekannt gewesen. Eine Ausgabe davon befand sich in derselben Sammlung wie die Tagebücher.¹¹

Obwohl Geld und Konsum ein wichtiges Thema im Tagebuch sind, nennt das Tagebuch nur in einigen Fällen allgemeine Preise, Einkommen und Ausgaben der Zeit. Pepys hatte auch über seine privaten Geschäfte minutiös Buch geführt, diese Aufzeichnungen sind jedoch bis auf wenige Blätter nicht erhalten geblieben. Einige wenige Informationen aus dem Jahr 1668 geben uns eine Vorstellung davon, wie Pepys' täglicher Lebensunterhalt, hier auf einer Reise, ausgesehen hat – bis hin zum Trinkgeld, das er gab.¹² Sicherlich wären solche Anschreibe- und Ausgabebücher gerade für die Zeit, in der Pepys noch nicht vermögend war, eine großartige Quelle für eine Alltagswissenschaft wie die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Aber es ist eben nur das Tagebuch erhalten, und die Tatsache, dass dort viele Notizen über Ausgaben wie die Preise für Lebensmittel oder Restaurantbesuche fehlen, heißt wohl, dass sie dem Schreiber nicht wichtig genug erschienen, um sie festzuhalten. Zudem ist, wie gesagt, gar nicht genug zu betonen, dass es sich beim Tagebuch um aufgeschriebene Reflexion handelt, keineswegs um Rechenschaft über Konsumpraktiken.

Pepys und das Geld

Für Pepys waren Geld und ostentativer Konsum Mittel zum sozialen Aufstieg. Sicherlich genoss er gutes Essen, erlesene Weine und anregende Unterhaltung um ihrer selbst willen, oft aber schwingen in den Beschreibungen seiner Gesellschaften utilitaristische Töne mit, wie ihm diese nützlich sein konnten. Pepys' Gedanken schienen unaufhörlich um Finanzen zu kreisen, seien es die staatlichen oder seine eigenen. Immerhin war seine Obsession von Erfolg gekrönt: Zu Beginn der Aufzeichnungen verfügte er über 25 Pfund, am Ende der Tagebuchzeit besaß er ein Vermögen von 10 000 Pfund. Am Anfang seiner Tagebucheinträge, am Sonntag, dem 8. Januar 1660, standen aber zunächst finanzielle Sorgen im Vordergrund:

¹¹ Die Daten folgen der historisch-kritischen Ausgabe von Lathan und Matthew, wonach ein neues Jahr am 1. Januar beginnt und nicht, wie noch zu Pepys' Zeiten, am 15. März; siehe Robert LATHAM, William MATTHEWS (Hg.): *The Diary of Samuel Pepys*. 11 Bde. London, 1970–1983. Vgl. Jennifer SCHWARZ: *Samuel Pepys and his Money: Profit, Pleasure and Priorities*. MA thesis, University of Tansania, 2014, S. 2, https://eprints.utas.edu.au/22737/1/Schwarz_whole_thesis.pdf (12.9.2020).

¹² SCHWARZ (wie Anm. 11), S. 34–36.

In the morning I went to Mr. Gunning's, where a good sermon, wherein he showed the life of Christ, and told us good authority for us to believe that Christ did follow his father's trade, and was a carpenter till thirty years of age. From thence to my father's to dinner, where I found my wife, who was forced to dine there, we not having one coal of fire in the house, and it being very hard frosty weather. [...]

9th. For these two or three days I have been much troubled with thoughts how to get money to pay them that I have borrowed money of, by reason of my money being in my uncle's hands.¹³

Das junge Ehepaar bewohnte eine Dachkammer im Hause von Pepys' Mäzen Montag, musste aber des Öfteren bei Verwandten essen oder sich aufwärmen, weil das Geld fehlte. Das Eintreiben von Geldern fiel dem jungen Angestellten (noch) schwer; seine häufigen Besuche in Gasthäusern, Tavernen und im Theater taten das Übrige, um weder seine finanzielle noch seine soziale Stellung zu festigen.¹⁴ Pepys schien seine eigene Schwäche erkannt zu haben, reagierte konsequent und begann, seine private Haushaltsführung ebenso wie seine geschäftlichen Ausgaben regelmäßig zu bilanzieren. Missmutig befand er dabei am 17. Februar 1660, dass er von seinem Traum von Reichtum weit entfernt war: „that I am about; £ 40 beforehand in the world, and that is all“. Folglich erlegte er sich ein strenges Arbeitspensum auf. Oft arbeitete er bis tief in die Nacht hinein an der staatlichen und an der privaten Buchhaltung, bis ihm Kopf und Augen schmerzten. Doch sein Fleiß sollte sich auszahlen; schon die nächste Bilanz ein knappes halbes Jahr danach belief sich auf hundert Pfund. Zugute kam ihm neben Ehrgeiz und buchhalterischem Talent, dass seine Position ihm Zugang zu Informationen, zu symbolischem Kapital sowie zu Bargeld bot. Sein Vermögen wuchs auch in den folgenden Jahren beständig, doch in seinen Augen nicht genug. Die Summe des Privatvermögens, die er am 1. März 1662 aufstellte, war für ihn so unbefriedigend, dass er daraus Konsequenzen für sich und seinen Haushalt zog:

This morning I paid Sir W. Batten £ 40, which I have owed him this half year, having borrowed it of him. [...] Thence home, and after supper and wrote by the post, I settled to what I had long intended, to cast up my accounts with myself, and after much pains to do it and great fear, I do find that I am 1500 in money beforehand in the world, which I was afraid I was not, but I find that I had spent above £ 250 this last half year, which troubles me much, but by God's blessing I am resolved to take up, having furnished myself with all things for a great while, and to-morrow to think upon some rules and obligations upon myself to walk by. So with my mind eased of a great deal of trouble, though with no great content to find myself above £ 100 worse now than I was half a year ago, I went to bed.

Der Morgen des darauffolgenden Tages, des 2. März 1662, begann damit, dass er noch im Bett liegend seiner Frau das zukünftige Sparregime darlegte und ihr als Lohn für die Genügsamkeit einen Adelstitel und eine eigene Kutsche in Aussicht stellte:

¹³ Die Zitate aus dem Tagebuch stammen von der Transkription aus dem Jahr 1893, besorgt von Henry B. Wheatley, <http://www.gutenberg.org/files/4200/4200-h/4200-h.htm> (7.6.2018)

¹⁴ MULDREW (wie Anm. 1), S. 168.

2nd (Lord's day). With my mind much eased talking long in bed with my wife about our frugall life for the time to come, proposing to her what I could and would do if I were worth £ 2,000, that is, be a knight, and keep my coach, which pleased her, [...] and so I do hope we shall hereafter live to save something, for I am resolved to keep myself by rules from expenses.

3rd. All the morning at home about business with my brother Tom, and then with Mr. Moore, and then I set to make some strict rules for my future practice in my expenses, which I did bind myself in the presence of God by oath to observe upon penalty therein set down, and I do not doubt but hereafter to give a good account of my time and to grow rich, for I do find a great deal more of content in these few days, that I do spend well about my business, than in all the pleasure of a whole week, besides the trouble which I remember I always have after that for the expense of my money.

Am nächsten Tag kaufte Pepys eine Almosenbüchse aus Zinn, um dort Strafgebühren einzuzahlen, würde er seine guten Vorsätze brechen: „5th. In the morning to the Painter's about my little picture. Thence to Tom's about business, and so to the pewterer's, to buy a poore's-box to put my forfeits in, upon breach of my late vows.“ Er versagte sich und seiner Frau fortan das Vergnügen des Gasthaus- und Theaterbesuchs; stattdessen pries er die Ideale der Genügsamkeit und des einfachen Lebens („our frugall life for the time to come“). Brach er sein Versprechen an sich selbst, erlegte er sich selbst Strafen auf, so beispielsweise den Fußmarsch zum Theater, als er sich entgegen seinen Vorsätzen entschloss, sich gemeinsam mit seiner Frau ein Stück anzusehen. Ausführlich begründete er, dass er dafür auf eine Aufführung am Hofe verzichten würde, dieses Stück mit dem Fußmarsch kostengünstig erreichte und er aufgrund der seltenen Qualität der Aufführung auch keine Zeit verschwände:

8th [March 1663]: [...] “Heraclius” being acted, which my wife and I have a mighty mind to see, we do resolve, though not exactly agreeing with the letter of my vowe, yet altogether with the sense, to see another this month, by going hither instead of that at Court, there having been none conveniently since I made my vowe for us to see there, nor like to be this Lent, and besides we did walk home on purpose to make this going as cheap as that would have been, to have seen one at Court, and my conscience knows that it is only the saving of money and the time also that I intend by my oaths, and this has cost no more of either, so that my conscience before God do after good consultation and resolution of paying my forfeit, did my conscience accuse me of breaking my vowe, I do not find myself in the least apprehensive that I have done any violence to my oaths.

Bei aller Genügsamkeit behielt er jedoch aufmerksam im Blick, welche Ausgaben durchaus notwendig waren, um seinen sozialen Aufstieg weiter zu befördern. Darunter fielen auch Ausgaben für seine Frau, auf deren Schönheit er sehr stolz war, für deren standesgemäße Ausstattung er jedoch kein Geld aufbringen wollte. Im Jahr 1665 bilanzierte Pepys ein Barvermögen von 4000 Pfund, seine Frau erhielt jedoch jährlich nur zwanzig Pfund für ihre Kleidung, und auch das nur widerwillig:

1st [March 1665]: Up, and this day being the day than: by a promise, a great while ago, made to my wife, I was to give her £ 20 to lay out in clothes against Easter, she did, notwithstanding last night's falling out, come to peace with me and I with her, but did boggle mightily at the parting with my money, but at last did give it her, and then she abroad to buy her things, and I to my office, where busy all the morning.

Trat die arme Mrs. Pepys nicht angemessen gekleidet auf, schämte er sich ihrer, wie am 8. Mai 1663: „The play being done, we home by water, having been a little shamed that my wife and woman were in such a pickle, all the ladies being finer and better dressed in the pittance than they used, I think, to be.“ Auch Elizabeths Schmuckschatulle war bei weitem nicht so prall gefüllt, wie die Extravaganzen ihres Mannes hätten vermuten lassen. Und der Ehestreit, den ein von Samuel Pepys nicht genehmigter Kauf eines Spitzentaschentuchs samt Nadel nach sich zog, spricht gerade nicht für die großzügige Haltung im demonstrativen Konsum, die Pepys für sich selbst durchaus in Anspruch nahm:

12th [August 1666]: In the evening, all parted, and I and my wife up to her closet to consider how to order that the next summer, if we live to it; and then down to my chamber at night to examine her kitchen accounts, and there I took occasion to fall out with her for her buying a laced handkercher and pinner without my leave. Though the thing is not much, yet I would not permit her begin to do so, lest worse should follow. From this we began both to be angry, and so continued till bed, and did not sleep friends.

Schließlich nahm sich Lady Sandwich, die Frau seines Gönners, der Sache an und ermahnte Pepys mehrfach, mehr Geld für seine Frau auszugeben „for her honour and my own“:

9th. [May 1661] At the office all the morning. At noon Mr. Davenport, Phillips, and Mr. Wm. Bernard and Furbisher, came by appointment and dined with me, and we were very merry. After dinner I to the Wardrobe, and there staid talking with my Lady all the afternoon till late at night. Among other things my Lady did mightily urge me to lay out money upon my wife, which I perceived was a little more earnest than ordinary, and so I seemed to be pleased with it, and do resolve to bestow a lace upon her, and what with this and other talk, we were exceeding merry. So home at night.

10th (Lord's day). At our own church in the morning, where Mr. Mills preached. Thence alone to the Wardrobe to dinner with my Lady, where my Lady continues upon yesterday's discourse still for me to lay out money upon my wife, which I think it is best for me to do for her honour and my own.

Elizabeth wurde auch mit Kostspieligkeiten bedacht, um Pepys' schlechtes Gewissen bei seinen häufigen Affären zu beruhigen. Die Biografin Claire Tomalin bringt das Geschenk einer Perlenkette am 12. September 1660 in Verbindung mit zwei Seitensprüngen:

In the evening my wife being a little impatient I went along with her to buy her a necklace of pearl, which will cost £ 4 10s., which I am willing to comply with her in for her encouragement, and because I have lately got money, having now above £ 200 in cash beforehand in the world.

Sein System des „moral accounting“,¹⁵ nach dem er kleinere Vergehen gegen seine guten Vorsätze der Abstinenz mit Strafgebühren in die Almosenbüchse bestrafte, erstreckte sich also auch auf außereheliche Vergnügen.

Der Aushandlung von Geld und Moral schenkte Pepys generell viel Aufmerksamkeit, was sich an seinem Ringen um Formulierungen bezüglich finanzieller Zuwendungen, Geschenken und Bestechungsgeldern ablesen lässt. Sein Verhältnis zur Korruption war geprägt von Doppelmoral: Machte er anderen rigoros Vorhaltungen, wenn sie sich der Korruption verdächtig machten, war Pepys mit sich selbst eher großzügig und rahmte Zuwendungen sprachlich als freiwillige Geschenke, kleine Aufmerksamkeiten und Akte der Freundschaft.¹⁶ Zudem wählte er sich auf der moralisch ‚richtigen‘ Seite, da er seine Geschäfte und Gewinne in den Dienst des Königs stellte. Als er Geld für den Zuschlag eines Auftrags einstrich, notierte er am 5. Januar 1664: „there is not the least word or deed I have yet been guilty of in his behalf but what I am sure hath been to the King’s advantage and profit of the service, nor ever will I.“ Und wenn semantische Umdeutungen nicht mehr halfen, rechtfertigte Pepys Bestechung mit seiner echten, reinen Freude am Geld: Beim Anblick von vierzig Goldstücken, die in einem Paar Handschuhe für seine Frau versteckt waren, bekam er beim Dinner vor freudiger Aufregung fast keinen Bissen mehr hinunter: „it did so cheer my heart that I could eat no victuals almost for dinner for joy.“ (2. Februar 1664).

Ob es die irregulären Zuwendungen, die Bestechungsgelder, das Sparziel der Kutsche, der Eid „in the presence of God“ oder die disziplinierende Zinnbüchse waren, Pepys’ „moral accounting“ zahlte sich aus, und ein knappes Jahr, nachdem er seine Vorsätze gefasst hatte, betrug sein Privatvermögen 650 Pfund, was ihm große Zufriedenheit verlieh:

28th [June 1662] My mind is now in a wonderful condition of quiet and content, more than ever in all my life, since my minding the business of my office, which I have done most constantly; and I find it to be the very effect of my late oaths against wine and plays, which, if God please, I will keep constant in, for now my business is a delight to me, and brings me great credit, and my purse encreases too.

29th (Lord’s day). Up by four o’clock, and to the settling of my own accounts, and I do find upon my monthly ballance, which I have undertaken to keep from month to month, that I am worth £ 650, the greatest sum that ever I was yet master of. I pray God give me a thankfull, spirit, and care to improve and encrease it. To church with my wife, who this day put on her green petticoat of flowred satin, with fine white and gimp lace of her own putting on, which is very pretty.

¹⁵ TOMALIN (wie Anm. 10), S. 123.

¹⁶ MARK KNIGHTS: Samuel Pepys and Corruption. In: Parliamentary History, 33 (2014), S. 19–35, hier S. 22–27. Ich danke Niels Grüne für die Hinweise zu Pepys’ Umgang mit Geld und Korruption.

Die Verbindungen zwischen seiner Selbstdisziplinierung, Selbstbilanzierung und Selbstzufriedenheit sind offenkundig. Dass seine Frau zur Demonstration des Erfolgs beitrug und ihr hübsches Kleid auch noch selbst und damit kostengünstig aufputzte, trug sicherlich zu Pepys' guter Laune bei. Sein eigentliches Ziel aber erreichte er im Jahr 1669, als er sich das Statussymbol einer Kutsche und eines Gespanns leistete und voller Stolz und Freude auf Londons Straßen präsentierte:

18th [March 1669]: So my wife and I to Dancre's to see the pictures; and thence to Hyde Park, the first time we were there this year, or ever in our own coach, where with mighty pride rode up and down, and many coaches there; and I thought our horses and coach as pretty as any there, and observed so to be by others.

Oder am 1. Mai 1669:

At noon home to dinner, and there find my wife extraordinary fine, with her flowered tabby gown that she made two years ago, now laced exceeding pretty; and, indeed, was fine all over; and mighty earnest to go, though the day was very lowering; and she would have me put on my fine suit, which I did. And so anon we went alone through the town with our new liveries of serge, and the horses' manes and tails tied with red ribbons, and the standards there gilt with varnish, and all clean, and green refines, that people did mightily look upon us; and, the truth is, I did not see any coach more pretty, though more gay, than ours, all the day.

Dass ihm sein großspuriges Auftreten auch Gespött eintrug, findet sich in einer Eintragung vom 10. Mai 1669, kurz nachdem er sich noch so sehr an den roten Bändern in den Mähnen seines Gespanns gefreut hatte: „Thence walked a little with Creed, who tells me he hears how fine my horses and coach are, and advises me to avoid being noted for it, which I was vexed to hear taken notice of.“ Die „diffizile Balance der Statussymbole“¹⁷ nicht zu halten, könnte sich für den sozialen Aufsteiger negativ auswirken. Nicht umsonst verglich er sein modisches Auftreten ansonsten peinlich genau mit den Standards seiner Zeit.

Im selben Jahr 1669 enden die Aufzeichnungen des standes- und modebewussten Beamten Samuel Pepys. Er selbst gab an, dass er fürchtete, sein Augenlicht zu verlieren. Vielleicht war aber auch die Praxis des *social accounting* weniger bedeutsam geworden für ihn, jetzt, wo er in der eigenen farbenfrohen Kutsche durch London fuhr und sich bewundern ließ.

Pepys und der Kredit

So oft Pepys wegen der Knappheit an Bargeld auf berufliche Kredite und Stundungen zurückgreifen musste, um die Ausgaben für die Marine aufzubringen, so ungerne investierte er privat in soziale Beziehungen in Form von Darlehen. Zwar war ihm die kohäsive Kraft der Geldleihe durchaus bewusst, schließlich war sein eigener Aufstieg nicht zuletzt an seine Kreditwürdigkeit geknüpft. Ging es aber darum, Geld zu

17 MOHRMANN (wie Anm. 2), S. 467.

verleihen, war er merkwürdig zurückhaltend: Mehr als alles andere wünschte er sich finanzielle Unabhängigkeit „the happiness of them that have estates of their own“ (28. Januar 1660).

Seine Zurückhaltung in der Vergabe von Darlehen war allerdings erklärungsbedürftig in seiner Zeit; nicht wenige Menschen wandten sich in der Hoffnung auf finanzielle Unterstützung an ihn. Gleich zweimal berichtet er davon, dass Wahrsager ihn davor gewarnt hätten, Geld zu verleihen, so legitimierte er auch eine Absage an seinen Bruder Thomas, der ihn am 3. September 1663 um zwanzig Pfund bat:

In my way, it coming into my head, overtaking of a beggar or two on the way that looked like Gypsies, what the Gypsies 8 or 9 days ago had foretold, that somebody that day se'nnight should be with me to borrow money, but I should lend none; and looking, when I came to my office, upon my journall, that my brother John had brought a letter that day from my brother Tom to borrow £ 20 more of me, which had vexed me so that I had sent the letter to my father into the country, to acquaint him of it, and how little he is beforehand that he is still forced to borrow. But it pleased me mightily to see how, contrary to my expectations, having so lately lent him £ 20, and belief that he had money by him to spare, and that after some days not thinking of it, I should look back and find what the Gypsy had told me to be so true. After dinner at home to my office, and there till late doing business, being very well pleased with Mr. Cutler's coming to me about some business, and among other things tells me that they value me as a man of business, which he accounts the best virtuoso, and I know his thinking me so, and speaking where he comes, may be of good use to me. Home to supper, and to bed.

Dass er im gleichen Eintrag, in dem er den Misserfolg seines Bruders als Grund für seine Kreditverweigerung angibt, seinen eigenen Ruf als Geschäftsmann preist und Überlegungen anstellt, wie er diesen Ruf in Wert setzen könnte, erscheint bezeichnend für die strengen Maßstäbe, die Pepys an sich und andere anlegt.

Sein privates Geld vertraute er keinem an, nicht einmal den Banken, mit denen er beruflich täglich zu tun hatte.¹⁸ Sein Bargeld behielt er am liebsten zu Hause, wo er es versteckte (nur um sich dann Sorgen über die Sicherheit des Verstecks zu machen). Bekannt ist vor allem die Anekdote, dass er beim Großen Feuer im Jahr 1666 panikartig sein Bargeld, seinen Wein und einen großen Parmesankäse im Garten vergrub. Und als im Englisch-Niederländischen Krieg die Niederländer in die Themsemündung eindrangen, bekam er solche Panik, dass er seine Frau und seinen Vater mit 1300 Pfund Gold aufs Land schickte, damit sie das Geld dort vergruben:

13th [June 1667]: [...] which put me into such a fear, that I presently resolved of my father's and wife's going into the country; and, at two hours' warning, they did go by the coach this day, with about £ 1300 in gold in their night-bag. Pray God give them good passage, and good care to hide it when they come home! but my heart is full of fear: They gone, I continued in fright and fear what to do with the rest.

18 MULDREW (wie Anm. 1), S. 170.

Trotz seiner extremen Vorsicht und Zurückhaltung, in der *economy of obligation* aktiv mitzuwirken, konnte sich Pepys den Verpflichtungen der Kreditvergabe auch nicht vollständig entziehen. Zu seinem Pech war gerade sein Gönner und Mäzen, der Earl of Sandwich, nicht zuletzt aufgrund seines verschwenderischen Lebenswandels ständig in finanziellen Schwierigkeiten. Da dem Earl kaum jemand noch Geld leihen wollte, wandte er sich an seinen früheren Zögling. Zwischen den beiden war die Freundschaft zwar merklich abgekühlt, aber Pepys war sich bewusst, wie viel er dem Earl verdankte und dass er ihm folglich seine Bitte kaum abschlagen konnte. Von Loyalität und der Stärkung sozialer Beziehungen durch die Geldleihe kann jedoch keine Rede sein, liest man den Eintrag vom 9. Februar 1663:

By and by comes Mr. Moore, with whom much good discourse of my Lord, and among other things told me that my Lord is mightily altered, that is, grown very high and stately, and do not admit of any to come into his chamber to him, as heretofore, and that I must not think much of his strangeness to me, for it was the same he do to every body, and that he would not have me be solicitous in the matter, but keep off and give him now and then a visit and no more, for he says he himself do not go to him now a days but when he sends for him, nor then do not stay for him if he be not there at the hour appointed, for, says he, I do find that I can stand upon my own legs and I will not by any over submission make myself cheap to any body and contemptible, which was the doctrine of the world that I lacked most, and shall follow it. I discoursed with him about my money that my Lord hath, and the £ 1000 that I stand bound with him in, to my cozen Thomas Pepys, in both which I will get myself at liberty as soon as I can; for I do not like his being angry and in debt both together to me; and besides, I do not perceive he looks after paying his debts, but runs farther and farther in. He being gone, my wife and I did walk an houre or two above in our chamber, seriously talking of businesses. I told her my Lord owed me £ 700, and shewed her the bond, and how I intended to carry myself to my Lord.¹⁹

Sowohl die Darlehen an den Earl of Sandwich als auch die etwas geringeren Geldleihen an seine Frau Lady Sandwich wurden mit sechs Prozent Zinsen verrechnet. Obwohl sich Pepys an anderer Stelle über Zinsen bei Geldleihe unter Freunden durchaus abfällig äußert (zum Beispiel am 11. September 1660), scheut er nicht davor zurück, von seinem Mäzen Zinsen zu verlangen.²⁰ Die Argumentation verhehlt seinen Widerwillen gegen einen Kredit an Sandwich kaum, hierfür führt er jedoch ausschließlich moralische Gründe an: Zunächst habe dieser sich verändert, nicht nur Pepys gegenüber, sondern auch anderen. Er sei vornehm, hochnäsig und unzuverlässig geworden und wolle mit keinem etwas zu tun haben. Pepys war der Meinung, nun auf eigenen Beinen stehen zu können und sich nicht mehr anbietern zu müssen. Zudem mache

19 Pepys hatte aber auch schon schlechte Erfahrungen mit Geldleihe an Adelige gemacht; am 8. Juli 1664 notiert er: „Up and called out by my Lord Peterborough's gentleman to Mr. Povy's to discourse about getting of his money, wherein I am concerned in hopes of the £ 50 my Lord hath promised me, but I dare not reckon myself sure of it till I have it in my main, – [hand] – for these Lords are hard to be trusted. Though I well deserve it.“

20 TOMALIN (wie Anm. 10), S. 293.

Lord Sandwich keine Anstalten, seinen Lebenswandel zu ändern und damit auch seine finanziellen Sorgen zu lindern, sondern verschulde sich nur noch weiter. Pepys wünschte sich so schnell wie möglich Unabhängigkeit und plante diesbezüglich eine Unterredung mit dem Earl of Sandwich. Dass dieses Gespräch aber nicht den gewünschten Erfolg hatte, zeigt ein weiterer Eintrag vom 23. Juni 1664, also über ein Jahr später:

Up, and to the office, and there we sat all the morning. So to the 'Change, and then home to dinner and to my office, where till 10 at night very busy, and so home to supper and to bed. My cozen, Thomas Pepys, was with me yesterday and I took occasion to speak to him about the bond I stand bound for my Lord Sandwich to him in £ 1000. I did very plainly, obliging him to secrecy, tell him how the matter stands, yet with all duty to my Lord my resolution to be bound for whatever he desires me for him, yet that I would be glad he had any other security. I perceive by Mr. Moore today that he hath been with my Lord, and my Lord how he takes it I know not, but he is looking after other security and I am mighty glad of it. W. Howe was with me this afternoon, to desire some things to be got ready for my Lord against his going down to his ship, which will be soon; for it seems the King and both the Queenes intend to visit him. The Lord knows how my Lord will get out of this charge; for Mr. Moore tells me to-day that he is £ 10,000 in debt and this will, with many other things that daily will grow upon him (while he minds his pleasure as he do), set him further backward. But it was pretty this afternoon to hear W. Howe mince the matter, and say that he do believe that my Lord is in debt £ 2000 or £ 3000, and then corrected himself and said, No, not so, but I am afraid he is in debt £ 1000. I pray God gets me well rid of his Lordship as to his debt, and I care not.

Pepys wagte es nicht, dem Earl of Sandwich seine finanzielle Unterstützung zu versagen, wünscht sich aber von ihm weitere Bürgen. Den Besuch des Königs und der Königin interpretiert er zwar als Ausdruck von Bonität, angesichts des ausschweifigen Lebenswandels möchte er sich letztlich aber aus der *economy of obligation* zurückziehen: „I pray God gets me well rid of his Lordship as to his debt, and I care not.“

Bilanz

Samuel Pepys' Tagebuch ist ein außergewöhnliches Zeugnis und dokumentiert unter anderem das außergewöhnliche Denken seines Verfassers. Ruth-E. Mohrmanns Überlegungen über seine sozialen Ambitionen und den Aufstieg durch Konsum lassen sich auch an seinem Umgang mit Geld nachvollziehen. Die von Muldrew aufgestellte These über reziproke Kreditgeschäfte als nach außen gerichteter sozialer Status greift beim Kredithandeln von Pepys jedoch weniger. Pepys verfolgt zwei Strategien: Zum einen baute er den eigenen Status und die eigene Bonität durch ostentativen Konsum und Geschäfte sorgsam aus, zum anderen aber richtete Pepys sein Handeln an einer selbst auferlegten Sparsamkeit aus, die zwar gezielt Verschwendung erlaubte, solange sie der Darstellung seines sozialen Standes diene, die aber auch nach innen gerichtet war und eine Praxis der Selbstdisziplinierung darstellte. Es läge daher nahe, das Ta-

gebuch unter der Überschrift der Selbsttechnik und der Selbstdisziplinierung unter puritanischem Einfluss einzuordnen. Doch hier widerspricht die reichhaltige Quelle selbst: Zum Beispiel finden sich im Tagebuch zwar zahlreiche Hinweise auf Pepys' Gelübde der Sparsamkeit; das eigentliche Gelöbniß aber notierte Pepys separat.²¹ Wäre das Tagebuch wirklich als ein Mittel der puritanischen Selbstdisziplinierung gedacht gewesen, was wäre sinnvoller gewesen, als die einzelnen Selbsttechniken dort festzuhalten? Auch die zahlreichen Einträge über sein sexuelles Interesse an Frauen und über seine außerehelichen Eskapaden widersprechen der Lesart der puritanischen Selbstzüchtigung. Diese mit Lebensfreude und Stolz notierten erotischen Erinnerungspassagen, wenn auch mitunter gefolgt von Selbstvorwürfen, sind nicht gerade ein Zeichen für eine sittenstrenge puritanische Denk- und Handlungsweise.

Das Tagebuch, das Samuel Pepys von 1660 bis 1669 führte, diente dem gewissenhaften Buchhalter als textliches Mittel der Bilanzierung seines sozialen Aufstiegs: „the desire to keep a record of one's economic and other social activities undertaken within the community. These could include transactions, discussions, hospitality, gift-giving and receiving as well as much else. [...] Such things as debts, money, agreements, disagreements, sales, transaction were all listed in great detail.“²² Das Tagebuch ist damit vieles: Gesellschaftsportrait, spirituelle Selbstbeschreibung und auch ein Dokument sozialer und moralischer Buchführung.

Seine Widersprüchlichkeit und Uneindeutigkeit stehenzulassen und es weder als Zeugnis einer *economy of obligation*, noch als eine puritanische Selbsttechnik zu interpretieren, ist einer quellenkritischen Herangehensweise geschuldet, für die Ruth-E. Mohrmann immer wieder eintrat. Quellen müssen interpretiert werden, aber die Quellen haben – mit dem Sozialhistoriker Koselleck gesprochen – bis zum Schluss ein Vetorecht. Eine ausgewogene Quellenkritik war für uns Studentinnen und Studenten von Ruth-E. Mohrmann zentraler Teil der volkscundlichen Ausbildung. Ihre eigenen Arbeiten waren, ganz ihrer Zeit angemessen, materialgesättigt und in jeder Hinsicht unideologisch. Ihre Empfehlung war, Quellen auch „zwischen den Zeilen“ und „gegen den Strich“ zu lesen,²³ die Argumentation aber immer am Material nachvollziehbar zu halten. Ich denke, das ist bis heute kein schlechter Rat für eine Disziplin, die die Beobachtungen und Befunde im Kleinen mit den großen Gesellschaftstheorien vereinen will.

21 DAWSON (wie Anm. 3), S. 410.

22 MULDREW (wie Anm. 1), S. 64. Siehe auch André KRISCHER: Förmlichkeit und Geselligkeit im englischen Flottenamt 1663–1666 – konkurrierende Normen? Zugleich ein Beitrag über Organisationsbildung in der Frühen Neuzeit. In: Arne Karsten, Hillard von Thiesen (Hg.): Normenkonkurrenz in historischer Perspektive. Berlin 2015, S. 101–120.

23 Ruth-E. MOHRMANN: Zwischen den Zeilen und gegen den Strich – Alltagskultur im Spiegel archivalischer Quellen. In: Der Archivar, 44 (1991), S. 233–246.

DENNIS BECKMANN

Pfandleiher in Deutschland

Ein stigmatisierter Beruf in fiktionalen Werken und
in Lebenserzählungen

Einführung

An jedem Hauptbahnhof und in jeder Fußgängerzone einer deutschen Großstadt gibt es mindestens eins von diesen Geschäften, an denen die allermeisten vorbeigehen, ohne sie je zur Kenntnis zu nehmen. Die Inhaber dieser Geschäfte agieren in einem Nischenbereich der Finanzwirtschaft, der außerhalb des Sichtfeldes der Mehrheitsgesellschaft seit Jahrhunderten fortbesteht. Informationen über die Kunden, die Anbieter und den Geschäftsablauf sind den meisten, wenn überhaupt, nur vage aus fiktionalen Geschichten bekannt. Diese Geschichten spielen fast immer in einem anderen Land und oft in der Vergangenheit. Außerdem werfen sie kein gutes Licht auf die Menschen, um die es im Folgenden gehen wird. Die übersehenen Geschäfte in den Bahnhofsvierteln und Einkaufsstraßen sind Pfandhäuser.

Ihren Betreibern, den Pfandleihern, galt mein Dissertationsprojekt, für das ich im Zeitraum von 2016 bis 2017 narrative Interviews mit 16 Pfandleihern aus verschiedenen Teilen Deutschlands führte.¹ Die Eingrenzung des Feldes auf den nationalen Rahmen liegt darin begründet, dass sich das deutsche Pfandrecht von dem anderer Länder mitunter stark unterscheidet und die Befunde aus einem Land daher nur bedingt auf ein anderes übertragen werden können. Der Ansatz einer großangelegten gegenwartsorientierten Studie zu deutschen Pfandleihern ist insofern neu, als es in der Forschung bisher nur historische Untersuchungen oder lokal begrenzte Stichproben gab. Neu ist ebenfalls die Fokussierung auf die Pfandleiher statt auf ihre Kunden. Während es bislang nur oberflächliche Einteilungen der Pfandleiher anhand ihrer vermeintlichen Geschäftsphilosophie gab, werden im Folgenden Ergebnisse einer Studie gezeigt, die die individuellen Lebenswege, Erfahrungen, Hoffnungen, Sorgen, Deutungen und Erklärungen der Befragten zum Gegenstand machte. Die Interviews

¹ Die von Prof. Dr. Andreas Hartmann betreute Dissertation wurde 2019 von der Universität Münster angenommen.

boten die Quellengrundlage, anhand derer die narrative Identität² analysiert wurde, die die Pfandleiher in der Erzählung für sich selbst herstellten und dem Forscher gegenüber darstellten. Angesichts des schlechten Rufs der Pfandleihbranche wurde in der Analyse ferner geklärt, inwiefern die Erzählungen der Pfandleiher als Stigma-Management³ beschrieben werden können. Ferner wurde die Frage behandelt, wie sich der Pfandkredit in das von Anthropologen seit Generationen bestellte Feld der Tauschbeziehungen einordnen lässt. Am Ende dieses Aufsatzes wird außerdem kurz erörtert, wie sich die aktuelle Covid-19-Pandemie auf das Pfandkreditgeschäft in Deutschland auswirkt. Um das Kernthema, die Identität der Pfandleiher, im richtigen Kontext zu begreifen, ist es hilfreich, sich zunächst einige Grundlagen vor Augen zu führen.

Geschichte und Recht des Pfandkredits in Deutschland

Die Beleihung von Geld gegen Pfand ist die älteste Kreditform und lässt sich schon in der Antike nachweisen. Im Mittelalter und in der Neuzeit wurden auch in Deutschland Kredite auf Pfand oder Bürgschaft vergeben. Es gab jedoch keine einheitlichen Regeln. Eine wegweisende Vereinheitlichung der Geschäftsbedingungen der privaten Pfandleiher brachte das „Pfand- und Leih-Reglement für die sämtlichen preußischen Staaten“ des Jahres 1787. Mit der Reichsgründung 1871 wurde das preußische Pfandrecht auf die anderen deutschen Teilstaaten ausgeweitet. Die seit 1961 für die Bundesrepublik gültige „Pfandleihverordnung“ übernahm alle wesentlichen Punkte ihres Vorgängers, so dass der private Pfandkredit im deutschsprachigen Raum seit Jahrhunderten im Wesentlichen denselben Bestimmungen unterliegt.⁴ Zu den 1787 erlassenen Regulierungen des Pfandkreditwesens zählt unter anderem, dass ein Pfandleiher vorstrafenfrei sein muss. Vor dem Abschluss eines Kreditgeschäfts muss ein Pfandleiher die Identität seines Kunden prüfen, wozu er sich in heutiger Zeit einen Lichtbildaus-

2 Ich orientiere mich an der Definition von Gabriele LUCIUS-HOENE, Arnulf DEPPERMAN: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden 2002, S. 47: „Als allgemeiner Nenner [verschiedener Definitionen] lässt sich festhalten, dass unter ‚narrativer Identität‘ diejenigen Aspekte von Identität zu verstehen sind, die im Modus der autobiografischen Narration dargestellt und hergestellt werden.“ Die Autoren verweisen auf den unterschiedlichen Gebrauch des Begriffs verschiedener Wissenschaftler innerhalb einer ‚narrative identity school‘.

3 Für die Selbstdarstellung stigmatisierter Personen führt Erving GOFFMAN: Stigma. Notes on the Management of spoiled identity. New Jersey 1963, S. 1–4, den Begriff Stigma-Management ein. Im Gegensatz zur alltagssprachlichen Verwendung des Wortes im Deutschen versteht Goffman unter einem Stigma nicht das äußerlich sichtbare Merkmal einer Eigenschaft (z. B. eine gelbe Armbinde als Anzeichen von Blindheit), sondern die Eigenschaft selbst. Ob eine Eigenschaft als Stigma wirkt, ist oft abhängig vom sozialen Umfeld. Stigmatisierung tritt daher erst als Verhältnis der Eigenschaft zur Erwartung des Umfeldes auf. Präziser ist Stigma auf S. 5 als „an undesired differentness from what we had anticipated“ beschrieben.

4 Vgl. Jürgen DAMRAU: Pfandleihverordnung. Kommentar zur Pfandleihverordnung und zu den allgemeinen Geschäftsbedingungen im Pfandkreditgewerbe (Recht und Verwaltung). 2., voll-kommen überarb. und erw. Aufl. Stuttgart 2005, S. 16.

weis zeigen lässt. Die Transaktion muss in einem vom Pfandleiher geführten Pfandbuch dokumentiert werden, und dem Kunden wird ein Pfandschein ausgehändigt, auf dem ebenfalls alle wichtigen Informationen zum Pfand, zu den anfallenden Zinsen und der Fälligkeit der Tilgung dokumentiert sind. Nur unter Vorzeigen des passenden Pfandscheins kann ein Pfand ausgelöst werden.⁵ Heute wird das Pfandbuch digital geführt und der Pfandschein automatisch erstellt. Der Kredit wird zunächst für drei Monate gewährt. Er kann früher zurückbezahlt werden, so dass nur Zinsen und Gebühren für einen oder zwei Monate anfallen. Nach drei Monaten spätestens muss der Kunde aber vor Ort die laufenden Kosten begleichen und entweder das Pfand durch Rückzahlung des Darlehens einlösen oder den Pfandschein um weitere drei Monate verlängern. Die wichtigste Regelung ist jedoch eine andere. Sie lautet in ihrer heutigen Form so:

„Ist die Darlehenslaufzeit beendet, ohne dass eine Einlösung erfolgt, so kann der Pfandleiher nicht selbst den Pfandverkauf betreiben, er muss vielmehr auf den Verkauf des Pfandes klagen.“⁶

In der Praxis bedeutet das, dass ein Pfand nicht Eigentum des Pfandleihers wird. Stattdessen wird es von einem unabhängigen Auktionator versteigert. Kann die dem Pfandleiher zustehende Summe aus der Versteigerung gedeckt werden, so führt der Auktionator die Summe an den Pfandleiher ab. Sollte bei der Versteigerung eine höhere Summe erzielt werden als die, die der Kreditnehmer dem Pfandleiher schuldet, steht dieser Mehrerlös dem Kreditnehmer zu. Dieser wird vom Pfandleiher über den Mehrerlös informiert und kann ihn innerhalb von zwei bis drei Jahren im Pfandhaus einfordern. Tut er dies nicht, fällt der Mehrerlös an den Fiskus.⁷ Diese Regelung steht im Widerspruch zur US-amerikanischen Praxis, bei der das Pfand bei Nichteinlösung durch den Kreditnehmer zum Eigentum des Pfandleihers wird und von letzterem für einen beliebigen Preis verkauft werden darf.⁸ Die monatlichen Zinsen des Pfandkredits betragen in Deutschland ein Prozent.⁹ Zusätzlich darf der Pfandleiher zur Deckung der „Kosten des Geschäftsbetriebs“ abhängig von der Beleihungshöhe

5 Vgl. ebd., S. 14–16.

6 Ebd., S. 16.

7 Vgl. ebd., S. 4–6, §§ 5, 9 und 11.

8 Vgl. Catherine HARTNETT: *The Pawnbroker: Banker of the poor?* In: I. Barak-Glantz, C. Huff (Hg.): *The mad, the bad and the different. Essays in Honor of Simon Dinitz.* Lexington, Massachusetts 1981, S. 152, und pawnshopstoday.com/how-it-works (26.6.2018). Der Rechtsunterschied verleitet amerikanische Pfandleiher zu einer anderen Geschäftsstrategie. Für die späten 1970er Jahre stellt Hartnett ein durchschnittliches Darlehen von 25 Dollar und eine Auslösequote von 80 Prozent fest. Pfänder (meist Schmuck und Schusswaffen) werden im Durchschnitt mit lediglich zehn Prozent ihres Wiederbeschaffungspreises (gemeint ist der Gebrauchtwert) beliehen. Im Falle einer Nichteinlösung kauft der Pfandleiher also günstig Ware für den Wiederverkauf ein; vgl. Catherine HARTNETT: *Pawnbroking: A marginal occupation.* Diss. Ohio State University. Columbus, Ohio, Department for sociology, 1978, S. 75 und 81. Im Jahr 2018 lag die Darlehenshöhe bei durchschnittlich 150 Dollar. Die Auslösequote betrug 85 Prozent, vgl. Infobroschüre 2018 der National Pawnbroker Association auf nationalpawnbrokers.org (26.6.2019).

9 Vgl. DAMRAU (wie Anm. 4), S. 4, § 10,1.

Gebühren erheben. Die Gebühren sind bis 300 Euro gestaffelt, aber nicht linear. Bei einem typischen Kredit in Höhe von 250 Euro z. B. fallen pro Monat 2,50 Euro Zinsen und 5,50 Euro Gebühren an. Bei einem Darlehen oberhalb von 300 Euro können Pfandleiher und Kunde die Höhe der Gebühren frei aushandeln. Weitere Gebühren nach Ermessen des Pfandleihers können für „Aufbewahrung, Pflege und Versicherung“ anfallen, wenn es sich beim Pfand um ein Fahrzeug handelt.

Diese Grundlagen des Geschäfts sind in Deutschland nur wenigen Menschen bekannt. Solange man selbst nicht Leihhauskunde ist, ist die Kenntnis der Geschäftsregeln auch unnötig. Dennoch geraten Menschen, die keine Kunden sind, mit dem Thema in Berührung. Wie bei Mordprozessen, Heiratsanträgen oder Operationen in der Notaufnahme haben auch beim Pfandhausbesuch viele Menschen das Ereignis schon in einer fiktionalen Geschichte vermittelt bekommen, ohne es vorher selbst erlebt oder bezeugt zu haben. Das Bild, das sich diejenigen vom Pfandgeschäft machen, die selbst keine Erfahrungen damit haben, wird also im Wesentlichen von Fiktion geprägt. Ein kurzer Überblick über Geschichten mit Pfandleihern bietet sich daher an.

Fiktionale Pfandleiher

Dass der Beruf des Pfandleihers in Deutschland der Gegenwart ein schlechtes Image besitzt, hat verschiedene Gründe. Außer der meist negativen Darstellung in fiktionalen Geschichten gibt es weitere, die hier kurz umrissen werden sollen. Zum einen sind die jährlichen Zinsen, verglichen mit Bankkrediten, trotz der gesetzlichen Regulierung noch sehr hoch. Assoziationen mit vormodernem Wucherzins liegen nahe, auch können antisemitische Stereotype eine Rolle spielen. Es gilt aber zu bedenken, dass Darlehenshöhe und Kreditlaufzeit beim Pfandkredit typischerweise viel geringer ausfallen als beim Bankkredit, weshalb die als Zinsen abgeführten Beträge absolut gesehen nicht hoch sein müssen. War der Pfandkredit im 19. Jahrhundert noch eine Dienstleistung, der sich breite Massen der Bevölkerung bedienten, führte die Verbreitung der Sparkassen im 20. Jahrhundert dazu, dass der Pfandkredit zur Ausnahme wurde, die nur noch von jenen in Anspruch genommen wurde, die keinen Bankkredit bekommen konnten oder wollten. Dieser Umstand begünstigt eine Verortung des Pfandkreditgeschäfts am Rande der Gesellschaft. Ein weiterer bedeutender Grund besteht darin, dass Erstkunden im Pfandhaus oft schlechte Erfahrungen machen, wenn sie Goldschmuck beleihen wollen. Pfandleiher gewähren ein Darlehen in der Regel nur auf den Materialwert eines Goldprodukts, da sie im Falle einer nötig gewordenen Versteigerung nur diesen wieder einholen können. Der Preis, den der Kunde beim Juwelier gezahlt hat, liegt deutlich höher. Sentimentale Werte können bei Erbstücken und Trauringen hinzukommen. Der wichtigste Grund für den schlechten Ruf des Gewerbes liegt jedoch darin, dass nur sehr wenige Menschen in Deutschland praktische Erfahrungen mit Pfandleihern haben, aber sehr viele Menschen fiktionalen Geschichten kennen, in denen Pfandleiher vorkommen.

Von Shakespeares „Kaufmann von Venedig“¹⁰ und Dostojewskis „Verbrechen und Strafe“¹¹ über den westdeutschen Krimi der 1970er Jahre bis hin zu Kinofilmen und Serien der letzten zehn Jahre begegnen dem deutschen Publikum griesgrämige, unseriöse und unsympathische Pfandleiher. Meistens tauchen die Pfandleiher nur in einer kurzen Szene als Nebencharakter auf, wenn ein Hauptcharakter aus wirtschaftlicher Not etwas versetzen muss. Der genaue Geschäftsablauf mit Identifikation und Eintrag im Pfandbuch wird nie gezeigt. Der Besuch im Pfandhaus dient in der Geschichte lediglich als Symbol für das Unglück des Hauptcharakters.¹² Ebenfalls beliebt ist der Einsatz des Pfandhauses als Anlaufstelle, wenn ein Hauptcharakter nach dem Verbleib eines bestimmten Gegenstands forscht. Für gewöhnlich steht der Weg, den der Gegenstand nimmt, in Verbindung mit einem Verbrechen.¹³ In vielen Geschichten ist der Pfandleiher in die Verbrechen involviert und wird von den Protagonisten dafür bestraft. In „Men in Black“ verliert der Pfandleiher für illegale Waffengeschäfte seinen Kopf – der allerdings nachwächst –, in „Pulp Fiction“ wird er ermordet, in „Fast and Furious 6“ und „Be Cool“ wird er verprügelt und in „The Crow“ lebendig in Brand gesteckt. Die Pfandleiherin in „Verbrechen und Strafe“ ist nicht kriminell, wird vom Protagonisten aber trotzdem mit der Axt erschlagen, weil er sie für einen Parasiten der Gesellschaft hält. Seltener stellen Pfandleiher in Geschichten die Hauptcharaktere dar. Außer Shakespeares Shylock sind Sol Nazerman aus einem Roman von Edward Lewis Wallant¹⁴ und der Pfandleiher Karuska aus einer Folge der Krimireihe „Derrick“ von 1975¹⁵ zu nennen. Alle drei werden als unattraktive ältere Männer gezeichnet, die unglücklich in der Liebe, gefühllos und verbittert sind. Die Leser und Zuschauer können an ihrem Leid Anteil nehmen, ohne dass die Figuren ihnen je sympathisch werden. Die Liste der Beispiele fiktionaler Pfandleiher ist lang genug für eine eigene Studie. Meine Auswahl beruht auf Hinweisen, die ich während der Forschung an den realen Pfandleihern von anderen bekommen habe. Das gravierende Übergewicht von Beispielen aus den USA entspricht demnach nicht notwendigerweise einer repräsentativen Auswahl.

10 William SHAKESPEARE: *The merchant of Venice* (1600). Verwendete Ausgabe: R. Gill, M.A. Cantab, B. Litt (Hg.): *The Merchant of Venice*. Aus der Reihe Oxford School Shakespeare der Oxford University Press, Glasgow 2010: Bell and Bain Ltd. Basierend auf M. M. Mahoods Cambridge Shakespeare-Ausgabe von 1987.

11 Fjodor Michailowitsch DOSTOJEWSKI: *Prestuplenije i nakasanije* (1866). Verwendete Ausgabe: *Verbrechen und Strafe*, neu übersetzt von Swetlana Geier (Fischer Klassiker). Frankfurt am Main 2017.

12 Einige Beispiele aus Filmen und Serien: *The Pawnshop*, USA 1916; *The Glenn Miller Story*, USA 1954; *Trading Places*, USA 1983; *Crossroads*, USA 1986; *Tomb Raider*, USA 2018; *The Nanny*, USA 1993, Staffel 1, Folge 8; *Hornblower*, UK 2003, Staffel 3; *House, M.D.*, USA 2010, Staffel 6, Folge 21; *Shameless*, USA 2013, 2016, Staffel 3, Folge 4, Staffel 6, Folge 4 und 9; *Atlanta*, USA 2016, Staffel 1, Folge 4.

13 Einige Beispiele aus Filmen und Serien: *Pulp Fiction*, USA 1994; *The Crow*, USA 1994; *Men in Black*, USA 1997; *Be Cool*, USA 2005; *Hobo with a Shotgun*, USA/CA 2011; *Fast and Furious 6*, USA 2013; *Pawnshop Chronicles*, USA 2013; *Daredevil*, USA 2016, Staffel 2, Folge 2.

14 E. L. WALLANT: *The Pawnbroker*. London 1964. Der Roman wurde 1964 in den USA verfilmt.

15 Derrick, Folge 11, BRD 1975.

Wie bereits erwähnt, dürfen Pfandleiher in Deutschland ein Pfand, das ein Kunde nicht wieder einlöst, nicht selbst verkaufen. In den USA dürfen sie das in der Regel schon, solange es keine bundesstaatliche oder kommunale Regulierung gibt. In den Geschichten, die in den USA spielen, ist die Beleihungshöhe oft ein Streitpunkt zwischen Pfandleiher und Kunde. Die Kunden bezichtigen die Pfandleiher, ein Pfand absichtlich niedrig zu beleihen, um im Falle der Nichteinlösung einen günstigen Einkauf gemacht zu haben, den sie gewinnbringend verkaufen können. Da der Kunde in den allermeisten Fällen der Hauptcharakter der Geschichte ist, nehmen die Leser und Zuschauer seine Perspektive ein und sympathisieren mit seinem Problem. Interessanterweise kommt die niedrige Beleihung aus Profitstreben auch in der westdeutschen Krimireihe „Derrick“ zur Sprache, und zwar nicht als Vorwurf eines Laien an den Pfandleiher, sondern als Erklärung einer Pfandhausmitarbeiterin an den Kommissar. Der mediale Einfluss der amerikanischen Pfandleihpraxis war demnach 1975 schon so hoch, dass er von den Produzenten der Serie auf einen fiktionalen Fall in München übertragen wurde, obwohl hierzulande eine andere Pfandordnung besteht. Dieser mediale Einfluss ist noch gestiegen, seit die amerikanischen Reality-Serien „Hardcore-Pawn“ (2009–2015) und „Pawn Stars“ (seit 2009) über Pfandhäuser in Detroit und Las Vegas synchronisiert im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurden. Es gab seitdem auch in deutschen Zeitungen und im deutschen Fernsehen Berichterstattungen über hiesige Pfandhäuser. Eine flächendeckende Aufklärung über den Gesetzesunterschied haben sie aber nicht erreicht.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Mehrheitsbevölkerung in Deutschland, sofern sie überhaupt eine Vorstellung von Pfandleihern hat, negative Vorurteile hegt, die größtenteils von fiktionalen amerikanischen Geschichten herrühren. Sie verorten das Pfandleihgeschäft im Zwielicht, in der Nähe von Armut und Verbrechen. Die Unternehmer dieser Branche gelten als kaltherzig und ungerecht. Warum sich Menschen dennoch dazu entschließen, Pfandleiher zu werden, zeigten die Interviews.

Ergebnisse aus den Interviews: Stigma-Management und narrative Identität

Die Pfandleiher meines Samples tragen im Text Pseudonyme, die aus Vogelnamen gebildet sind. Auf diese Weise wird ihre wahre Identität so weit wie möglich geschützt. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum selben Themenfeld sind die Pseudonyme als offensichtliche Masken erkennbar. Gleichzeitig wirken die Vogelnamen weniger künstlich als Pseudonyme wie „Interviewpartner 3“ oder „Frau P“.

Die meisten Pfandleiher des Samples haben nach abgeschlossener Berufsausbildung und Berufserfahrung entweder einen bestehenden Betrieb gekauft oder geerbt, oder sie sind als Mitarbeiter in einem bestehenden Betrieb eingestellt worden. Herr Fink und Herr Bussard haben eigene Spezialpfandleihen als Zusatzgeschäft zum ihrem vorhandenen Leasing- respektive Waffengeschäft eröffnet. Sie sind Beispiele für die jüngere Entwicklung des Gewerbes am Anfang des 21. Jahrhunderts. Herr Kranich

mit seiner Pfandhausneugründung direkt aus dem Studium heraus stellt die absolute Ausnahme dar. Der wesentliche Gegensatz besteht also zwischen denen, die in eine Pfandleiherfamilie hineingeboren wurden und das Geschäft geerbt haben, und denjenigen, die im Laufe ihres Berufslebens zur Pfandleihe gefunden haben. In dieser Hinsicht ist das Sample repräsentativ für die gesamte Branche, die von Traditionsbetrieben geprägt ist und in der sich Neugründungen nur sehr selten am Markt etablieren können. Da der Beruf des Pfandleihers seit Ende des Zweiten Weltkrieges kein Ausbildungsberuf mehr ist, sind neu eingestellte Mitarbeiter zwangsläufig Quereinsteiger, sofern sie nicht schon zur Familie gehörten. Allerdings haben auch die Erben in meinem Sample eine Ausbildung in einem anderen Beruf abgeschlossen. Zudem wollte keiner meiner Interviewpartner schon als Kind Pfandleiher werden.

Die deutsche Pfandleihbranche setzt sich aus wenigen Filialisten – darunter sieben Familienunternehmen mit jeweils mehr als fünf Filialen und die Aktiengesellschaft „Exchange“ mit 22 Filialen – und über hundert kleinen inhabergeführten Einzelbetrieben zusammen. Von den großen Häusern sind einige in der Lage, nur vom Pfandkredit zu leben. Alle anderen betreiben weitere Geschäfte, meist einen Juwelierbetrieb oder An- und Verkauf nebenher, welche bei kleinen Häusern auch den größeren Teil des Umsatzes ausmachen. Die selbsterzählten Lebensläufe der Pfandhauserben sind typisch für Unternehmenserben im späten 20. und 21. Jahrhundert.¹⁶ Bei den Pfandhauserben haben manche erst spät und unerwartet das Erbe angetreten, andere waren schon lange zuvor als Kandidat vorgesehen. Alle beschrieben ihren Weg zum Pfandleihberuf aber als bewusste Entscheidung, zu der es auch andere Alternativen gab. Konflikte mit dem Vater und die Frage der Nachfolge unter Geschwistern und Cousins und Cousinen sind ein wiederkehrendes Thema. Die führenden Familien der Branche kennen sich persönlich von den jährlichen Treffen des Zentralverbands des deutschen Pfandkreditgewerbes (ZdP). Die späteren Erben heiraten aus Liebe außerhalb des Berufsfeldes, nicht aus dynastischen Gründen innerhalb der Branche. Somit gibt es auch keine verwandtschaftlichen Allianzen zwischen Pfandleiherfamilien. Im Gegensatz zur Mehrheitsgesellschaft wissen die Erben schon früh, was der Beruf des Pfandleihers beinhaltet und was Fiktion ist, auch wenn nicht alle schon im Kindesalter im Betrieb präsent waren.

Die Quereinsteiger – Unternehmer wie Angestellte – sind hingegen nicht familiär mit dem Pfandleihgeschäft sozialisiert worden. Auch waren sie vor dem Einstieg ins Geschäft keine Leihhauskunden und hatten somit, bis auf zwei Ausnahmen, keine engere Beziehung zum Pfandkredit als die übrige Bevölkerung. Bei manchen Neueinsteigern ließ sich die Tendenz beobachten, die Hinwendung zum Pfandleihberuf als Zufall zu erzählen, obwohl es sich auch hier, wie bei den Erben, stets um wohlüberlegte

16 Vgl. Isabell STAMM: Unternehmerfamilien. Über den Einfluss des Unternehmens auf Lebenslauf, Generationenbeziehungen und soziale Identität (Diss. Freie Universität Berlin, Fachbereich für Politik- und Sozialwissenschaften). Opladen, Berlin, Toronto 2013, und Oliwia MURAWSKA: Die Familienwerft. Strukturen, Traditionen, Nachfolge (Internationale Hochschulschriften, 622). Münster, New York 2015.

Entscheidungen handelte. Beide Erzählweisen sind Ergebnis einer Selbstdeutung des Lebenslaufs. Bei den Erben stand die Wahrung der eigenen Individualität und Handlungsmacht im Vordergrund, bei den Einsteigern die Erzeugung von Kohärenz in einem Lebenslauf mit vermeintlich erklärungsbedürftigem Bruch. Da die Erben meines Samples vor ihrem Einstieg in den Familienbetrieb ebenfalls eine Ausbildung oder ein Studium absolviert haben, kann die Entscheidung für die Arbeit im Leihhaus auf Außenstehende, die den familiären Hintergrund nicht kennen, ebenfalls wie ein Bruch wirken. Frau Schwalbe hat diese Erfahrung mehrfach gemacht:

„Dieses ‚ich hab nach dem Studium im Leihhaus angefangen, und also Sie glauben nicht, wie oft ich mit so Augen angeguckt wurde: ‚Und dafür hast studiert?‘ [lacht] Also, um in so einem unseriösen Gewerbe zu arbeiten? Also das ist irgendwie faszinierend, was da in den Köpfen von den Leuten ist.“¹⁷

Des schlechten Rufs ihrer Branche sind sich alle Pfandleiher bewusst. Das Stigma steht immer im Raum, ohne dass es angesprochen werden muss. In persönlichen Gesprächen mit anderen erlebten zehn der sechzehn Interviewten keine negativen Reaktionen, wenn sie ihren Beruf offenbart haben. Die vorherrschende Reaktion ist Verwirrung, die die Pfandleiher routiniert durch Erklärungen beseitigen. Hat ihr Gegenüber ein ehrliches Interesse am Berufsbild, können diese Erklärungen auch viel Zeit in Anspruch nehmen. Außer Frau Schwalbe erinnern sich aber noch fünf weitere Interviewpartner daran, persönlich mit dem schlechten Ruf des Gewerbes konfrontiert worden zu sein. Herr Specht, Frau Meise, Herr Kranich, Herr Star und Herr Sperling erzählten von Fällen, wo sie aufgrund ihres Berufs auf Ablehnung oder Kritik stießen. Herr Specht musste sich bei der Eröffnung seines Geschäfts gegen die moralische Verurteilung im eigenen Freundeskreis zur Wehr setzen:

„Wie ich einem guten Freund von mir erzählt habe, ich mach ein Pfandleihhaus auf, vor vielen, vielen Jahren, hat der mir auf [rheinisch] dann geantwortet: ‚Nä! Armen Lütt dat Jeld aus de Tasche ziehen, dat is nix!‘“¹⁸

Seiner Einschätzung nach kommt man vom Vorwurf, die Armen auszubeuten, nicht weg. Dennoch verteidigt sich Herr Specht mit den Argumenten, dass nicht alle seine Kunden arm seien und dass sie dankbar dafür seien, die Option des Pfandkredits zu haben. Außerdem zeige die stete Nachfrage der Stammkunden, dass es in der Gesellschaft einen Bedarf nach Pfandleihe gebe. Die drei Argumente kommen auch in den Veröffentlichungen des Lobbyverbandes ZdP vor, wo sie Teil einer Imagekampagne für das Gewerbe sind. Weitere Argumente des ZdP, die schon Norbert Dischinger beschrieb,¹⁹ sind folgende: Es gibt eine rationale Nische für den Pfandkredit, d. h. die Kunden sind nicht zwangsläufig hilflos im Umgang mit Geld, sondern handeln be-

17 Interview Frau Schwalbe, S. 7.

18 Interview Herr Specht, S. 3.

19 Norbert DISCHINGER: Wer besucht ein Pfandhaus? Nutzer gewerblicher Mikrokredite in Deutschland. Unter Mitarbeit von Norbert Dischinger und Nicola A. Mögel (Arbeitsbericht, 29). Magdeburg 2004; DERS.: Leihhauskarrieren in Deutschland. Vom Umgang mit Geld und Vermögen; arm und doch vermögend?; Analyse der Motivation von Pfandkreditnehmern. Marburg 2005;

wusst, aktiv und zu ihrem eigenen Vorteil. Die Zinsen sind gesetzlich auf ein Prozent festgelegt, d. h. ein willkürlicher Wucher der Pfandleiher sei ausgeschlossen. Dass es sich dabei um Monatszinsen, nicht Jahreszinsen handelt und zusätzlich Gebühren anfallen, die z. T. nicht reguliert sind, wird an diesen Stellen allerdings für gewöhnlich ausgespart. Zuletzt wird noch angeführt, dass ein Kunde sich beim Pfandkredit, im Gegensatz zum Bankkredit, nicht verschulden kann, weil er sich von jeglichen Ansprüchen des Pfandleihers freimachen kann, indem er sein Pfand aufgibt.²⁰ Die Argumente des ZdP tauchten in mehreren Erzählungen meiner Interviewpartner auf, von denen die Mehrheit im ZdP Mitglied ist. Darüber hinaus fanden die Pfandleiher in meinem Sample viele individuelle Argumente für den Pfandkredit allgemein oder ihre persönliche Arbeit im Speziellen. Viele Interviewpartner nutzten dabei den Vergleich mit anderen Branchen. So wurde das Pfandleihgeschäft als seriös im Vergleich zum An- und Verkauf sowie als menschlich und fair im Vergleich zum Bankgeschäft positioniert. In anderen Fällen diente eine Annäherung an das Bankgeschäft als Garant für Seriosität und gesellschaftliche Akzeptanz. Das enge Verhältnis zu den Stammkunden wurde durch Vergleiche mit Friseuren oder Psychotherapeuten hervorgehoben, die angebliche Menschenkenntnis eines Pfandleihers mit der von Kneipenwirten und Polizisten verglichen.

In wenigen Interviews erzählten Einsteiger von ihren eigenen moralischen Zweifeln am Geschäft, die sie anfangs hatten und dann ablekten. Herr Fink erzählte, dass er die moralische Bestätigung für sein Tun in der Dankbarkeit der Kunden fand:

„Anfangs hab ich so ein bisschen das Gefühl oder die Befürchtung [gehabt], für mich selber, dass ich dann irgendwann aus moralischen Gründen sag: ‚Das ist scheiße, was ich da tue. Weil ich die Leute in ihrer Zwangslage mit relativ hohen Zinsen belege.‘ Aber die Realität zeigt, die Kunden sind super dankbar dafür, dass es die Möglichkeit überhaupt gibt. Die sagen, sie haben sonst keine Chance, an Geld zu kommen.“²¹

Die Argumente, derer sich die Pfandleiher in den Interviews bedienten, können mit Albrecht Lehmann als Rechtfertigungen analysiert werden. In Erzählpassagen, die von persönlichen Entscheidungen des Erzählers handeln, wurden die Techniken „Objektivieren“ und „Theorisieren“ beobachtet.²² So verteidigt Herr Fink seine Tätigkeit als Pfandleiher, indem er auf die allgemeine gesellschaftliche Situation verweist:

DERS.: Armut und Kreditgeschäft. Der Pfandkredit zwischen Anspruch und Wirklichkeit (Wirtschaft, 16). Hamburg, Münster 2006.

20 DISCHINGER, Armut (wie Anm. 19), S. 45–48.

21 Interview Herr Fink, S. 7f.

22 Albrecht LEHMANN: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula 21 (1980), S. 56–70; DERS.: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main, New York 1983.

„Natürlich nutze ich [die Zwangslage der Kunden] aus, aber nicht, weil ich das will, sondern weil die Leute keine andere Chance haben in unserer gesellschaftlichen Struktur, in der wir uns hier befinden.“²³

Ferner kann die Selbstdarstellung der Pfandleiher in ihren Erzählungen, aber auch in der nonverbalen Kommunikation mit Erving Goffman²⁴ als Stigma-Management analysiert werden. Für die Zeit des Interviews war das Stigma offensichtlich, d. h. eine Verheimlichung (Passing) war für die Interviewten ausgeschlossen. Erwartbare Methoden des Stigma-Managements sind nach Goffman Covering, d. i. die Reduktion der Aufdringlichkeit des Stigmas, und Normifizierung, d. i. die Betonung der eigenen Normalität trotz stigmatisierter Eigenschaft. Die Analyse der Interviewtexte förderte eine Vielfalt von Methoden zutage, die sich als Subkategorien von Covering und Normifizierung verstehen lassen, wie auch weitere Methoden darüber hinaus. In Erzählungen von Begegnungen mit Fremden waren außerdem Beispiele von Passing in der Vergangenheit zu finden. In der nonverbalen Selbstdarstellung ergibt sich ein Zielkonflikt zwischen den Polen „seriös“ und „freundlich“, der schon zuvor in den Vergleichen mit der Bank und dem Friseur zutage trat. Auch wenn es Ausreißer in beide Richtungen gibt, bedient sich die Mehrheit der untersuchten Pfandbetriebe der Kompromisslösung „business casual“, die sich in hellen, freundlichen Kundenräumen, mit einladenden Farben und Mitarbeitern in gepflegter, aber nicht zu schicker Kleidung äußert.

In den Interviews, die keinem festen Fragenkatalog folgen mussten, gab es Erzählabschnitte unterschiedlicher Form und mit unterschiedlichem Inhalt. Von der Rekapitulation des eigenen beruflichen Werdegangs konnte sich die Erzählung zu einem Expertenvortrag, einer persönlichen Stellungnahme, der Erzählung eigener Erlebnisse, dem Erzählen über andere Personen und Dinge oder Spekulationen über die Zukunft entwickeln. Prominente Themen waren nach dem eigenen beruflichen Werdegang vor allem Erlebnisse mit den Kunden, besondere Pfänder, die Pfandleihbranche als soziale Gruppe und der Pfandkredit als soziale Institution. Erzählt ein Interviewpartner aus der Erinnerung von einem eigenen Erlebnis, entwirft er dabei eine Version von diesem Erlebnis und von sich selbst darin. Diese Version kann ein Gegenbild zu einem Stereotyp sein, mit dem der Erzähler sich aufgrund von Stigmatisierung konfrontiert sieht. Es kann darüber hinaus aber auch vieles mehr sein, z. B. eine Version von sich selbst, die Sympathie erweckt, Respekt einflößt oder den Zuhörer zum Lachen bringt. Diese Version von sich selbst wird als *narrative Identität* bezeichnet. Beim Erzählen von eigenen Erlebnissen wurden die Geschichtentypen „Selbstbehauptungsgeschichte“, „Individualitätsgeschichte“ und „Lektion“ als narrative Muster ausgemacht. Die Kunden konnten in einer Geschichte unschuldig in Schwierigkeiten geratene Menschen sein, denen der menschenfreundliche Erzähler mit einem Kredit aushalf. In anderen Fällen waren sie befremdliche Kleinkriminelle, die Empörung, aber auch Neugier auslösen. Eine gemeinsame flächendeckende Erzählstrategie zu-

23 Interview Herr Fink, S. 9.

24 GOFFMAN (wie Anm. 3).

gunsten des Ansehens der Branche konnte nicht festgestellt werden. Die Erzählungen konnten eine Funktion für die positive Selbstdarstellung der Berufsgruppe erfüllen, dienten oft aber auch nur einer persönlichen Selbstdeutung und Selbstdarstellung abseits vom Themenfeld „Beruf“. Welches kommunikative Ziel der Erzähler mit seiner Narration verfolgt, ist auch abhängig von der Gesprächssituation, z. B. wie gut sich Erzähler und Zuhörer kennen, was sie vom anderen erwarten und was sie glauben, was der andere von ihnen selbst erwartet.

Der Pfandkredit als Tauschbeziehung

Manche Pfandleiher bezeichnen den Pfandkredit als „zweitältestes Gewerbe der Welt“. Nachweisbar ist er jedenfalls seit der Antike, in Deutschland seit dem Mittelalter. Er ist damit eindeutig älter als kapitalistische Märkte und das moderne Bankwesen. Außer dem hohen Alter und der Beständigkeit des Pfandkredits machen die Pfandleiher in den Interviews die persönliche Seite des Geschäfts stark und betonen die Unmittelbarkeit beim Austausch von Sachkapital gegen Bargeld zwischen zwei Tauschpartnern, die sich direkt physisch gegenüberstehen. In den Sozialwissenschaften hingegen wird für die allgemeine, gesamtgesellschaftliche Entwicklung vom Beginn der Moderne bis zur Spät- oder Postmoderne eine Desozialisierung der Tauschbeziehungen festgestellt, bei der das Persönliche unpersönlich und das Unmittelbare mittelbar werden. Es liegt daher nahe zu fragen, ob der Pfandkredit in seiner finanzwirtschaftlichen Nische ein vormodernes Tauschverhältnis konserviert hat, das direkter, persönlicher oder mit Polanyi gesprochen stärker sozial eingebettet²⁵ ist als die übrigen Tauschverhältnisse in unserer Gesellschaft.

Eine zentrale Eigenschaft des Austauschs beim Pfandkredit ist die, dass der Austausch unter dem Schutz der Diskretion stattfindet. Abhängig davon, wie die Kunden entscheiden, diesen Schutz zu nutzen, kann sich die Beziehung zwischen Pfandleiher und Kunde unterschiedlich gestalten. Es gibt daher nicht nur *eine* Pfandkreditbeziehung, wie Nadja Neuner sie beschreibt,²⁶ sondern eine Skala der Vertraulichkeit, auf der der trostsuchende Stammkunde und der betrügerische Einmalkunde nur die Extremwerte repräsentieren. Dazwischen befinden sich verschwiegene Stammkunden, redselige Gelegenheitskunden mit und ohne persönliche Probleme, Feilscher, Randalierer und andere. Die Kunden, die aufgrund von falscher Staatsangehörigkeit, Schufa-Eintrag oder aus anderen Gründen bei Banken und Privatpersonen als kreditunwürdig gelten, aber einen beleihbaren Wertgegenstand besitzen, profitieren davon, dass ein Pfandleiher kein Vertrauen in ihre Zahlungsfähigkeit oder Zahlungswilligkeit haben muss. Entscheidend ist das Vertrauen in das Pfand, nicht in den Kunden.

25 Karl POLANYI: *The Great Transformation. The political and economic origins of our time* (Erstdruck New York 1944). Boston, Massachusetts 2001, S. 60.

26 Nadja NEUNER: *Zur Logik der Pfandkreditbeziehung*. In: Silke Meyer (Hg.): *Money Matters. Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis*. Innsbruck 2014, S. 147–162.

Marshal D. Sahlins unterscheidet bei Tauschbeziehungen in primitiven Gesellschaften drei Formen der Reziprozität (generalisiert, ausgeglichen und negativ), die er drei Graden der sozialen Nähe zuordnet.²⁷ Generalisierte Reziprozität herrscht dann, wenn ein Geber vom Empfänger keine sofortige Gegengabe und auch keine gleichwertige Gegengabe erfordert. Auch bei völligem Ausbleiben einer Gegengabe kann es einen fortlaufend einseitigen Gabenstrom geben. Sahlins bringt diesen Typ in Verbindung mit Austauschbeziehungen im engen Familienkreis. Die ausgeglichene Reziprozität kennzeichnet Gabentauschvorgänge, bei denen ein Geber unverzüglich eine gleichwertige Gegengabe erwartet. Materielle Interessen und soziale Verpflichtungen halten sich bei dieser Form die Waage. Sie ist typisch für den Tausch im weiteren Verwandtschaftskreis, Eheschließungen und Friedensverträge. Der dritte Typ, die negative Reziprozität herrscht in Tauschbeziehungen, die mit der Motivation der Gewinnmaximierung geführt werden, d. h. eine Person erwartet, mehr zu erhalten, als sie gibt. Sahlins ordnet diese Interaktionsform der Begegnung von miteinander nicht verwandten Personen zu. Austauschbeziehungen zwischen Geschäftspartnern in einer Marktwirtschaft entsprechen dem dritten Typ, sind also negativ reziprok. Damit ist nicht gesagt, dass nur einer der beiden Tauschpartner einen Vorteil und der andere keinen Vorteil oder sogar einen Nachteil vom Tausch hat. Im Fall des Pfandkredits haben Pfandleiher und Kunde beide einen Vorteil, der erste den Gewinn durch Zinsen, der zweite durch die erfahrene Dienstleistung. Rein monetär gesehen ist der Vorteil des Pfandleihers jedoch größer. Je länger die Kreditlaufzeit andauert, desto größer wird die Asymmetrie. In manchen Erzählungen erweckten Pfandleiher den Anschein, es handle sich um generalisiert reziproke Beziehungen, da sie ihren Kunden, die ihnen ihre privaten Sorgen anvertraut haben, uneigennützig geholfen haben. Die persönliche Vertrautheit von Pfandleiher und Kunde entsteht jedoch immer erst nach der ersten Beilehung, wenn und falls die Kunden sich dazu entscheiden, die regelmäßigen Treffen für persönliche Gespräche zu nutzen. Die Beziehung zu solchen Stammkunden kann Züge eines eingebetteten Tauschs annehmen, wenn Vertrauensboni, Trinkgeld, Geschenke, Dank, Schuldgefühle und Privatgespräche die wirtschaftliche Transaktion begleiten. Die Vertrautheit ist aber nicht die Voraussetzung dafür, dass Kredit gewährt wird. Vielmehr muss das Verhältnis zwischen einem Pfandleiher und einem Stammkunden mit Redebedarf als insgesamt negativ reziprokes Verhältnis gesehen werden, in dem es einzelne selbstlose Handlungen gibt, die der Kundenbindung dienen, aber den Vorteil des Pfandleihers nicht gefährden. Damit stellt die Tauschbeziehung im Pfandkredit auch keine Ausnahme in der Marktwirtschaft dar, sondern ein typisches Beispiel für den Dienstleistungssektor. Außerdem entscheiden sich nicht alle Kunden für ein vertrauliches Verhältnis. Daher ist die Tauschbeziehung von Pfandleiher und Kunde auch nicht zwangsläufig persönlicher als heutige Kreditbeziehungen bei einer Bank.

27 Marshal D. SAHLINS: Zur Soziologie des primitiven Tauschs. In: Frank Adloff, Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität (Theorie und Gesellschaft, 55). Frankfurt am Main 2005, S. 73–95.

Auswirkungen der Corona-Pandemie aufs Pfandgeschäft

In populären Texten und in Privatgesprächen begegnet man häufig der Annahme, eine Krise wirke sich belebend auf das Geschäft der Pfandleiher aus. Die Interviews und eigene Erhebungen des ZdP widerlegen diese Annahme. Allgemein ist der Einfluss großer gesellschaftlicher Entwicklungen auf das Pfandkreditgeschäft in der Bundesrepublik überraschend gering gewesen, was an der Nische und den Stammkunden liegen mag, die ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen. Die Bankenkrise von 2008 hat zu einer Senkung des Leitzinses geführt, so dass manche Pfandleiher eine Konkurrenz durch Niedrigzinsangebote von Banken spürten. Die Vorstellung, dass der Anstieg von Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit in einer Wirtschaftskrise zu einer erhöhten Nachfrage nach Pfandkredit führe, ist jedoch falsch. Den größten Einfluss auf die Geschäftszahlen hat der Goldpreis. Zwischen 2011 und 2013 gab es eine Boomphase, in der das Pfandkreditgeschäft blühte. Der Goldpreis ist seitdem wieder gefallen, aber nicht unter den Wert vor der Boomphase.

Die derzeitige Corona-Pandemie stellt viele Unternehmen, gerade Kleingewerbetreibende, die im März und April 2020 wochenlang schließen mussten, vor massive Herausforderungen. Pfandleiher durften in dieser Zeit weiterhin geöffnet haben, um ihre Kunden mit Bargeld zu versorgen. Andere Geschäfte wie An- und Verkauf und Schmuckreparaturen waren untersagt. Daran lässt sich bereits ablesen, dass die Pandemie sich auf Pfandleiher im Hauptgeschäft anders auswirkt als auf solche im Nebengeschäft. Die zusätzlichen Sicherheitsmaßnahmen wie Begrenzung der Personenzahl in den Geschäftsräumen, Sicherheitsabstand, Trennscheiben und Türschleusen, die in anderen Geschäften neu und irritierend wirken können, sind in Pfandhäusern längst Standard. Sie dienen entweder der Diskretion der Kunden oder der Sicherheit vor Diebstählen und Einbrüchen. Zur Verringerung des Ansteckungsrisikos hat mindestens ein Pfandbetrieb seinen Kunden die Möglichkeit eröffnet, ausstehende Zinsen per Überweisung zu tilgen, was zuvor nur bar im Geschäft möglich war. Die Schließung von Gastronomie und anderen Freizeitstätten im März und April führte bei vielen Stammkunden zu deutlich geringeren Konsumausgaben, vermutet ein Interviewpartner aus Berlin. Diese Kunden hatten nun Geld gespart, mit dem sie ihre Pfänder einlösen konnten, und nahmen keine neuen Kredite auf. Dieser Rückgang an aufgenommenen Darlehen wird sich nach der typischen Darlehenslaufzeit von zwei bis drei Monaten in den Umsatzzahlen bemerkbar machen. Der Goldpreis ist seit Mai 2019 stetig gestiegen und hat im Frühling 2020 mit dauerhaft über 1700 Dollar pro Feinunze seit Mitte April wieder die Werte der Boomphase von 2011 bis 2013 erreicht.²⁸ Während sich ein langanhaltend hoher Goldpreis positiv auf das Pfandgeschäft auswirkt, kann ein kurzfristiges Hoch während der Beleihung fatal sein, wenn ein Pfand nach drei Monaten nicht eingelöst wird und dann zu einem niedrigeren Goldpreis versteigert werden muss. Die derzeitige Pandemie hat sich bereits jetzt auf viele Bereiche des alltäglichen Lebens ausgewirkt. Welche Folgen sie in den nächsten

28 Vgl. <https://www.boerse-online.de/rohstoffe/goldpreis> (24.5.2020).

Jahren für die Wirtschaft im Allgemeinen und die Pfandkreditbranche im Speziellen haben wird, bleibt abzuwarten.

MARTINA E. BECKER

Schüler*innen auf Reisen

Retrospektive Erfahrungserzählungen zu deutsch-polnischen Schüleraustauschprogrammen

Die Verbindung aus Schüleraustauschprogrammen und nachhaltigen interkulturellen Erfahrungen bestimmt das aktuell geltende Bild über dieses Themenfeld. So werden interkulturelle Erfahrungen sowohl vornehmlich in der Pädagogik als auch in der Sozialpsychologie mit der Fragestellung verknüpft, welche Langzeitwirkungen oder didaktische Methoden im Hinblick auf nachhaltige Einstellungen über das Fremde zu generieren sind. Im Zentrum stehen dabei die Vermittlung von Verständnis über Diversität als nicht hierarchisierende Sozialkategorie und die Förderung interkultureller Kompetenzen in einer heterogenen Gesellschaft, um eine persönliche Identitätsbildung zu fördern.¹ Angesichts der EU-Mitgliedschaft beider Staaten versteht sich die Bildungspolitik Deutschlands und Polens aktuell als Teil europäischer Institutionenpolitik mit dem Ziel einer Akzeptanzsteigerung bezüglich kultureller Vielfaltsprozesse und Kooperationen. Der „Kulturbegriff wird [dabei insgesamt] als Kernkonzept referenziert“.² Ebenso sind für die Austauschprogramme nach dem Zweiten Weltkrieg Normvorstellungen von Friedenserziehung und Völkerfreundschaft im Sinne von Kulturbegegnungen maßgebend.³ Nicht zuletzt basieren Begriffsbestimmungen in der interkulturellen Pädagogik auf Immigrationsbewegungen in Deutschland, wobei abseits der Integration eingewanderter Kinder ebenso die Förderung von Toleranz und Kompetenzförderung im Umgang mit Fremden im Zentrum pädagogischer Richtlinien standen.⁴ Es lässt sich konstatieren, dass das gesamte Forschungsgebiet der Interkulturalität bislang auch im Vielnamenfach Volkskunde ein reichhaltig analysiertes Thema ist.

1 Ann-Kathrin HÖRL: Interkulturelles Lernen von Schülern. Einfluss internationaler Schüler- und Jugendaustauschprogramme auf die persönliche Entwicklung und die Herausbildung interkultureller Kompetenz (Kultur – Kommunikation – Kooperation, 9). Stuttgart 2012.

2 Stefan GROTH: EU/Kultur: zu Flexibilität und Kohärenz des Kulturbegriffes im Rahmen europäischer Kulturpolitik. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 61 (2016), S. 205–224, S. 205.

3 Claudia BADE: Internationaler Schüleraustausch als Kulturbegegnung (Hochschulpraxis – Erziehungswissenschaft, 3). Hamburg 2001, S. 5.

4 HÖRL (wie Anm. 1), S. 15.

Allgemein gesehen finden sich allerdings in den diversen Fachbereichen nur sporadisch Studien mit ehemaligen Teilnehmern deutsch-polnischer Schüleraustauschprogramme, deren Erfahrungen bereits mehrere Jahre zurückliegen.⁵ Mit Blick auf deutsche und polnische Schüler*innen lässt sich als zeitnahes Forschungsprojekt ein vom Deutsch-Polnischen Jugendwerk (DPJW) finanziertes Kooperationsprojekt „Nachbarn kennenlernen! – Wirkungen deutsch-polnischer Jugendbegegnungen auf die Teilnehmenden“ anführen, das gemeinsam mit dem Institut für Öffentliche Angelegenheiten (ISP) und dem Zentrum für zivilgesellschaftliche Entwicklung (zze) im Forschungs- und Innovationsverbund der Evangelischen Hochschule Freiburg e. V. realisiert wurde.⁶ Als eine Quintessenz ergaben die Befragungen, dass zunächst alle Akteur*innen den Austausch als positiv bewerten. Darüber hinaus sehen die deutschen Schüler*innen insgesamt die Austauschfahrt als unspezifisch geplante „Urlaubsreise mit [ihren] Schulkameradinnen und Schulkameraden“ an, während sich die polnischen Teilnehmenden der Jahre 2003 bis 2007 gezielt Deutschland ausuchten, um Sprach- und Landeskenntnisse zu vertiefen.⁷

Für den vorliegenden Aufsatz stellt sich nun die Frage, wie sich ehemalige Teilnehmer*innen deutsch-polnischer Schüleraustauschprogramme erinnern, die ihre Austauscherlebnisse in und kurz nach der Wendezeit erhielten. Wirken Dichotomisierungen von Ost und West nach? Wie erinnert man sich an die Erlebnisse, und welche Erzählkontexte spielen dabei eine Rolle? Welche gegenwärtige Perspektive nehmen die Befragten ein? Sind die vielfach gerühmten Normkontexte der interkulturellen Pädagogik, respektive der Austauschpädagogik, erkennbar und lassen sie sich als handlungsrelevant beschreiben? Denn es ergeben sich, wie bereits häufig in der Narratologie betont, im Erzählen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, wie sie im Rahmen kulturanthropologischer Forschungen vielfältig ihren Platz finden.

Die Datenbasis für den vorliegenden Aufsatz bilden fünf Interviews mit Schüler*innen aus Westfalen, die sich in den Jahren 1988, 1993 und 1997 dazu entschieden, an einem derartigen Angebot ihrer Schulen teilzunehmen. Die Befragungen über ihre Erfahrungen und Erinnerungen fanden zwischen 2006 und 2007 im Rahmen eines später schwerpunktmäßig anders gelagerten Dissertationsprojektes am Institut Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, seinerzeit Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster, statt.⁸

5 Alexander THOMAS, Celine CHANG, Heike ABT: Erlebnisse, die verändern. Langzeitwirkungen der Teilnahme an internationalen Jugendbegegnungen. Göttingen 2007.

6 Agnieszka ŁADA (Hg.): Nachbarn kennenlernen! Wirkung deutsch-polnischer Jugendbegegnungen. Warschau 2014.

7 DIES.: Zusammenfassung – Das Wichtigste in Kürze. In: Nachbarn kennenlernen! (wie Anm. 6), S. 13.

8 Der Fokus verlagerte sich im Laufe des Projektes auf die organisierenden und teilnehmenden Lehrkräfte. Siehe hierzu Martina E. BECKER: Begegnung – Erkundung – Erlebnis. Kulturwissenschaftliche Perspektiven zum deutsch-polnischen Schüleraustausch als Erfahrungsfeld von Lehrkräften. Münster, New York 2019.

Zunächst ist festzuhalten, dass die Teilnahme an einem Schüleraustausch insgesamt als eine kulturell geformte Handlungspraxis zu sehen ist, die eine spezifische Form eines Ordnungssystems beinhaltet, in dem sich soziale, kulturell geformte Regelungen widerspiegeln. Denn die Austauschpraxis ist nicht nur als Teil des historisch gewachsenen und breiten Feldes der interkulturellen Kompetenzförderung zu sehen, sondern ist ebenso Teil der Institution Schule.⁹

Wer nahm teil? – Eine kurze Vorstellung der Teilnehmer*innen

Bei allen Interviewten handelt es sich um ehemalige Schüler*innen von Gymnasien. Es ist bis heute ein Charakteristikum des deutsch-polnischen Schüleraustausches, dass die Gymnasien quantitativ die Mehrheit bilden. Die Gründe hierfür sind vielfältiger Natur.¹⁰ Ein Grund, warum nahezu kaum Partnerschaften mit Hauptschulen realisiert werden, liegt darin, dass in der polnischen Bevölkerung ein schlechtes Image über deutsche Hauptschulen und ihre Schüler*innen besteht.¹¹ Hiervon berichtet auch Bodo Burnau,¹² Jahrgang 1970. Er nahm als Schüler eines Gymnasiums in Beckum im Jahr 1988 an einem deutsch-polnischen Schüleraustausch teil. Nun ist er selbst als Lehrer tätig und bemüht sich zunächst als Konrektor, danach als Schulleiter an unterschiedlichen Hauptschulen in Westfalen darum, ebenfalls deutsch-polnische Schüleraustauschprogramme ins Leben zu rufen. Er ist der einzige der befragten Akteur*innen, der einen derartigen biographischen Weg eingeschlagen hat.

Hannah Ruma war während des Austauschprogramms im Jahr 1993 Schülerin eines Gymnasiums in Paderborn. Zum Zeitpunkt des Interviews im Jahr 2006 ist Hannah 29 Jahre alt und arbeitet in Münster in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie. Die Austauschreise fand zusammen mit ihren Mitschüler*innen Sina Aber und Tom Alpen statt. Sina Aber ist während der Interviewführung im gleichen Alter wie Hannah und Tom und arbeitet als studierte Diplom-Pädagogin in einem Krankenhaus in Bad Lippspringe. Tom Alpen hingegen hat beruflich Westfalen verlassen und ist als Holzingenieur nach Freiburg i. Br. gezogen.

Aus Hamm in Westfalen stammt Karin Trautmann, die ebenfalls Schülerin an einem Gymnasium war und nun als Sonderpädagogin in Hannover tätig ist. Dieser Schüleraustausch fand 1997, ebenso wie bei den anderen, mit Schüler*innen eines polnischen

9 Über Ordnungssysteme in der Schulbildung erschien jüngst die Dissertation von Lina FRANKEN: Unterrichten als Beruf. Akteure, Praxen und Ordnungen in der Schulbildung (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 13). Frankfurt am Main 2017. In Bezug auf die historische Verknüpfung des Schüleraustausches im Allgemeinen siehe BECKER (wie Anm. 8).

10 Siehe zu den vielfältigen Gründen ebenfalls BECKER (wie Anm. 8).

11 Dieses Negativimage war bereits auch in Deutschland mehrfach Gegenstand diverser Studien, vgl. Stefan WELLGRAF: Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung. Bielefeld 2012. Auch von deutscher Seite bestehen bisweilen nicht nur bildungspolitisch institutionelle Hürden, die ein weiteres lohnendes Forschungsfeld darstellen würden.

12 Die Namen sind gemäß dem Datenschutz geändert.

Lyzeums statt, das in der Altersstruktur der deutschen Oberstufe entspricht und demgemäß als adäquate Partnerschulform gilt.

Schüleraustausch als Urlaubsreise

Am detailliertesten und umfangreichsten erinnert sich Bodo. Dieser Umstand lässt sich vermutlich darauf zurückführen, dass er einerseits als Lehrer versucht, deutsch-polnische Austauschprogramme zu fördern und dementsprechend seine Erinnerungen gleichsam eine stetige Auffrischung erfahren. Andererseits ist er der einzige der Interviewten, der bis heute mit seiner ehemaligen Austauschpartnerin intensive freundschaftliche Kontakte pflegt, was er selbst im Vergleich mit seinen ehemaligen Mitschüler*innen als singulären Status beschreibt. Ein weiterer Hinweis auf die beschriebenen Erinnerungsfaktoren besteht darin, dass Bodos Erzählungen mehrheitlich von einem organisatorischen Blickwinkel geprägt sind, da dies eine Relevanz für seine aktuelle berufliche Tätigkeit besitzt. So reflektiert er vornehmlich das organisatorische Geschick und beschreibt Begebenheiten mit dem Zusatz, was organisatorisch gut und was schlecht lief. Dementsprechend lobt er mehrere Male die Organisation durch die damaligen Lehrkräfte, die in der Erzählung zu einer Art Vorbild avancieren. Vor allen Dingen präsentiert er seine Hochachtung angesichts der schwierigen Verhältnisse zur realsozialistischen Zeit, die organisatorische Hindernisse mit sich brachten. Beispielsweise drohte der Austausch zweimal zu kippen, da die Visafreigabe nicht erteilt wurde. Bodo beschreibt, dass es den zuständigen polnischen Behörden wohl suspekt gewesen sei, dass eine deutsche Gruppe einreise:

„Es war einfach so, dass das einfach suspekt war, dass eine westdeutsche Gruppe nach Polen fährt. Das war wirklich in höchstem Maße suspekt. [...] aber es drohte der Austausch zweimal zu kippen, weil die Formulare nicht wiederkamen. Dann ist dann irgendwas wieder in Warschau schiefgelaufen, und irgendwie hat es dann doch geklappt.“

Alle Akteur*innen eint, dass sie den Austausch als eine Art Urlaubsreise wahrnehmen, die sie im Vergleich zu diversen späteren privaten Urlaubsreisen als gewissermaßen unbeschwert charakterisieren, da die organisatorische Verantwortung bei den Lehrkräften gelegen habe. Auch die Ergebnisse des Forschungsprojekts unter der Leitung von Agnieszka Łada weisen darauf hin, dass der Austausch aus Sicht der Teilnehmenden ungefähr mit einer Urlaubsreise gleichzusetzen ist.¹³ Im vorliegenden Sample der Befragten aus Westfalen stehen dementsprechend häufig Abenteuererlebnisse im Fokus der Erzählungen. Sina Aber kombiniert die beiden Aspekte wie folgt: „Für mich war es ein Abenteuer. Losziehen, fremdes Land, andere Leute, was anderes erleben, die Chance auf einen Urlaub, die ich sonst nicht so hatte.“ Als Abenteuererlebnisse kristallisieren sich in den Interviews Erlebnisse heraus, die als sehr außergewöhnlich wahrgenommen werden. Bei Bodo ist es beispielsweise eine Jagd, die er wie folgt beschreibt:

13 ŁADA (wie Anm. 7), S. 13.

„Reh haben wir geschossen, das waren für mich solche Erlebnisse, wie in den Wald zu gehen und ein Reh zu schießen, dann in diesem alten grünen Fiat, Kofferraum auf, da war 'ne Plane drin und wusch, Bauch aufgeschnitten, wusch, die Organe raus, ab in den Graben, das Reh an den vier Beinen zoiung da rein, dann in der Siedlung, da wurde das aufgehängt, Fell runter. Ich habe solche Erlebnisse gehabt [...].“

Den Akteur*innen aus Paderborn ist ein Aufenthalt auf einem Bauernhof präsent, die eine Fahrt mit einem sogenannten Panjewagen¹⁴ beinhaltete. Tom besitzt als Holzingenieur für landschaftliche Begebenheiten einen besonderen vergleichenden Blick:

„Dieser Bauernhof, wo wir waren, da liefen die Hühner frei rum und die Schweine liefen frei rum. Als wir dann dahin gefahren sind, war es so, dass wir ein Stück gelaufen sind, und dann kam da ein Pferdegespann her, und wir sind dann da noch mitgefahren. Das ist einfach noch so hängengeblieben. Weil, ich sag mal, wenn man hier so die Landwirtschaft sieht, habe ich nie gesehen, dass noch mit Pferden oder mit normalen Gespannen gearbeitet wird. Das war wohl noch üblich, gerade in dem Bereich.“

Insgesamt speisen sich die Beschreibungen aus dem bekannten Potpourri der Reiseerzählungen im Sinne touristischer Mobilitätsfelder, die den Topos des Exotischen bedienen, zum Teil jedoch nur noch stark rudimentär vorhanden sind. Diese mitunter kargen Erinnerungserzählungen stehen in einem gewissen Gegensatz zu den Ergebnissen, die das Forschungsteam um den Sozialpsychologen Alexander Tom mit ehemaligen Teilnehmer*innen beschreibt.¹⁵ Möglicherweise ist es dem Umstand geschuldet, dass die Ereignisreflexion im dazwischenliegenden Lebensverlauf kaum vorhanden gewesen ist und somit nicht spontan im Erinnerungsprozess aufkeimt. Burkhart Lauterbach beispielsweise konstatierte dem Alltag eine „gewisse Sperrigkeit“ hinsichtlich derartiger Reflexionsvorgänge.¹⁶ Innerhalb der Erzählkontexte verweisen bis auf Bodo alle ehemaligen Schüler*innen darauf, dass sie doch einmal in die Fotoalben schauen müssten, und betonen dabei gleichzeitig, dass eine derartige Erinnerungsauffrischung zugleich wieder ganz spannend sei. Eine so gelagerte Äußerung lässt nicht nur darauf schließen, dass offenbar ein Erinnerungsteaser in materieller, visueller Form vonnöten ist, um detaillierter erzählen zu können, sondern auch darauf, dass sich die Befragten im Erzählprozess ihrer im Gedächtnisdunkel liegenden Erinnerungen bewusst werden. Innerhalb dieses Kontextes formieren sich entsprechend Wünsche auf Zukunftshandlungen.

Der Interviewzeitpunkt wird demgemäß als Reise in die eigene Vergangenheit wahrgenommen, die ein Erblicken einer früheren Lebensphase ermöglicht und die Kontrolle eines möglicherweise eigenen biografischen Fortschreitens eröffnet. Die vielfältigen identitätsstiftenden Vorgänge in Interviewsituationen hat Silke Meyer

14 Ein von einem Pferd gezogener einfacher Wagen.

15 THOMAS/CHANG/ABT (wie Anm. 5).

16 Burkhart LAUTERBACH: *Tourismus*. Eine Einführung aus Sicht der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Würzburg 2006, S. 11.

in folgendem Satz treffend zusammengefasst: „Die Interviewsituation ist Labor der Subjektivierung.“¹⁷ Ferner, so Meyer weiter, „bildet das Interview einen Prozess der subjektiven Klärung und Sinnstiftung ab“.¹⁸

Erlebnisse mit Differenzen

Allen Erlebnisdarstellungen ist die Betonung der Differenzen gemein, die im Vergleich mit bekannten und gewohnten Alltagserfahrungen gesetzt werden. Dabei spielen stets kulinarische Unterschiede eine Rolle. Reiseerzählungen werden bekanntermaßen häufig mit Essenserfahrungen gespickt, weil die Nahrungsaufnahme eine nicht nur kulturell manifestierte Handlungspraxis darstellt, sondern ebenfalls ein essentielles menschliches Bedürfnis betrifft.¹⁹ Erzählungen über einen immensen Fleischkonsum in Polen sind im Zusammenhang mit deutsch-polnischen Begegnungen charakteristisch. Die Akteur*innen, wie im Folgenden Sina Aber, versuchen, sich die Unterschiede wie folgt zu erklären: „Jeden Tag Fleisch (lacht). Das war wirklich witzig. Ich glaube einfach, dass die Familie sich einfach bemüht hat, dass die das kennen: In Deutschland gibt’s jeden Tag Fleisch, müssen wir jetzt auch machen.“

Reisen in die Fremde als Teil von Mobilitätsprozessen gehen bekanntermaßen immer mit Konfrontationen von Selbst- und Fremdbildern einher und spiegeln somit identitätskonstruktive, handlungsleitende Stereotype wider. Indem die ehemaligen Teilnehmer*innen von als ihnen fremd eingestuften Handlungsweisen berichten, ziehen sie im Erzählen Grenzen, stellen Asymmetrien in den Vordergrund und beschreiben Bruchlinien, die sie allerdings mittels subjektiver Erklärungsformationen aufzulösen versuchen. Ihren gewohnten lebensweltlichen Bedeutungsraum setzen sie entsprechend in Relation mit ihren Erfahrungen in der Fremde. Gleichzeitig heben sie das für sie temporäre sowie situative Erlebnis hervor und betonen, dass man solche Erfahrungen für einen kurzen Zeitraum mal machen könne. Hierin findet sich ein Unterschied zu Erzählungen von Lehrer*innen, die Schüleraustauschprogramme organisieren und begleiten. Wenn Lehrkräfte Differenzen schildern, bleibt die differenzlastige Ausführung inhaltlich zwar ebenfalls nicht so stehen, doch findet sich oft unmittelbar im Anschluss an die Erzählphase der Topos Freundschaft. Um narrativ einen Ausgleich zu schaffen, werden freundschaftliche Aspekte zwischen den deutschen und polnischen Partnern betont. Im Rahmen einer Sinnstiftung verknüpfen die Lehrkräfte die verwendeten Narrative mit einer Art Berufsethos, das die gleichwertige interkulturelle Zusammenarbeit und Kompetenz hervorhebt.²⁰

17 Silke MEYER: Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 12). Frankfurt am Main, New York 2017, S. 19.

18 Ebd. S. 104.

19 Andreas HARTMANN: Zungenglück und Gaumenqualen. Geschmackserinnerungen. München 1994.

20 BECKER (wie Anm. 8).

In Gemeinschaft

Der Gedanke der Gemeinschaft erweist sich bei vier der Interviewten als ein zentrales Teilnahmemotiv. Explizit weisen diese im Erzählkontext darauf hin, dass sie mit ihren Schulfreund*innen eine Reise abseits des Schulalltags unternehmen wollten. Hannah beispielsweise sagt: „Das wichtigste war, dass es in der Gemeinschaft schön wird.“ Das Land sei dabei relativ egal gewesen. Allerdings betonen zwei der ehemaligen Teilnehmerinnen, dass sie eine Freundin hatten, die aus Polen kam, weshalb sie auf diesem Wege einmal die Gelegenheit nutzten, dieses für sie bislang unbekannte Land zu entdecken. Nur Karin Trautmann besaß aufgrund einer Fahrt nach Ost-Berlin im Vorfeld eine Erfahrung mit dem realsozialistischen System. Entsprechend erzählt sie:

„Ich war vor 1989 einmal in Ost-Berlin, und da ist mir schon so ein Gefühl gewesen, ein ganz anderer Staat, obwohl es auch Deutschland ist, und so ähnlich habe ich es mir in Polen vorgestellt, nur ganz banal gesagt, noch grauer (lacht).“

Und Bodo vermerkt, dass seine Eltern zu Beginn gewisse Vorurteile besaßen, wie sie üblich gewesen seien, beispielsweise dass in Polen viel geklaut würde. Unmittelbar daran stellt er jedoch den positiven Langzeiteffekt heraus, dass sich die Einstellung nach den Erfahrungen geändert habe. Zudem fügt er gemäß seiner pädagogischen Profession noch den Nutzen derartiger interkultureller Erfahrungen für Schüler*innen generell an.

Die Erzählungen der Teilnehmenden aus Paderborn lassen erkennen, dass es ihnen emotional sehr wichtig war, dass ihre Schulfreund*innen an der Fahrt beteiligt sind, so dass man den Austausch gemeinsam als „Clique“ erleben konnte, was für eine derartige Altersgruppe nicht untypisch ist.²¹ Innerhalb dieser Darstellungen stellen die Akteur*innen eine Gemeinschaft her, die affirmativ wirkt und zugleich die als nicht zugehörig empfundene Gruppe exkludiert. Narrativ rückt der Bedeutungsfokus auf die eigene, nationalkonnotierte Gruppe, während die Erzählungen über die Aktivitäten mit den Austauschpartnern relativ blass bleiben. Der Aspekt der Gemeinschaft tritt in besonderer Weise ans Licht, als sich die befragten ehemaligen Paderborner Schüler*innen daran erinnern, dass Hannah mit ihrer Austauschpartnerin eine „schlechte Partie“ gemacht habe, da sie kaum an den abendlichen freizeithlichen Aktivitäten teilnehmen konnte. Hannah, die sich an ihre Unterbringung als fast schon etwas Traumatisches erinnert, sagt Folgendes:

„[...] aber ich war schon wütend, dass ich gedacht habe: Na toll, jetzt sitzen wir hier, und die anderen machen irgendwie was zusammen. [...] meine Wut auf diese Agnes [Name geändert], bei der ich war, die war echt bescheuert [...]“

Dieses als krisenhaft empfundene Ereignis macht sie dafür verantwortlich, dass sie sich an kaum etwas erinnern kann, was die Unterbringung betrifft, und verweist so

21 Schulfreundschaften sind in der biographischen Erfahrung häufig als ein Charakteristikum einer besonderen Lebensphase erinnert. Siehe zu Freundschaftserfahrungen Margret HANSEN: Freundinnen. Freundschaftserfahrungen in weiblichen Biographien (Internationale Hochschulschriften, 532). Münster u. a. 2009.

auf eine Art Verdrängungstaktik. Darüber hinaus wird die Unterkunft bei ihren Gastgebern in der Erinnerung zu einer Art Nicht-Ort im Sinne Marc Augés. Um diese Diskrepanz und Erinnerungslücke in der Erzählsituation aufzulösen, betont sie an mehreren Stellen, wie lustig es mit ihren Schulkolleginnen gewesen sei: „Es war einfach nur super lustig [...]“.

Von Gastfreundlichkeit, Mangelerlebnissen und Auschwitz

In allen Erzählungen ist die vielbeschworene polnische Gastfreundlichkeit präsent, wie sie auch in anderen Studien zu finden ist, die sich mit den deutsch-polnischen Begegnungen beschäftigen.²² Ob es die Unterkunft betrifft, innerhalb derer einige Familienmitglieder ihr Zimmer für sie räumen, ein Fernseher vom Nachbarn geliehen wird oder eine aus ihrer Sicht kulinarische Fülle herrschte. Als nationalkonnotierter Antagonismus zu diesen Erlebnissen wird von den befragten Akteur*innen des Samples die deutsche Gastgebermentalität ins Feld geführt. Ans Licht tritt dabei eine Gesellschaftskritik, die zusätzlich zur Verstärkung mit dem Aspekt der Internationalität verknüpft wird. So erläutert beispielsweise Sina Aber:

„Das habe ich ja nun auch besonders eindrucksvoll erfahren, dass die sich sehr bemühen, wo ich denke, die meisten Deutschen würden sich nicht so bemühen, das ist halt das, [...] was ich persönlich einfach denke, dass das sehr wenige machen würden so in dem Übermaß, in dem ich es erfahren hab'. Und ja, dass man einfach international denkt und nicht nur an sich.“

Ihre biografische Erfahrungskonstitution erfährt hierbei eine Sinnstiftung. Es offenbart sich eine hierarchisch konnotierte Denkweise über gesamtgesellschaftliche Sozialkompetenzen sowie ein Werteverständnis in Bezug auf adäquate Sozialverhaltensmuster, das sich der Metaerzählung von Gut und Böse bedient. Mit dem Zusatz der Internationalität erfährt diese Erzählstrategie eine Relevanzstärkung, da das Wertekonzept der Weltoffenheit bemüht wird.

Im weiteren Erzählverlauf reflektiert Sina ihre persönliche Entwicklung im Sinne eines Läuterungsprozesses, die nicht nur mit einer Selbstvergegenwärtigung einhergeht. Ebenso tritt eine Identitätsformation ans Licht, die auf ihren biografischen Erfahrungen beruht: „In dem Moment habe ich schon gedacht: Kehr, was machen die hier alles für dich, denken die jetzt schon, man braucht das? Aber heute würde ich das jetzt nicht mehr so sehen. Das war lieb gemeint und wollten mir das bieten, was sie können.“

Wie so oft innerhalb deutsch-polnischer Begegnungen stellen ebenfalls Mangel- und Überflusserzählungen ein zentrales Erzählmoment dar. Alle Interviewten des Samples charakterisieren für sich diese Erfahrungen als neuartig. Beispielsweise schildert Bodo Folgendes:

²² Auch in der aktuellen Studie zu deutsch-polnischen Jugendbegegnungen erweist sich die „unerwartet große Gastfreundschaft“ bei den deutschen Teilnehmenden als ein intensiv wahrgenommenes Erlebnis; vgl. ŁADA (wie Anm. 7), S. 13.

„Und sonst konnte man dann wirklich nichts kaufen, es war fürchterlich. Wir sind dann durch die Stadt da gelaufen, es war interessant, mal so durch die Stadt zu laufen, aber überall diese Schlangen, Schlangen, Schlangen, beim Apotheker, beim Metzger, bei den Bäckereien, das war heftig [...] ich werde das nie vergessen (stark betont). Da lag ein riesen Blumenkohl auf dem Tisch, um zwölf Uhr abends. Da habe ich gesagt: ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr essen. Fleisch und essen, essen, essen, darum ging es, (Pause) obwohl eigentlich kein Essen da ist.“

Den Widerspruch zwischen erlebtem Mangel und zugleich präsentiertem Überfluss lösen alle Befragten im weiteren Verlauf in der Dichotomie „West“ und „Ost“ auf, die wiederum den politischen Systemkanon des realexistierenden Sozialismus contra westeuropäischen Kapitalismus bespielt.

Ein Faktum, das ebenfalls stets zu finden ist, ist das Themenfeld Auschwitz. Allgemein nach Programmpunkten während der Austauschfahrt gefragt, stellen für die Befragten des Samples die im Museum und der KZ-Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau aufgetürmten Haare, Schuhe und Brillen einen zentralen Erinnerungsaspekt dar. Diese Erzählungen gehen einher mit Fragen der Humanität und knüpfen an die bereits vielfach beschriebene identitätsstiftende Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg an.²³ Sina Aber reflektiert den Besuch des Konzentrationslagers in folgender Weise:

„[...] es ist einfach unvorstellbar. Dass es wirklich so war. Selbst wenn man es sieht, kann man es kaum glauben. Obwohl da Tausende von Fotos hängen und die Haare nach wie vor da gesammelt sind und die Zähne und alles, Prothesen, Schuhe, alles war ja ausgestellt, aber da kriegt man wirklich Gänsehaut, dass da anscheinend Menschen, Millionen Menschen umgekommen, sind, ohne dass da irgendwie einer von außen gesagt hat: Hallo, so geht es aber nicht! Weiß ich nicht, ich kann es für mich nicht, ich weiß nicht, wie ich reagieren würde, wenn es so wäre, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass ich jemanden erschieße, selbst, wenn mein Leben bedroht ist. Ich glaube, dann möchte ich lieber tot sein, bevor ich dann jemanden totschieße. Wie gesagt, ich bin jetzt nicht in der Situation, und es lässt sich wahrscheinlich jetzt leicht sagen, aber das war unvorstellbar da. Wenn dann da den Leuten vorgegaukelt wird, ihr geht nur Duschen, und sind aber so viele in der Dusche, dass die nicht mal umfallen können, selbst als die tot waren, waren die ja so eng gedrängt, dass die ja nicht mal umfallen konnten. Es ist wirklich unvorstellbar. Es war sehr (Pause), da waren wir alle super betroffen und echt den Tränen nah, dass es da noch so ist und so lebensnah rüberkommt.“

Eine andere reflektierende Position bezüglich des Erinnerungsortes Auschwitz mit- samt seiner historischen Erinnerungsfunktion nimmt Hannah ein, die in Siegen geboren ist, aber deren Eltern aus Syrien stammen. Sie stellt ihren Bezug zur bundesrepublikanischen Erinnerungskultur aufgrund ihrer biografischen Herkunft als

23 Siehe beispielhaft Wolfgang MESETH: Aus der Geschichte lernen. Über die Rolle der Erziehung in der bundesdeutschen Erinnerungskultur (Frankfurter Beiträge zur Erziehungswissenschaft. Monographien, 4). Frankfurt am Main 2005.

different zu denjenigen Schüler*innen heraus, die in direkter Generationenlinie mit den Ereignissen des Nationalsozialismus belastet sind:

„Dann auch in Auschwitz, da weiß ich noch, wie wir da so reingegangen sind. Es war ja so eine Art Museum. Wie die ganzen Haare, Schuhe oder Brillen, was da so lag. Das war schon beeindruckend. Ich glaube, mich hat das jetzt nicht so runtergezogen. Runtergezogen, also ich fand es schon irgendwie furchtbar, aber, also, kann auch damit zusammenhängen, dass meine Eltern jetzt auch nicht in diesem Land, oder meine Großeltern auch nicht in diesem Land gelebt haben. Zumindest zu diesem Zeitpunkt nicht länger als 15 Jahre. So dass ich mich damit jetzt nicht so identifiziert habe. Es gab schon so Momente von den anderen, die gesagt haben, es ist echt ganz schön krass. Ich glaube subjektiv, oder das, was ich erinnere, waren die anderen schon ein bisschen betroffener, und ich fand es einfach nur furchtbar, was da so passiert ist. So auf mich bezogen, da war kein Schuldempfinden oder so, was bei den anderen dann eher aktiv wurde.“

Mit dem Verweis auf die moralische, generationenübergreifende Konnotation von Schuld, die im kulturellen Gedächtnis der Bundesrepublik Deutschland verankert ist, verweist Hannah auf einen gesellschaftlichen Perpetuierungsprozess, der zugleich eine symbolische Temporalisierung beinhaltet. Gleichzeitig schafft sie mit dem Verweis auf ihre elterliche Herkunft eine Verortung innerhalb wertepolitischer Machtverhältnisse und grenzt sich innerhalb dieses sozialen Zuordnungssystems, das als Erfahrungsgemeinschaft konstruiert ist, ab.

Fremdverstehen

In den Erzählungen, die sich mit der Frage beschäftigen, welche persönliche Bedeutung der Schüleraustausch in der Retrospektive für die ehemaligen Schüler*innen besitzt, treten normativ erlernte Wissensformen der Interkulturalität zutage. Diese betreffen vornehmlich den Topos des Fremdverstehens. Sina Aber verbindet dies mit einer Sinnkonstruktion, die eine moralische Wertigkeit von Egoismus beinhaltet:

„[...] ich denke schon, dass der mit der Intention veranstaltet wird, dass man halt Verständnis für andere Länder, andere Sitten bekommt. Dass man merkt, dass man geben und nehmen sollte und nicht nur nehmen, also dass man eigentlich genauso den polnischen Schülern das auch bieten sollte.“

Auch Tom reflektiert einen Wertevermittlungsprozess, der ebenfalls auf eine Tauschpraktik mit Reziprozitätsfaktor schließen lässt, der ein in die Zukunft gerichtetes intentionales Verhalten inkludiert.²⁴ Ebenso tritt ein Wissen und ein inkorporiertes Deutungsmuster über hierarchisch konnotierte, differente Sozialkonstitutionen hervor:

„[...]], dass es für mich einfach 'ne Neueinschätzung von Werten war, dass man wirklich gesehen hat, dass Gastfreundschaft auch in bescheidenen Verhältnissen

24 Frank HILLEBRANDT: Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität. Wiesbaden 2009, S. 129.

großgeschrieben werden kann. Das war schon ... das fand ich beeindruckend, das habe ich immer später versucht, gerade als er dann hier war, möglichst viel wiederzugeben, von dem, was die einem gegeben hatten. [...] Wo man sich im Nachhinein klargestellt ist, man ist halt nur so die westliche Welt gewohnt gewesen, dann hat man gesehen, dass es Leute gibt, die nicht diesen hohen Standard haben, und man hat dann zu diesem Zeitpunkt über Werte dann auch anders nachgedacht, dass es nicht normal ist, dass alle da in so einem großen Haus leben und kein Auto haben und so was alles. Man hat da so noch mal eine neue Einstellung gekriegt. Das war schon hilfreich.“

Die verwendete Formulierung „hilfreich“ verweist auf eine Selbstvergegenwärtigung eines erlernten Perspektivwechsels, der eine positive Persönlichkeitsentwicklung im Sinne einer Kompetenzerlangung mit kompensatorischer Wirkung umfasst. Dabei eröffnet auch er einen Blick auf die sozialinkorporierte Moralvorstellung eines guten Menschen, die indirekt als identitätsstiftende Wirkung auf seinen Lebensalltag kontextualisiert ist. Derartige Erzählpassagen begegnen in Form von Konversionsgeschichten, als Vorher-Nachher-Erzählungen, die ein Moment der Erkenntnis beinhalten.²⁵

Die kulturelle Grenze, die einige Befragte als eine Mentalitätsgrenze homogener nationaler Gruppenkonstitutionen beschreiben, besitzt im Narrativ eine Orientierungsfunktion. Beispielsweise zieht Hannah, ähnlich wie Sina, Tom, Karin und Bodo, eine für sich relevante Quintessenz, indem sie vergleichend auf Mentalitätsunterschiede verweist, da sie in der Konfrontationssituation Schüleraustausch die scheinbar nicht vorhandene Gastfreundlichkeit der Deutschen bestätigt findet:

„[...] dass das eher zur Verständigung führt. [...] Das ist eine ganz andere Mentalität, [...] das finde ich insgesamt bei Austauschfahrten wichtig. [...] Also Deutschland-Polen sind noch mal unterschiedliche Kulturen. Aber noch auf andere Kulturen bezogen, ob es jetzt Russland ist, ob es jetzt Frankreich ist, auch wenn man denkt, es gibt da nicht so einen großen Unterschied, weil man denkt, wir sind ja beide Europäer (betont). Finde ich schon wichtig, das so aufrecht zu erhalten und zu sehen, es gibt da schon einen Unterschied [...].“

Den für sie dargelegten Lerneffekt sieht Hannah somit über die Vergegenwärtigung kultureller Differenz erfolgt. Der Europavergleich dient antagonistisch dazu, Vorstellungen von homogenkulturellen Eigenschaften mit Vorstellungen über kulturdifferenten Prägungen zu verbinden.

Der Abbau von Vorurteilen bildet bei allen Befragten eine zentrale Determinante, die stets mit dem Verweis auf die eigenen Erfahrungen einhergeht. Einen expliziten Hinweis auf seine biografische Entwicklung, die das Selbstbild bestimmt, formuliert erwartungsgemäß Bodo, dem es sehr wichtig ist, deutsch-polnische Schüleraustauschprogramme an seinen beruflichen Wirkungsstätten ins Leben zu rufen. In Form einer Wunscherzählung und mit Blick auf soziale Problemlagen erläutert er:

25 MEYER (wie Anm. 17), S. 119.

„[...] es muss unbedingt gemacht werden. Ich finde es absolut wichtig, dass so was läuft. Es ist für mich ein ganz wichtiger Baustein, was zum Schulleben dazu gehört. Deswegen bin ich auch dahinter her, dass es in Finnentrop auch wieder anfängt, dass da so was gemacht wird. [...] Weil ich das wirklich wichtig finde. Und das aufgrund meiner persönlichen Erfahrung. Deswegen würde ich sagen, das ist wirklich wichtig. Und ich denke, das ist nicht nur wichtig auf Schülerebene, sondern auch auf familiärer Ebene oder noch größer, unbedingt wichtig, dass man ständig in Kommunikation dableibt, damit diese Vorurteile abgebaut werden.“

Entsprechend offenbart sich bei den befragten ehemaligen Schüler*innen eine Wissensordnung, die dem Bild der interkulturellen Pädagogik entspricht. Jene geht davon aus, dass mittels Teilnahme an Austauschprogrammen kognitive Veränderungen stattfinden, indem fremdkulturelle Orientierungssysteme verstanden werden und das Eigenkulturelle hinterfragt wird, wobei Stereotype mittels eines differenziert erlangten Wissens verändert werden und folglich die soziale Kompetenz sowie eine damit einhergehende Empathiefähigkeit gestärkt wird.²⁶ Somit gilt die sogenannte Verständigung zwischen kulturell differenten Gruppen als ein bedeutendes bildungspolitisches Ziel. Zwar lässt sich erkennen, dass sich die Akteur*innen in diesem Rahmen verorten. Die narrative Selbstreflexion der befragten Teilnehmer*innen verdeutlicht jedoch zugleich, dass die biografische Selbstidentifikation bis auf eine Person nur rudimentär besteht. Die Narrative sind abseits der grenzüberschreitenden Reisebeschreibungen geprägt von Erfahrungen mit einem ehemals realsozialistischen System, die stringent als Differenz Erzählungen im Rahmen der bekannten Metaerzählung über hierarchisch gegliederte translokale Modernisierungsprozesse erfolgen.

26 HÖRL (wie Anm. 1), S. 18.

FLORIAN G. MILDENBERGER

Die Historiographie der Homosexualitäten und die alternativen Heilkulturen

Anregung zu einer längst überfälligen Debatte

Der vorliegende Beitrag versteht sich explizit als Aufruf, Homosexualitäten als Perspektive kulturwissenschaftlicher Forschungen ernst zu nehmen. Am Beispiel der bislang unbeachteten Zusammenhänge von Formen, Genese und Bedeutung alternativer Medikalkulturen und dem Umgang mit bzw. der Bewertung von Sexualitäten als relevanter Kategorie sowohl (alltags-)kultureller als auch medizinischer Praxis lässt sich ein neuer Blick auf die Geschichtsschreibung der Sexualwissenschaften gewinnen, der angemessener die Pluralität und Komplexität von Homosexualitäten repräsentiert als der bisher überwiegend medizinisch-bewertende Blick auf Normabweichung.

Im Folgenden möchte ich schlaglichtartig exemplarische Zugänge zu einer neuen Historiographie der Homosexualitäten aufzeigen: Über die Fachgeschichtsschreibung, einige beispielhafte konkrete Biographien sowie sexualmedizinische und medizinethnologische Konzepte. Dabei hat sich für mich die Interdependenz zwischen Homosexualitäten und alternativen Heilkonzepten als fruchtbare Anregung erwiesen: Zwei „Außenseiterperspektiven“ werden von derselben medizinischen Heterodoxie bewertet und kategorisiert, die handelnden Akteur*innen erweisen sich als vielschichtige Agenten von kulturellen Aushandlungsprozessen, die auf grundlegende Konzepte von Körperlichkeit, Krankheit und „Normalität“ und ihre Wirkmächtigkeit im Alltagsleben verweisen.

Zur Verdeutlichung bestimmter Problemfelder und Fragen werden durchaus zuge-spitzte Thesen vertreten, die zum diskursiven Austausch aufrufen.

Forschungswege und Fragen

Wenn in der Sexualgeschichtsschreibung und insbesondere in der Historiographie der Homo- und Transsexualitäten von „Medizin“ oder „Heilkunde“ die Rede ist, so ist damit stets die medizinische Orthodoxie gemeint, die hierzulande auch unter dem von ihr wenig geschätzten Begriff der „Schulmedizin“ diskursiv verankert ist. Ihre Vertreter schreiben auch von der „klassischen“ oder „klinischen“ Medizin. Ihnen,

den Medizinhistorikern, aber auch den Historiographen des Sexuellen ist gleich, dass sie die alternativen Heilkulturen weitgehend vernachlässigen. Sexualgeschichte ist die Geschichte von Ärzten, Politikern und Juristen, sowie – nachrangig – der sexuell aktiven Menschen. Im Zentrum der Betrachtung stehen aufgrund der zumeist guten Quellenlage männliche Homosexuelle und abtreibungswillige Frauen. Großer Beliebtheit in der Erforschung erfreuen sich seit Jahren diejenigen Ärzte, die auf Seiten der pathologisierten sexuellen Akteure standen, beispielsweise der Berliner Arzt Magnus Hirschfeld (1868–1935), der Begründer der Psychoanalyse Sigmund Freud (1856–1939) oder der vom Insektenforscher zum Begründer der amerikanischen Sexualwissenschaft avancierte Alfred C. Kinsey (1894–1956). Die Konzentration auf Herrschaftsdiskurse und ihre Vertreter, aber auch die ärztlichen Wegbereiter sexueller Emanzipationsbewegungen hat die Forschung von den Lebenswelten der zeitgenössischen Patienten und sexuellen Akteure entfernt. Wie die sozialhistorisch orientierte Medizingeschichte in den letzten Jahrzehnten aber belegt hat, spielten um 1900 – also in den Jahren, als sich die „sexuelle Emanzipation“ verfestigte – alternative Gesundheitskulturen eine erhebliche Rolle in gesellschaftlichen Diskursen.¹

Unter „alternativen Heilkulturen“ sollen im Folgenden diagnostische und therapeutische Alternativen angesehen werden, die im Laufe des 19., 20. und 21. Jahrhunderts in Mitteleuropa entwickelt, aus anderen Kulturkreisen übernommen oder mit Einflüssen von außen synthetisiert wurden und seitens der medizinischen Orthodoxie (Schulmedizin/Allopathie) abgelehnt bzw. bekämpft wurden und teilweise werden.² Vielfach spielen weniger Ärzte denn Laienheilkundige und Lebensberater als Akteure eine wichtige Rolle. Zu den bekanntesten Formen alternativer Heilkulturen zählen Naturheilverfahren (Wasser/Licht/Luft/Lehmkuren), Phytotherapie, biodynamische Heilweisen (Homöopathie, Anthroposophie, Spagyrik, Biochemie nach Schüssler, Bachblüten, Neuraltherapie, Sauerstofftherapie), physikalische Behandlungsweisen (Massagetechniken, Akupunktur, Chiropraktik/Osteopathie), körperpsychotherapeutische und -physiotherapeutische Konzepte, magische Heilweisen (spiritual healing) sowie Yoga, Mentaltraining oder Achtsamkeitskonzeptionen.³

Alternative Heilkulturen sind darauf ausgerichtet, aus Patienten selbständig handelnde Menschen zu machen, die Krankheiten durch Selbstoptimierung vorbeugen – in Zeiten einer staatlichen Verfolgung für Angehörige sexueller Variationen ein nicht unbedeutender Vorteil. Auch gab es repräsentative Untersuchungen, die den Verdacht zumindest nahelegen, dass die Schulmedizin im 20. Jahrhundert in Deutschland von zahlreichen Menschen kritisch hinterfragt wurde.

1 Siehe hierzu Wolfgang U. ECKART, Robert JÜTTE: *Medizingeschichte. Eine Einführung*. Köln 2007, S. 299–301 und 339.

2 Robert JÜTTE: *Alternativmedizin*. In: Werner E. Gerabek u. a. (Hg.): *Enzyklopädie Medizingeschichte*. Berlin 2005, S. 42–49.

3 Ebd., S. 49. Zur Geschichte der alternativen Heilweisen siehe Robert JÜTTE: *Geschichte der Alternativen Medizin. Von der Volksmedizin zu den unkonventionellen Therapien von heute*. München 1996.

Nur Heteros unter den Kritikern der Schulmedizin?

Im Jahre 1939 untersuchte ein Team von Marktforschern unter Beteiligung des Psychiaters und Erfinders des „Autogenen Trainings“, Johannes H. Schultz (1884–1970), in einer repräsentativen Umfrage, wie es um das „Vertrauen zum Arzt“ innerhalb der deutschen Bevölkerung bestellt sei. Zehntausend „Volksgenossen“ wurden interviewt und das Ergebnis 1944 publiziert. Es zeigte sich, dass mit dem Lebensalter das Misstrauen gegenüber den Ärzten wuchs und die unzufriedenen Patienten sich der Homöopathie zuwandten.⁴ Die Bereitschaft, der Homöopathie zu vertrauen, war besonders bei Menschen in Städten mit über 20 000 Einwohnern ausgeprägt – genau dort, wo die Versorgungssicherheit für Kassen- und Privatpatienten am besten ausgebildet war (und sich am ehesten eine nicht-heterosexuelle Subkultur bilden konnte). Grundsätzlich suchten 10,4 Prozent aller Befragten nur homöopathisch arbeitende Heilkundige auf, 6,2 Prozent vertrauten sowohl Allo- als auch Homöopathie, und 16,8 Prozent der befragten „Volksgenossen“ erwiesen sich als überzeugte Gegner des Krankenkassensystems, da dieses das Arzt-Patientenverhältnis unterminiere.⁵ Von den Ärzten wurde Einfühlungsvermögen und psychologische Fähigkeiten erwartet – und selten angetroffen.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg, im antibiotischen Zeitalter und der Verfügbarkeit von Cortison sowie dem effektiven Schutz vor Tuberkulose, änderte sich am Misstrauen der (West-)Deutschen wenig. In einer repräsentativen Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie aus dem Jahre 1954 gaben 23 Prozent der Befragten an, Homöopathie für eine „gute Sache“ zu halten, 13 Prozent waren sich nicht sicher.⁶ 31 Prozent der Befragten erklärten, schon homöopathische Mittel eingenommen zu haben, 20 Prozent bekundeten gute Heilerfolge.⁷ 1957 erklärten nur 35 Prozent der befragten Deutschen, bei Krankheitsfällen überhaupt einen Arzt zuzuziehen.⁸ 1975 war die Zahl der mit Homöopathie, Naturheilkunde und Schüssler'scher Biochemie zufriedenen Patienten auf 31 Prozent gestiegen.⁹

Aber wenn man die Werke deutscher und sich mit deutscher Geschichte befassenden Historiographen des Homosexuellen liest, so zeigt sich das Thema „Gesundheitsver-

4 Wolfgang MIEHL: Psychologie in der Arzt-Patient-Gemeinschaft. In: Johannes M. Schultz, Georg Bergler, Hans Miehl (Hg.): Vertrauen zum Arzt? Medizinisch-psychologische Auswertung einer Erhebung der Gesellschaft für Konsumforschung durch das Reichsinstitut für psychologische Forschung und Psychotherapie im Reichsforschungsrat. Stuttgart 1944, S. 34–78, hier S. 39.

5 Ebd., S. 37.

6 Elisabeth NOELLE, Erich Peter NEUMANN (Hg.): Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947–1955. Allensbach 1956, S. 105.

7 Ebd.

8 Elisabeth NOELLE, Erich Peter NEUMANN (Hg.): Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1958–1964. Allensbach 1965, S. 11.

9 Elisabeth NOELLE-NEUMANN (Hg.): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1974–1976. München 1976, S. 188. Zur Problematik des ärztlichen Selbstbildes siehe Martin DINGES: Aufstieg und Fall des „Halbgottes in Weiß“? Gesellschaftliches Ansehen und Selbstverständnis von Ärzten (1850–2010). In: Medizin, Gesellschaft, Geschichte 31 (2013), S. 145–162.

halten“ als blinder Fleck: Der Blick auf konkrete Konzepte und Praktiken im Kontext eines allgemeinen Gesundheitsverhaltens fehlt ebenso wie die Frage nach einem möglichen Einfluss oder die Bedeutung alternativer Heilkulturen auf die homosexuelle Subkultur und das Leben der Schwulen, Lesben und Trans*. Die Ursachen hierfür sind vielfältig. So waren die Wegbereiter der Definition des modernen Homosexuellen Ärzte: Richard von Krafft-Ebing (1840–1901), Magnus Hirschfeld (1868–1935) und seine Mitstreiter im Institut für Sexualwissenschaft sowie seine Gegner Albert Moll (1862–1939) oder Max Marcuse (1877–1963). Dass die wirkungsvollsten und verheerendsten Apologeten der Verhinderung homosexueller Emanzipation ebenfalls Ärzte waren, spielt in der Diskussion der Historiker zwar eine Rolle, wird aber nicht zu einer grundsätzlichen Hinterfragung des ärztlichen Blicks und seiner gesamtgesellschaftlichen Grenzen genutzt. Dies ist erstaunlich, da die Akteure der alternativen Heilkulturen ebenso Außenseiter waren wie die Homosexuellen.

Der blinde Blick auf die Geschichte und Gegenwart

Die ersten wirkmächtigen Historiographen des homosexuellen Lebens waren Ärzte oder Psychologen, deren Haltung sowohl zu Homosexualität als auch zu alternativen Heilkulturen durch die spezifische Berufsrolle geprägt wurde. Andere Körperkonzepte und Formen von Sexualität galten primär als Abweichungen vom heteronormativen „Normal“, alternative Medikalkulturen galten als Quacksalberei – nicht belegt und unangemessen. Stellvertretend für viele angloamerikanische Forscher und Medizinhistoriker mag hier das Statement von Vern L. Bullough (1928–2006) stehen, der 1974 behauptete, die Beiträge der alternativen Heilkulturen – die er bezeichnenderweise als „Quacks“ bezeichnete – zur Geschichte des Sexuellen beschränkten sich auf wirre Anti-Masturbationspropaganda.¹⁰ Die breite alternative Heilkultur des 19./20. Jahrhunderts wird in Siguschs „Geschichte der Sexualwissenschaft“ allenfalls zufällig gestreift und im „Personenlexikon“ komplett ignoriert.¹¹ Und noch 2017 reduzierte Manfred Herzer das Wirken der Frauenrechtlerin und Heilpraktikerin Johanna Elberskirchen (1864–1943) auf den Begriff der „germanischen Keuschheitspropaganda“.¹² Dabei wird wenig beachtet, dass selbst Magnus Hirschfeld am Anfang seiner Karriere ein überzeugter Anhänger der (ärztlichen) Naturheilkunde gewesen war und in dem Propagandisten der Laienverbände, Reinhold Gerling (1863–1930), einen ersten wertvollen Verbündeten im Kampf für eine Emanzipation der Homosexuellen gefunden hatte.¹³ Die Implikationen der Naturheilkunde, ihr emanzipatorischer Grundcharakter und auch die therapeutischen Konzepte der Anhänger der alternativen Heilkulturen bei (psycho-)somatischen Leiden im Genitalbereich wurden hingegen seitens der *scientific*

10 Vern L. BULLOUGH: Homosexuality and the medical Model. In: Journal of Homosexuality 1 (1974), S. 99–110, S. 102.

11 Volkmar SIGUSCH: Geschichte der Sexualwissenschaft. Frankfurt am Main 2008; DERS., Günter GRAU (Hg.): Personenlexikon der Sexualforschung. Frankfurt am Main 2009.

12 Manfred HERZER: Magnus Hirschfeld und seine Zeit. Berlin 2017, S. 318.

13 Ralf DOSE: Magnus Hirschfeld als Arzt. In: Ulrich Gooß, Herbert Gschwind (Hg.): Homosexualität und Gesundheit. Berlin 1989, S. 75–98, S. 78f.; HERZER (wie Anm. 12), S. 50f.

community der Sexualhistoriker nie beachtet.¹⁴ Vielfach wird als „Argument“ angeführt, ein paar Duschen mit kaltem Wasser, Verzicht auf Fleischnahrung und Alkohol sowie homöopathische Pillen könnten keine Syphilis heilen. Das mag durchaus so sein (der Gegenbeweis dürfte schwierig werden), doch übersehen die Kritiker, dass bis zur Einführung des Penicillins nach 1945 die Therapie der Syphilis auch für Schulmediziner ein unlösbares Problem darstellte. Gonorrhoe konnte erst ab 1935 durch die nebenwirkungsreichen Sulfonamide niedergekämpft werden. Bis dahin offerierten Ärzte wahlweise Enthaltensamkeit oder brutale Therapien, z. B. mit Quecksilber oder Arsen. Ab 1910 wurde das „Salvarsan“ als Heilmittel beworben, doch funktionierte es nicht. Daneben gab es als Therapievorschlage die Kauterisierung der Peniseichel, säurehaltige Durchspülungen – sowie die Meldung beim örtlichen Gesundheitsamt. D. h. ein Patient, der vor Einführung der Antibiotika wegen einer Geschlechtskrankheit beim Arzt vorstellig wurde, wurde nicht nur nicht geheilt, sondern auch noch sozial gebrandmarkt als „Sittenstrolch“, verlor eventuell seine Arbeitsstelle und Teile seines sozialen Umfeldes. Der Laienheilkundige hingegen stand außerhalb dieses Bedrohungszenarios und unterlag gleichwohl der Schweigepflicht.

Die homöopathischen und naturheilkundlichen Kuren zielten insbesondere darauf ab, den mit der neuesten psychiatrischen oder sexologischen Literatur meist unvertrauten Patienten Ängste zu nehmen, die sie hinsichtlich der eigenen Psyche oder des Genitalapparats hegten. Die Furcht vor den Gefahren der Masturbation war noch lange weitverbreitet.¹⁵ Es war nicht einmal notwendig, dass ein Patient einen Heilkundigen aufsuchte – zahlreiche Hausbücher und ein funktionierender Versandhandel erleichterten die Selbstmedikation.¹⁶

Außerdem darf vermutet werden, dass die von Naturheilkundigen und mit ihnen kooperierenden Ärzten gegen „Nervosität“ – die übliche Sammeldiagnose bei genitalen Leiden – verschriebenen Kuren mit Sonnenbädern, Freikörperkultur und gemeinsam verbrachter Zeit der Entspannung von unter Samenstau leidenden Homosexuellen erheblich dienlicher waren als die Verordnung von Sedativa oder Elektroschocks, welche die niedergelassenen Ärzte empfahlen. Doch waren die Naturheilkundigen und Homöopathen Außenseiter, und mit Außenseitern allein lassen sich keine gesellschaftlichen Reformen in Bewegung setzen. Als Hirschfeld begann, bedeutende Persönlichkeiten zu eruiieren, die seine Petition zur Abschaffung des § 175 RStG unter-

14 Siehe hierzu Florian G. MILDENBERGER: Sexualität und Naturheilkunde 1850–1914. In: Zeitschrift für Sexualforschung 22 (2009), S. 24–48. Wertvolle Hinweise bieten auch die Forschungen von Martin Dinges zur Männergesundheit, siehe Martin DINGES: Men's bodies 'explained' on a daily basis in letters from patients to Samuel Hahnemann (1830–1835). In: Ders. (Hg.): Patients in the History of Homoeopathy. Sheffield 2002, S. 85–118; DERS.: Männergesundheit in Deutschland: Historische Aspekte. In: Günther H. Jacobi (Hg.): Praxis der Männergesundheit. Stuttgart 2002, S. 24–33.

15 Karl Heinz BLOCH: Die Bekämpfung der Jugendmasturbation im 18. Jahrhundert. Ursachen – Verlauf – Nachwirkungen. Frankfurt am Main 1998, S. 535.

16 Siehe Marion BASCHIN: Die Geschichte der Selbstmedikation in der Homöopathie. Essen 2012.

stützen,¹⁷ fand er eine Vielzahl von herausragenden Klinikern, die sich ihrerseits mit der Naturheilkunde und Homöopathie auf dem Kriegspfad befanden, z. B. Albert Neisser (1855–1916) oder Paul Ehrlich (1854–1915). Infolgedessen brach Hirschfeld nach wenigen Jahren mit Gerling und seinen Verbündeten und setzte auf den Einfluss seiner neuen Freunde. Diese Umorientierung hin zur gesellschaftlich einflussreicheren Schulmedizin brachte ihm nicht den gewünschten Erfolg bei dem Versuch der Entkriminalisierung des gleichgeschlechtlichen Begehrens, nötigte aber die zahlreichen Naturheilkundigen und Homöopathen, sich der Sprache der Sexualpsychopathologie zu bedienen, wenn sie an der Debatte um die Homosexualität weiter partizipieren wollten. Dies implizierte auch, dass die Heilkundigen bei der Publikation von Forschungsergebnissen den Ärzten (und indirekt der Medizinalbürokratie) Einblick in ihre Arbeit geben mussten. Das wollten diese auf keinen Fall und schieden daher ab 1905/10 aus dem sexologischen Diskurs aus. Gleichwohl übte das breite, alle gesellschaftlichen Schranken sprengende und alternative Heilkulturen stets implizierende Konzept der „Lebensreform“ Einfluss auf die öffentliche Wahrnehmung von „Körper“ und „Nacktheit“ aus. Doch wird der Aspekt der Naturheilkunde bei der Analyse sexualreformerischer Ansätze in Jugendbewegung, Nacktkultur oder esoterischer Spiritualität seitens der deutschsprachigen Homosexualhistoriographie nicht thematisiert – so als ob die freie Nacktheit und die Befreiung von staatlicher Bevormundung nur Arm in Arm mit dem Gesundheitsamt funktioniert hätte. Wie die komplexen Zusammenhänge zwischen der frühen Sexualwissenschaft, alternativen Medikalkulturen und sozialreformatorischen Bewegungen aussahen, ließe sich am Beispiel von Hans Graaz (1879–1953) – Arzt für Naturheilverfahren, Lebensreformer und Eugeniker,¹⁸ darstellen: Graaz war ein Mitarbeiter von Magnus Hirschfelds „Institut für Sexualwissenschaft“ und leitete zeitweise die „eugenische Abteilung“ an Hirschfelds Institut. Gleichzeitig war er eng in die radikale Freikörperkulturbewegung eingebunden. Er vereint in seiner Person viele Aspekte, welche die Sexualreform zeitgenössisch bedingten: soziale Medizin – Graaz gelang es, für seine sozial schlechter gestellten Patienten Erstattungen für Naturheilverfahren bei den Krankenkassen zu erreichen¹⁹ – ebenso wie eine Affinität zur Jugendbewegung und zur proletarischen Lebensreform.²⁰ Hierbei wirkte er eng mit dem Pädagogen Adolf Koch (1896–1970) zusammen.²¹

Graaz war ein Verteidiger der Nacktgymnastik, Anhänger der Rohkost und ein einflussreicher Funktionär des „Deutschen Bundes für naturgemäße Lebens- und Heil-

17 § 175 des Strafgesetzbuches stellte homosexuelle Handlungen unter Strafe. Abgeschafft wurde dieser Straftatbestand erst 1994.

18 Maren MÖHRING: Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890–1930). Köln 2004, S. 45.

19 Hans GRAAZ: Krankenkassen und Naturheilmethode. In: Der Naturarzt 55 (1927), S. 317–322, hier S. 318.

20 Heiko STOFF: Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich. Köln 2004, S. 260 und 271.

21 Andrey GEORGIEFF: Nacktheit und Kultur. Adolf Koch und die proletarische Freikörperkultur. Berlin 2005, S. 66.

weise“.²² Seine Konzeptionen fasste er 1927 in der von dem Dermatologen Felix A. Theilhaber (1884–1956) im anarchosyndikalistischen Verlag von Fritz Kater (1861–1945) herausgegebenen Reihe „Beiträge zum Sexualproblem“ zusammen.²³ 1933 büßte Graaz seine Kassenzulassung ein, blieb ansonsten aber unbehelligt und veröffentlichte Lebensreformratgeber. Nach 1945 reorganisierte er die Berliner Ärztesgesellschaft für Naturheilverfahren.²⁴ Graaz steht wie kein zweiter Mitstreiter in der Sexualreformbewegung für die ursprüngliche Sozialisation Hirschfelds innerhalb der Reformmedizin und ihre unterschiedlichen Bündnisse sowie für die Kontinuität über das Jahr 1933 hinaus. Und dennoch ist er aus der homosexuellen Erinnerungskultur so gänzlich verschwunden.

Die Hinwendung zu einem alternativen Akteur auf dem Gesundheitsmarkt, der sich bewusst der staatlichen Kontrolle entzieht, impliziert immer auch einen gewissen Grad an Verzweigung des Patienten, der schutzlos einem ihm feindlich gegenüberstehenden Kontrollsystem ausgesetzt ist oder sich ausgeliefert wähnt. Eine solche Darstellung passt nicht zum Erzählstil der deutschsprachigen Geschlechtergeschichte, die von einer geradezu historistisch-positivistischen Erfolgssicht auf die Geschichte geprägt ist – stets steht am Ende die erfolgreiche Emanzipation und nie die Flucht ins Abseits. Darüber hinaus bedeutet die Erforschung der Geschlechter bis heute die Orientierung an Normen und Wertvorstellungen – doch der Erfolg der alternativen Akteure auf dem Gesundheitsmarkt bestand bis in die 1960er Jahre gerade darin, von der Schulmedizin vorgegebene diskursive Grenzmarken und Begriffe konsequent zu ignorieren, um so dem Patienten und seinem Umfeld einen breiten Interpretationsspielraum für das jeweilige Leiden zu ermöglichen.²⁵ Deutsche Homöopathen und Naturheilkundige hatten zwar in den 1930er Jahren die von der Schulmedizin präferierte Konstitutionsbiologie in ihre Arbeit übernommen und so die eigenen Patienten in Kohorten gegliedert, doch ließen sie gleichwohl einen breiten Interpretationsspielraum bei den Diagnosen. So wurde beispielsweise der Arznei „Sepia“ der Typus der

22 Hans GRAAZ: Nacktgymnastik. In: Adolf Koch (Hg.): Körperbildung Nacktkultur. Leipzig 1924, S. 48–60, S. 49 und 54; DERS.: Kurbüchlein, Berlin 1930, S. 18. Graaz wirkte auch am „Ärztlichen Volksbuch“ des Psychohygienikers Heinrich Meng (1887–1972) mit und war einer der ersten Herausgeber der wirkmächtigen Zeitschrift „Hippokrates“.

23 Hans GRAAZ: Nacktkörperkultur. Berlin 1927.

24 Lothar STRASSBURG: Nachruf auf Hans Graaz. In: Hippokrates. Zeitschrift für praktische Heilkunde 24 (1953), Nr. 20, S. 637–638. Der Vorstand: Dr. med. Hans Graaz, ein „Naturarzt“ und „Volksarzt“ im wahrsten Sinn des Wortes, ist von uns gegangen! In: Der Naturarzt. Zeitschrift für naturgemäße Lebens- und Heilweise 15 (1953), S. 133.

25 So schrieben beispielsweise amerikanische Homöopathen stets nur von „exhaustment“ oder nutzten ähnliche Begriffe, wenn genitale Leiden Thema einer Forschungsarbeit waren. Erst 1964 wurde erstmals der Begriff „Homosexualität“ in einem homöopathischen Journal genannt, eine psychoanalytische Erklärung präsentiert, einige Arzneien aufgeführt und als Hauptgrund für die psychosomatische Notsituation der Patienten der „lack of emancipation“ genannt, siehe Gutave F. TUFO: The Genesis of Homosexuality. In: Journal of the American Institute of Homeopathy 57 (1964), Nr. 3–4, S. 33.

sexuell unzufriedenen, schlanken und kinderlos-selbständigen Frau beigeordnet.²⁶ Das Gegenstück zur nicht eindeutig heterosexuellen Sepia-Frau war der „asthenische Phosphor-Jüngling“.²⁷ Eindeutige, normorientierte und pathologisierende Begriffe wie „Homosexualität“ oder „Masochismus“ fehlen – vielmehr erlaubte die große Bandbreite an Zuordnungen einen umfänglichen Interpretationsspielraum. Ziel der Behandlung war, den Patientinnen ein Leben in den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu ermöglichen und nicht – wie bei den Vertretern der Orthodoxie – eine zwangsläufige Überweisung an das nächste Erbgesundheitsgericht. Die Partizipation an der eugenischen Gerichtsbarkeit war den Homöopathen – egal ob Ärzte oder Laien – versperrt, was sie davor bewahrte, tief in die Verbrechen des Nationalsozialismus verstrickt zu werden.²⁸ Ebenso galt dies für die Heilpraktiker, die 1939 institutionalisiert wurden.

Eine „Therapie“ von Homosexualität empfahl auch nach 1945 eine Minderheit von Homöopathen,²⁹ die den ursprünglichen Erkenntnisweg ihrer Disziplin hinter sich ließen und schulmedizinische Diagnosen adaptierten. Heute bedeutet homöopathische Sexualtherapie vor allem die psychosomatische Bekämpfung von Ejaculatio praecox oder Impotenz.³⁰

Schließlich kommt noch ein ideologischer Faktor dazu: Sexualgeschichtsschreibung war und ist ein Bereich, in dem die maßgeblichen Forscher sich als politisch links begreifen. In der Welt von Marx, Engels & Co. existiert aber nur Platz für die objektive

26 Richard HAEHL: Die Unfruchtbarkeit der Frau. Eine Betrachtung vom Standpunkt des homöopathischen Arztes. Nach einem Vortrag beim Internationalen Ärztlichen Fortbildungskurs in Stuttgart, September 1926. Stuttgart 1927, S. 61; Erich HAEHL: Gynäkologie und Homöopathie mit Berücksichtigung der Sterilität. Nach Vorlesungen von Dr. med. Richard Haehl hg. und mit einem Anhang „Sterilität“ ergänzt. Stuttgart 1935, S. 24; Frieda LINSS: Über hormonartige Wirkung homöopathischer Arzneien. In: Hippokrates. Organ für die Einheitsbestrebungen in der Medizin 10 (1939), S. 413–417; Joseph SCHIER: Regelstörungen. In: Deutsche Zeitschrift für Homöopathie 52 (1936), S. 177–183. Als die Schulmedizin in den 1960er Jahren die Konstitutionsbiologie entsorgte, folgten die homöopathischen Ärzte allmählich nach und verbannten „Sepia“ als Leitmittel bei Frauenleiden, siehe Erwin SCHLÜREN: Homöopathische Behandlung in der Frauenheilkunde. In: Allgemeine homöopathische Zeitung 216 (1971), S. 241–245.

27 Erich ASSMANN: Homöopathische Konstitutionsfragen. In: Deutsche Zeitschrift für Homöopathie 13/50 (1934), S. 209–216, hier S. 216.

28 Zur Geschichte der Homöopathie im Nationalsozialismus siehe u. a. Florian G. MILDENBERGER: Der Deutsche Zentralverein homöopathischer Ärzte im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme, Kritik, Interpretation. Göttingen 2016.

29 Siehe z. B. Pierre GALLAVARDIN: Homöopathische Beeinflussung von Charakter, Trunksucht und Sexualtrieb. Ulm 1955, S. 92.

30 Maria SCHÄFGEN: Homöopathie bei sexuellen Störungen. Stuttgart 2010. Siehe auch John M. ENGLISH: Sexual Complaints and their homoeopathic Remedies. In: British Homoeopathic Journal 85 (1996), S. 221–229, hier S. 222, kennt nur noch die „Furcht vor Homosexualität/Homosexuellen“. In der angloamerikanischen Populärhomöopathie, die auch hierzulande rezipiert wird, finden sich weiterhin konstitutionsbiologische Elemente, jedoch ohne ihre eugenische Bezugswelt, siehe z. B. Philip M. BAILEY: Psychologische Homöopathie. Persönlichkeitsprofile von großen homöopathischen Mitteln. München 1998, S. 411ff.

Naturwissenschaft – Esoterik jeder Art ist hier nicht vorgesehen. Dabei wird stillschweigend vorausgesetzt, dass die häufig nur rudimentär gebildeten, mit modernen wissenschaftlichen Diskursen unvertrauten und stets von Armut bedrohten Proletarier ausgerechnet bei der Thematisierung des eigenen Unterleibes völlig aufgeklärt gewesen seien und immer nur schulmedizinischen Rat aufgesucht hätten.³¹ Darüber hinaus duldet ein marxistisches Gesellschaftsideal keine Fluchtgebiete für Außenseiter – was die Begeisterung der schwul-lesbischen Historiker für diese politische Richtung noch seltsamer erscheinen lässt, es sei denn, sie begreifen sich als akzeptierter Teil der „Klassengemeinschaft“. Die gesellschaftliche Entwicklung der nicht-heterosexuellen Lebensweisen und ihrer Vertreter zielt seit zwei Jahrzehnten darauf ab, sich gänzlich einer eigenständigen kritischen politischen Arbeit zu entziehen und sich vollständig in das bestehende System zu integrieren. Eine Erforschung alternativer Kulturen, die dem Staat und seinen Organen stets misstrauisch gegenüberstand, passt nicht in diesen Kontext. Und schließlich steht auch bei Michel Foucault (1926–1984) nichts zu alternativen Heilkulturen, weshalb sie von seinen zahlreichen Jüngern nicht als Element eines Diskurses angesehen werden.³²

Sozialwissenschaftler erforschen traditionell nur das, worüber feste Zahlen und Sicherheiten existieren. Für empirische Umfragen greifen Gelehrte meist auf die Studenten oder das eigene Lebensumfeld zurück und schließen hiervon auf den Rest der Gesellschaft.³³ In den umfangreichen Studien und Befragungen von Michael Bochow (geb. 1948) zu den Lebensstilkonzepten von schwulen Männern in Zeiten von AIDS spielen die alternativen Heilkulturen keine Rolle. Es wurde schlicht nie danach gefragt, ob Schwule, die mit einer unheilbaren Krankheit konfrontiert sind, eventuell noch andere therapeutische Ansätze verfolgen als die schulmedizinische Behandlung (vor/nach Einführung der retroviralen Therapie wäre interessant gewesen). Auch in den Umfragen des Hamburger bzw. Frankfurter Instituts für Sexualforschung spielten die alternativen Heilkulturen nie eine Rolle, ebensowenig in den Studien von Kurt Starke (geb. 1938) zum Sexualleben der DDR-Bürger. Eine umfängliche Quellenlage und eine breite Primärliteratur, mithin Voraussetzungen für leichtgehende Forschungsprojekte, scheinen hierzulande nicht vorhanden zu sein. Es bedarf sozusagen der Grundlagenforschung.

31 Historische Studien legen nahe, dass im Arbeitermilieu um 1900/1910 nur geringe Kenntnisse über Sexualität/Fortpflanzung etc. bestanden, siehe Frank BAJOHHR: *Lass dich nicht mit den Bengeln ein! Sexualität, Geburtenregelung und Geschlechtsmoral im Braunschweiger Arbeitermilieu 1900 bis 1933*. Essen 2001, S. 31f.

32 Aus Sicht der amerikanischen Historiographen der Esoterik sind die Gedanken Foucaults hingegen wertvoll, und seine ausgelebte Homosexualität ermöglicht es ihnen, diesen Faktor in die eigene Forschung zu integrieren, siehe Ken WILBER: *Integral Spirituality. A startling new Role for Religion in the modern and postmodern World*. Boston, London 2006, S. 279f.

33 Heather Munro PRESCOTT: *Using the Student Body. College and University Students as Research Subjects in the United States during the twentieth Century*. In: *Journal of the History of Medicine and allied Sciences* 57 (2002), S. 3–38, hier S. 6f.

So ist wohl eher nicht zu erwarten, dass die Welle von „Queer Reading“ oder Gendergeschichtsschreibung an dem hermetischen Blick auf die nicht-heterosexuelle Medizingeschichte etwas an der Dominanz der Schulmedizin ändern wird. Es wird zwar unter Anleitung der immer gleichen akademischen Lehrer vieles neu gelesen oder neu interpretiert, aber immer nur innerhalb der selbstgesteckten Diskursgrenzen, die dort abreißen, wo die Denkwelt des überzeugten Schulmediziners endet. Daran können auch empirische Befunde aus den USA offensichtlich wenig ändern. So stellte ein Forscher 2005 fest, dass in einem von Homophobie geprägten Umfeld spirituelle Selbstfindung und Körperoptimierung eine wichtige Hilfe für Schwule sein kann.³⁴ Im Jahre 2010 schließlich gingen amerikanische Soziologen der Frage nach, ob und inwieweit „Complementary and Alternative Medicine“ (CAM) für Angehörige sexueller Minderheiten relevant sei. In einer ersten Studie wurden Lesben in einer amerikanischen Großstadt befragt. Auch wenn sich die meisten nicht als „spirituell“ sahen, war doch die Mehrheit der Frauen von CAM überzeugt und wandte sie an.³⁵

Blick über den Zaun

Ein Blick in die Gegenwart homosexueller Lebenswelten außerhalb des Westens könnte die Relevanz von CAM für das tägliche Leben ebenfalls offenbaren. In Indien spielt die Homöopathie auf dem Gesundheitsmarkt eine ungleich größere Rolle als in Mitteleuropa.³⁶ Dies bezieht sich auch und gerade auf die Bekämpfung von HIV/AIDS.³⁷ Die indische Naturheilkunde ist stark von Mitteleuropa beeinflusst.³⁸ Die Furcht vor dem Samenverlust („Dhat-Syndrome“) gilt als Sammeldiagnose für zahlreiche psychosomatische Leiden, die die Sexualsphäre berühren.³⁹ Damit ähnelt die heilkundlich-sexologische Situation im heutigen Indien sehr der Lage in Deutschland um 1890/1900.

34 P. Philip TAN: The Importance of Spirituality among gay and lesbian individuals. In: *Journal of Homosexuality* 49 (2005), S. 135–144. Siehe auch Michael J. MAHER: A Voice in the Wilderness: Gay and Lesbian Religious groups in the Western United States. In: *Journal of Homosexuality* 51 (2006), S. 91–118.

35 Helen A. SMITH u. a.: A comparative Study of Complementary and Alternative Medicine Use among Heterosexually and Lesbian Identified Women: Data from the ESTHER Project (Pittsburgh, PA, 2003–2006). In: *The Journal of Alternative and Complementary Medicine* 16 (2010), S. 1161–70.

36 Martin DINGES: Medizinischer Pluralismus in Europa und Indien: Konzept, Hintergrund und Perspektiven. In: *Zeitschrift für Klassische Homöopathie* 61 (2017), Nr. 1, S. 4–11.

37 Adeline NYAMATHI u. a.: Knowledge and Attitudes about HIV/AIDS among Homoeopathic Practitioners and Educators in India. In: *Advance Access Publication* doi:10.1093/ecam/nem018. Zur Problematik der Rezeption, da viele publizierte Forschungsergebnisse nicht so abgefasst sind, dass westliche Ärzte sie nachvollziehen können, siehe M. FRITTS u. a.: Traditional Indian medicine and homeopathy for HIV/AIDS: a review of the literature. In: *AIDS Research and Therapy* 5 (2008), S. 25–33.

38 Eva JANSEN: Naturopathy in South India. *Clinics between Professionalization and Empowerment*. Leiden 2016, S. 41 und 62.

39 Om PRAKASH, Rao SATHYANARAYANA: Sexuality Research in India: An Update. In: *Indian Journal of Psychiatry* 52 (2010), Suppl. 1, S. 260–263, hier S. 262.

Indien gilt deutschsprachigen Geschlechterforschern als interessantes Forschungsgebiet aufgrund der „Hijras“, des im südasiatischen Raum verbreiteten Konzepts eines dritten Geschlechts.⁴⁰ Doch bei der Untersuchung von deren Lebensumwelt spielen seltsamerweise weder indische noch westliche alternative Gesundheitskulturen die geringste Rolle, obwohl bekannt ist, dass „Hijras“ häufig arm sind und keinen Zugang zu westlicher Medizin haben. Es scheint, dass das Diktum des Indologen Richard Garbe (1857–1927) über Indien und seine deutschen Erforscher weiterhin Gültigkeit hat:

„Seit den Zeiten des Mittelalters ist Indien für die deutsche Sage und Dichtung das typische Land der Romantik, und deshalb pflegt das Leben des indischen Volkes für uns von einem gewissen Nimbus umgeben zu sein. Das Interesse unseres Publikums für indisches Leben ist häufig weniger wirkliche Wissbegierde als eine phantastische Neugier, die am liebsten durch sentimentale Schilderungen befriedigt sein will.“⁴¹

Aus Indien importierte der Westen nicht nur zahlreiche Gurus und Heilsversprechen, sondern auch eine Heilweise zur Selbstoptimierung von Körper und Geist: Yoga. Wissenschaftliche Studien legen nahe, dass die Nutzung von Yoga-Praktiken zu besserem Sex und Glücksgefühlen verhelfen kann, aber auch Opfern sexuellen Missbrauchs bei der Bewältigung der erlittenen Qualen nutzt.⁴² Einer repräsentativen Umfrage aus dem Jahre 2014 zufolge praktizieren 3,3 Prozent der Menschen in Deutschland regelmäßig Yoga, 11,8 Prozent hatten es zumindest schon einmal ausprobiert.⁴³ Dass unter den Anhängern indischer Lebensreformkonzepte sich auch Schwule befinden, lässt sich an dem mit Yoga thematisch und historisch eng verbundenen Tantra festmachen. Hier gibt es beispielsweise ein Einführungsbuch speziell „für Schwule“.⁴⁴ Von den zahlreichen Angeboten auf Gayromeo, schwul-lesbischen Straßenfesten und in den lokalen Stadtmagazinen ganz zu schweigen. Hier wäre ein guter Ansatzpunkt für weitere Forschungen gegeben.

Anregungen

Für die Zukunft wäre es möglicherweise vorteilhaft, die Welt nicht nur aus der Perspektive der Handlungsstränge der klassischen Medizin zu sehen. Der Umgang mit dem Körper, zu dem auch das Gesundheitsverhalten gehört, ist ein signifikanter Indikator für kulturellen Wandel, für individuelle wie gesellschaftliche Konzepte von Gesundheit, Geschlecht, Sexualität, für Norm und Normierung sowie Devianz und

40 Leila J. RUPP: Towards a global History of same-sex Sexuality. In: *Journal of the History of Sexualities* 10 (2001), S. 287–302, hier S. 292.

41 Richard GARBE: *Leben der Hindus. Eine Skizze*. In: Ders. (Hg.): *Beiträge zur indischen Kulturgeschichte*. Berlin 1903, S. 231–268, hier S. 233.

42 Siehe die Auflistung der möglichen Nutzeffekte von Yoga bei Florian G. MILDENBERGER, Thomas K. GUGLER: *Yoga und Sexualität – eine problematische Beziehung*. In: *Sexuologie. Zeitschrift für Sexualmedizin, Sexualwissenschaft und Sexualtherapie* 23 (2016), Nr. 1–2, S. 33–37, hier S. 36.

43 H. CRAMER: *Yoga in Deutschland. Ergebnisse einer national repräsentativen Umfrage*. In: *Forschende Komplementärmedizin* 22 (2015), S. 304–311, hier S. 306.

44 Bruce ANDERSON: *Tantra für Schwule*. Berlin 2004.

Abweichung. Dabei gilt es, diverse Lebensentwürfe und Körperkonzepte zu berücksichtigen. Die Zusammenhänge von Körper- und Gesundheitskonzepten mit spirituellen und religiösen Vorstellungen werden alltagskulturell ausgehandelt und gelebt, unter anderem in der Sexualität. So könnte die allmähliche Entdeckung der 1970er Jahre als Thema der Zeitgeschichtsforschung hilfreich sein. Es war das Jahrzehnt des aufsteigenden „New Age“, in dem u. a. eine „feministische Spiritualität“ ihren Anfang nahm, die auch die lesbischen Kulturen nachhaltig beeinflusste. Auch formierte sich eine eigenständige Männerbewegung, für die stellvertretend die Namen von Jörg Andrees Elten („Sathananda“) oder Volker Elis Pilgrim („Volker Penis Ingrim“) stehen.

Die Historiker der Esoterik haben längst bemerkt, dass im deutschen Okkultismus Homosexualität immer von Bedeutung gewesen war: Männliche Medien waren häufig schwule Männer, und bei der Beschwörung von Geistern wechselten die Gestalten aus dem Jenseits soziale und biologische Geschlechter.⁴⁵ Der Wegbereiter der modernen Parapsychologie in Deutschland, der Arzt Albert von Schrenck-Notzing (1862–1929), stand im Austausch mit Magnus Hirschfeld. Die Affinität zwischen den Geschlechterkonzeptionen der Theosophen und der Sexualreformbewegung ist augenfällig.⁴⁶ So spielten „Zwischenstufen“ in Theosophie und Sexualreform gleichermaßen eine zentrale Rolle.

Es wird Zeit für die Historiker des Homosexuellen, nicht immer nur die Hälfte der Geschichte und Gegenwart immer wieder und wieder auf den ausgetretenen Pfaden der Erkenntnis wiederzukäuen, sondern auch die Welt jenseits der objektiven Naturwissenschaften zu ergründen. Eventuell liegt bei dem Verzicht auf diese Möglichkeit auch ein Generationenproblem vor.

In Zeiten der diskursiven Aufhebung der Geschlechtergrenzen sollte aber eigentlich kein Problem darin bestehen, Sexualkulturen zu erforschen, deren Akteure strenge Normen und staatliche Vorgaben immer ignoriert und verworfen hatten. Homöopathische Krankengeschichten des 19. Jahrhunderts laden geradezu zum „Queer Reading“ ein. Viele Schlüsseltexte, z. B. vom Begründer der Homöopathie, Samuel Hahnemann (1755–1843) selbst, wurden in den letzten Jahren transkribiert.

45 Heather WOLFFRAM: *The Stepchildren of Science. Psychical Research and Parapsychology in Germany, c. 1870–1939.* Amsterdam 2007, S. 158f. An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass der wichtigste Wegbereiter der schwulen Emanzipation in den USA, Harry Hay (1912–2002), stark von esoterischen Kulturen beeinflusst war, siehe Stuart TIMMONS: *The Trouble with Harry Hay. Founder of the Modern Gay Movement.* Boston 1990, S. 76 und 264f.

46 Florian G. MILDENBERGER: Tante Magnesia auf dem Eso-Trip. In: *Gigi. Zeitschrift für sexuelle Emanzipation* Nr. 52 (2007), S. 12–13.

Berichte

Umsiedlungsgeschichte als Lebensgeschichte

Ein Forschungs- und Dokumentationsprojekt des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte zu den letzten „Umsiedlungsdörfern“ im Abbaugbiet des Braunkohlentagebaus Garzweiler II

Einleitung

Verstärkt seit den 1950er Jahren ist das Rheinische Revier, die Region im Städtedreieck Bonn–Aachen–Mönchengladbach, zur Sicherung der Energieversorgung einem massiven wirtschaftlichen, ökologischen, sozialen und kulturellen Wandel unterzogen worden, der sich mit dem Übergang zu den drei Großtagebauen (Inden I/II, Hambach, Garzweiler I/II) deutlich verstärkt hat. Es sind große, bis zu 400 Meter tiefe Löcher auf einer Gesamtfläche von rund 129 Quadratkilometern, die sich gemäß der Förderrichtung durch die Landschaft bewegen. Verlegt und verlagert werden Wasserläufe, Straßen und Schienen. Den abbauwürdigen Braunkohleflözen muss alles ausnahmslos weichen: Wohnhäuser, Hofanlagen, Burgen und Schlösser sowie Kirchen und Friedhöfe, auch die gesamte Erd- und Menschheitsgeschichte, die sich bodenarchäologisch abbildet. Zerstört werden dadurch Ökosysteme und die bestehenden Wohn-, Sozial- und Wirtschaftsräume der dortigen Bewohner*innen. Die Menschen in dieser ländlich geprägten Region müssen umsiedeln. Eine andere Wahl haben sie – zumindest bisher – nicht gehabt. Von den laufenden letzten geschlossenen Umsiedlungen im Tagebau Garzweiler II sind in den Dörfern Keyenberg, Kuckum, Ober- und Unterwestrich und Berverath insgesamt noch rund 1700 Menschen betroffen (Abb. 1).¹

„[...] die sogenannten ‚menschlichen Kosten‘ der Braunkohlegewinnung [sind] extrem hoch [...] und [...] [können] durch keine Kompensationszahlung je ausgeglichen werden“.² Zu diesem Resümee kamen zuletzt die Kulturwissenschaftler*innen Martin Döring und Susanne Kost. Mit dem Ziel, die sozial-räumlichen Folgen der braunkohlebedingten Umsiedlungen zu erfassen, hatten sie 2016 verschiedene Interviews mit Betroffenen und Akteuren der Umsiedlung geführt und die Tagebaulandschaft Garzweiler im Rheinischen Revier bereist.³

1 Stadt Erkelenz, Flächennutzungsplan, Erläuterungsbericht, September 2001, S. 21. Quelle: <https://www.erkelenz.de/dokumente/planen-und-bauen/planungsamt/flaechennutzungsplan/erlaeuterungsbericht-fnp-stadt-erkelenz-september-2001.pdf?cid=1g9> (23.6.2020); siehe auch Martin DÖRING, Susanne KOST: Garzweiler – Eine Spurensuche. 2020, S. 22.

2 DÖRING/KOST (wie Anm. 1), S. 7.

3 Die Durchführung der Erhebungen entstand auf Veranlassung der Planungswerkstatt „Tagebaufolge(n)landschaft Garzweiler“.

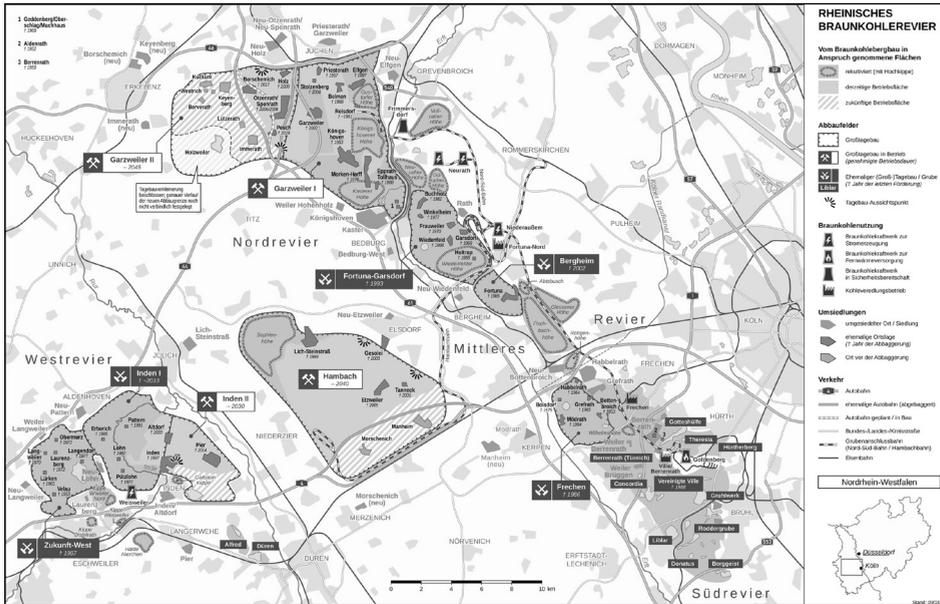


Abb. 1: Das Rheinische Braunkohlerevier in seiner Entwicklung. Quelle: Thomas Römer/Open StreetMap data, CC BY-SA 2.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=11539190>.

Die Umsiedlungen werden auf Grundlage der auf Länderebene politisch beschlossenen Braunkohlepläne durch den Bergbaubetreiber, die zuständige Bezirksregierung und die betroffenen Städte „zum Wohle der Allgemeinheit“ ausnahmslos umgesetzt. Zu diesem Zweck kauft der Bergbaubetreiber in einzelnen Entschädigungsverfahren alle Immobilien und Flächen von den Besitzer*innen auf.⁴ Der neue Wohnort entsteht in der Regel auf einer ausgewiesenen, parzellierten Fläche, deren Auswahl unter Einbeziehung der Betroffenen erfolgt.⁵ Der Bergbaubetreiber verfolgt in den Planungs- und Beteiligungsverfahren das Ziel einer „sozialverträglichen Umsiedlung“.⁶

Das aktuelle Projekt des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte, „Die Rolle des kulturellen Erbes in Strukturwandlungsprozessen – Die Dörfer der Erkelenzer Börde“, welches im Kern den Zeitraum 2019 bis 2021 abdeckt, nähert sich

4 Grundlagen dazu bilden in der Regel Verkehrswert-Gutachten, die die Eigentümer*innen in Auftrag geben. In Streitfällen kommt es auch zu förmlichen Enteignungsverfahren nach dem Baugesetzbuch.

5 Frank Dickmann hat in seiner Publikation die Planverfahren dargestellt sowie fünf verschiedene Neu-Siedlungstypen herausgearbeitet. Er unterscheidet im Wesentlichen neue Standorte mit und ohne eigenständige Struktur, isolierte oder angegliederte Standorte sowie die Zusammenfassung mehrerer Orte an einem neuen Ort. Frank DICKMANN: Umsiedlungsatlas des Rheinischen Braunkohlereviere. Siedlungsform, Wohnen, Infrastruktur – Umsiedlungsmaßnahmen als Faktor kommunalen Strukturwandels. Bonn 1996, S. 5.

6 Zur weiteren Einordnung und Bewertung des Begriffs der Sozialverträglichkeit in der Umsiedlung siehe Valeska FLOR: Zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Die Planung von Neu-Orten im rheinischen Braunkohlerevier. In: Berliner Blätter, H. 72 (2016), S. 153–162, hier S. 154–157.

dem Thema dieser erzwungenen Umsiedlungen auf verschiedenen Ebenen.⁷ Über die teilnehmende Beobachtung werden Veranstaltungen verschiedener Vereine und Gemeinschaften begleitet und dokumentiert. Dabei umfasst die Zeitspanne konkret letzte Veranstaltungen im alten Dorf bis zu ersten Veranstaltungen im neuen Wohnort und damit Formen von Abschied und Neubeginn, mit denen sich sowohl Trauer als auch Aufbruchsstimmung verbinden können.

Von der Umsiedlung Betroffene werden interviewt und die biografisch-narrativ angelegten Interviews mit der Filmkamera begleitet. So werden Lebensgeschichten festgehalten, die nicht selten von der Braunkohleförderung und der damit verbundenen Umsiedlung und dem Rückbau von Dorf und Landschaft geprägt worden sind und werden. Die nachfolgend eingefügten Passagen aus den geführten Interviews sollen dies verdeutlichen.

Weiteres Augenmerk legt das Projekt auf die Rolle materieller und immaterieller Zeugnisse der Alltagskultur, die in der Phase der Umsiedlung nicht zwingend vollständig verlorengehen, aber einem starken Wandlungsprozess unterworfen sein können. Sie können durch die Betroffenen völlig neu bewertet und kontextualisiert werden. In anderen Fällen wirken sie als wichtige Konstanten in als umwälzend empfundenen Prozessen.

Diese Prozesse lassen sich in Phasen gliedern. Die über viele Jahrzehnte andauernden Planungs- und Genehmigungsverfahren zum Betrieb der Tagebaue konfrontieren die Betroffenen in der Regel generationsübergreifend mit der Perspektive Umsiedlung. Spätestens mit der Genehmigung der Braunkohlepläne und schließlich mit der Erteilung des Umsiedlerstatus setzt die konkrete Auseinandersetzung mit der Frage und der Entscheidung „Gehen oder Bleiben“ ein. Dabei beinhaltet die Entscheidung zum Bleiben eine Haltung zu Widerstand oder auch zu aktivem Protest. Diese Entscheidungsprozesse verlaufen in den betroffenen Dörfern nicht gleichzeitig. Denn selbst mit der Entscheidung „Gehen“ sind umfassende, Jahre übergreifende Planungsschritte verbunden: die Suche nach einem neuen Zuhause oder der Neubau eines Wohnhauses auf einem Grundstück am neuen gemeinsamen Siedlungsort.

Während am neuen Siedlungsort – die Dörfer Keyenberg, Kuckum, Ober- und Unterwestrich sowie Berverath werden an einem zusammenhängenden Siedlungsstandort Erkelenz-Nord realisiert – zunächst Baukräne, Baustellen und Rohbauten das sich stetig verdichtende Ortsbild prägen, wandelt sich das alte Dorfbild: Die verlassenen Grundstücke verfallen.

7 Beispielhaft für ältere Forschungen seien hier genannt: Andrea WIRTH: Bewahrung lokalen Bewußtseins bei Umsiedlungsmaßnahmen im rheinischen Braunkohlenrevier. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 64/1 (1999), S. 157–173; Adelheid SCHRUTKA-RECHTENSTAMM (Hg.): Was bleibt, ist die Erinnerung. Volkskundliche Untersuchungen zu Dorfumsiedlungen im Braunkohlerevier (Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur, 1). Erkelenz 1994; Valeska FLOR: Über den Zwang gehen zu müssen. Die Umsiedlung Immerath-Lützerath-Pesch. In: Dörfer im Fokus. Skizzen über Veränderungsprozesse im ländlichen Raum (Alltag im Rheinland, Sonderheft). Bonn 2016, S. 12–22.



Abb. 2:

Über 4000 Menschen markierten am 21. Juni 1985 mit Fackeln die geplante Abbaugrenze des Braunkohletagebaus Frimmersdorf West-West. Quelle: Land- und Hausverkauf aber: „Man macht mit uns den Molli“. Foto aus: Die HS-Woche, 26.6.1985.

Bestehende Gemeinschaften, zu denen auch die Vereine gezählt werden können, bemühen sich um ein Fortbestehen. Andere lösen sich durch den Wegzug der Mitglieder auf. Gleichzeitig entstehen auch neue Gemeinschaften, die nach neuen kulturellen Ausdrucksformen suchen – so in der Protestbewegung.

Das Leben mit der Perspektive Umsiedlung

Der Bagger kommt: Mit dieser Perspektive leben die Menschen in Keyenberg und in den Nachbardörfern seit den 1980er Jahren, als die Planungen zum Tagebau Frimmersdorf West-West, heute Garzweiler II, bekannt wurden. In den Erinnerungen und Erzählungen findet eine Protestaktion häufige Erwähnung: eine Fackelkette im Sommer 1985, die von über 4000 Menschen aus den betroffenen Dörfern über eine Strecke von 33 Kilometern rund um das seinerzeit geplante Abbaugelände gebildet wurde. Die Erzählungen zu dieser Aktion spiegeln ein Gemeinschaftsgefühl wider, das sich durch den Eindruck, dass alle Anwohner*innen gemeinsam agieren, entwickelte. Die damals geäußerte Hoffnung, man könne gemeinsam und solidarisch den Braunkohletagebau verhindern, war groß:

„Wir haben ja so im Feld Richtung Holzweiler, Dackweiler Hof, haben wir mit Fackeln gestanden und protestiert. Wir haben damals viel unternommen, und dann kam eine Zeit, die war etwas ruhiger, dass es nicht mehr Thema Rheinbraun war. Und irgendwann war es dann wieder so, und trotzdem hat man es bis vor ein paar Jahren nicht geglaubt, dass es kommt, bin ich ehrlich drin“ (Anwohnerin aus Berverath; s. Abb. 2).

In Erkelenz-Immerath – hier sollte der Tagebau Garzweiler II seinen Anfang nehmen – hatte jedoch der Bergbaubetreiber früh mit dem Ankauf von Immobilien und Grundstücken begonnen, der insbesondere hier zu ersten Konflikten in der Gemeinschaft der Betroffenen geführt hatte. Der Erfolg, den die Anwohner*innen sich von ihren Protestaktionen erhofften, blieb aus, und die Aufmerksamkeit schwand, wie sich in den Ausführungen der Anwohnerin zeigt. Trotz der jahrelangen, unterschiedlich intensiven Beschäftigung mit dem Thema der Umsiedlung bleibt eine Art Fassungslosigkeit: Es erscheint unvorstellbar, dass der Bagger tatsächlich kommt. Dies zeigt sich

auch in weiteren Erinnerungen an die Wahrnehmung des heranrückenden Tagebaus. Hier sind vor allem individuelle und in den jeweiligen Dorfgemeinschaften geteilte Strategien zur Bildung zeitlicher und räumlicher Grenzmarker erkennbar. Gerade die zeitliche Distanz des Umsiedlungsvorhabens konnte hier anfängliche Sorgen nehmen:

„Der Nachbar, [...] der hat mal gesagt, hier wird es abgebaggert. So richtig in dem Dialekt, die baggern hier demnächst ab. Da habe ich gedacht, he, das kann doch gar nicht sein. Dann sind wir zu dem Nachbarn, der hinter uns wohnte Richtung Borschemich, [...] und sagten: Stelle dir vor, wir haben jetzt gehört, hier wird abgebaggert. Ich fragte, wann – ‚Oh, das kann noch dreißig Jahre dauern.‘ Und genauso war es. Da haben wir zum ersten Mal davon gehört. Wie wir das Haus gekauft haben, wussten wir noch nichts. Dann hätten wir das auch eventuell gar nicht gekauft. Weil, keiner konnte ja sagen, die baggern da oder da ab oder wann die überhaupt abbaggern“ (Anwohner aus Keyenberg-Neu).

Gleichzeitig zeigt sich in dieser Aussage, dass das Heranrücken des Tagebaus nicht kalkulierbar erschien und eventuell sogar die Entscheidung für den Wohnsitz Keyenberg negativ hätte beeinflussen können. Die geäußerten Zeiträume halfen, das drohende Schicksal der Umsiedlung und des Rückbaus von Haus und Dorf zu verdrängen:

„Ja, also es war schon ein Riesenthema, aber irgendwann kann man sich, man ist dann sofort drauf fixiert, sobald ein Artikel in der Zeitung oder im Radio kommt, haste spitze Ohren, weil man wissen will, wie geht es weiter. Aber irgendwie kann man sich nicht so intensiv damit beschäftigen, weil einen das plattmacht. Sie können nicht 38 Jahre auf so ein Thema [verwenden, J.S.], das geht nicht [...]. Ja, es war für meine Schwiegereltern ein sehr großes Thema, weil die auch gar nicht wussten, wohin denn. Für ältere Leute sowieso nicht, ja, und ich bin dann hingegangen und habe eigentlich dieses Thema einfach mal, man weiß es, aber man hat es an die Seite geschoben“ (Anwohnerin aus Keyenberg).

In anderen Fällen wurde die Umsiedlung zu einem Teil biografischer wie finanzieller Kalkulation:

„Mir war von Anfang an klar, dass wir da nicht wohnen bleiben konnten, weil wir diese RWE- und Rheinbraun-Problematik von Anfang an kannten und unter diesem Aspekt auch dahin gezogen sind. Da waren nämlich damals schon 50 000 Mark billiger als in Gladbach, was das Häuserbauen angeht. Das war damals nicht wenig Geld“ (Ehem. Anwohner aus Keyenberg).

Die günstige Verfügbarkeit von Baugrundstücken ließ diesen Anwohner ein Leben „auf Zeit“ in Keyenberg planen. Das anvisierte Zeitfenster ermöglichte das Aufwachsen der Kinder in Keyenberg – eine günstige Investition für ein Leben auf dem Land auf Zeit war gefunden. Diese Strategien wurden auch durch die Politik gestützt. So verfolgte die Stadt Erkelenz die weitere Ausweisung kleinerer Neubaugebiete, mit denen die Dörfer und die Infrastruktur weiterentwickelt wurden. Zu den räumlich wahrgenommen Grenzen zählte zunächst die A 44 und schließlich die Bundesautobahn 61:



Abb. 3: Das Nachbardorf Borschemich im braunkohlebedingten Rückbau. Foto: Anja Schmid-Engbrodt, April 2015.

„Ja, es ist, ja, sagte ich ja, es ist wirklich mein ganzes Leben, das Leben meiner Eltern, ja, meine Großeltern weiß ich nicht. Ich glaube, da war es noch nicht so präsent. Wir hatten halt auch immer hier das Gefühl, so, die gehen bis zu der 61, und die schützt uns. Irgendwie hatten wir das im Kopf, war immer so, wir haben immer gesagt, die kommen eh nicht nach Kuckum“ (Anwohnerin aus Kuckum).

Mit dieser Grenzvorstellung wurde der Tagebau als Lebensrealität selbst dann noch geleugnet, als das Nachbardorf Borschemich zwischen 2014 und 2016 verschwand (Abb. 3):

„Man glaubt nicht dran. Ich habe nur gedacht, wie Otzenrath weg war, habe ich gesagt, nein, bis Keyenberg, im Leben nicht. Das hat man noch gar nicht so wahrgenommen. Auch wie Borschemich dran war. Dann war das ja doch schon, man hat dann immer gesagt, man ist auch dahin gefahren, hat geguckt, wie das aussieht“ (Anwohner aus Keyenberg).

Im Juli 2020 wurde die Landstraße zwischen Wanlo und Jackerath, die den fortschreitenden Tagebau noch vom Dorf Keyenberg trennte und von der heute aktiven Protestbewegung als „rote Linie“ bezeichnet wurde, abgebaggert. Seitdem steht der Bagger (fast) vor der Haustür der letzten Bewohner im alten Dorf Keyenberg. Die letzten Grenzmarker sind verschwunden (Abb. 4).



Abb. 4: Die Landesstraße 277 zwischen Tagebaukante und dem Dorf Keyenberg im August 2020.
Foto: Anja Schmid-Engbrodt.

Gehen oder bleiben und protestieren?

Die Entscheidung zu gehen, abzuwarten oder zu bleiben zieht eine persönliche Positionierung in der Familie und der Gemeinschaft der Umsiedelnden nach sich. Dabei bildete das Bleiben in der Geschichte des Braunkohletagebaus bisher keine realistische Option. Die Einzelentscheidungen können zu innerfamiliären Kontroversen und zu Konflikten in der Gemeinschaft aller Betroffenen führen, die durch das Auswahlverfahren möglicher Grundstücke am neuen Ort noch verschärft werden können.⁸

Mit dem Umsiedlerstatus, den die hier betrachteten Dörfer am 1. Dezember 2016 erhielten, erfolgte der Startschuss für Notarverträge zur Übertragung von Ersatzgrundstücken zwischen den Umsiedler*innen und dem Bergbaubetreiber. Der Erläuterungsbericht zum Flächennutzungsplan der Stadt Erkelenz 2001 schildert eine Zerreißprobe für das dörfliche und nachbarschaftliche Sozialgefüge:

„Dem Ziel einer gemeinsamen Umsiedlung als Dorfgemeinschaftsaufgabe wirken sehr früh mit dem ersten Umsiedlungsschock einhergehende Panikreaktionen, soziale Isolation und Abkapselung, wuchernde Entschädigungsspekulationen und ein gestörtes Gemeinschaftsgefühl entgegen. Verunsicherung statt Sicherheit kann die Folge sein und die Verengung der Gesamtdiskussion auf die Entschädigungsfrage lässt wichtige Selbstbestimmungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten außer acht. Diese psychischen, sozialen und wirtschaftsstrukturellen Vorabwirkungen

⁸ Für begehrte Grundstücke kann es zu Mehrfach-Vormerkungen kommen.

können einen in gewissem Maße vermeidbaren Niedergang des Ortes forcieren [...], so dass die bis zum tatsächlichen Umsiedlungszeitpunkt durchaus noch gestaltungs- und lebenswerten Zeiträume nicht ausreichend genutzt werden.“⁹

Dies spiegelt sich ebenfalls in den Schilderungen der Anwohner*innen wider: Sobald die Umsiedlung beginnt, werden Kalkulationen vorgenommen, der eigene Besitz mit demjenigen anderer verglichen:

„Wenn es aber geht um das Umsiedeln, dann wird auf einmal gerechnet. Da wird auf einmal nachgerechnet: Wie viel Land hast du, wie viel Land hast du; ja, und auch die Frauen, mit denen ich mich seit 2005 regelmäßig getroffen habe, ich bin da rausgegangen, ja, weil man das gar nicht mehr ertragen kann. Ja, da wird dann nachgerechnet, was hast du und was kannst du, weil, das wird, man lebt, aber, wenn das dann anfängt, das wird dann einfach kaputtgemacht: ‚Guck mal da die Leute, die haben auf der Holzweiler Straße nur ein kleines Knusperhäuschen. Wie können die sich in Neu-Keyenberg so einen Riesenpalast leisten?‘ – Das geht mich doch gar nichts an! Ja, oder dann wird auf einmal angefangen zu rechnen, da kommt der wahre Charakter raus“ (Anwohnerin aus Keyenberg).

Soziale Beziehungen werden als anfällig für die Instrumentalisierung zum eigenen Vorteil erkannt. Gleichzeitig werden Kalkulationen des eigenen Vorteils sozialen Beziehungen untergeordnet, was zu Enttäuschungen führen kann. Nicht nur die Kalkulationen der Entschädigungssummen können als Anlass zum Konflikt gesehen werden, sondern auch der Zeitpunkt der Entscheidung. So ordnet dieser ehemalige Einwohner von Keyenberg seinen frühen Umzug selbstkritisch in Bezug auf die Dorfgemeinschaft ein:

„Anfang 2016 kam der Umsiedlungsstatus, und dann, ich gelte zwar in Keyenberg dann noch als einer derjenigen, der zuerst das Schiff verlassen hat, die Ratte, die das Schiff verlassen hat, als erster. Nein, so schlimm ist es nicht, aber haben ja einige sehr früh das Dorf auch verlassen, und das waren dann eigentlich auch, na ja, für Keyenberg Leute, die im Dorfgeschehen mittendrin waren, und da hat man schon das eine oder andere böse Blut gehabt“ (ehemaliger Anwohner aus Keyenberg).

Entscheidungen für eine frühe Umsiedlung sind nicht zuletzt biografische Entscheidungen. Dem zitierten Anwohner ist bewusst, wie sein frühes Umziehen in der Dorfgemeinschaft aufgenommen wurde. Gleichzeitig ermöglichte ihm der Umsiedlungsbescheid die Wohnsitzveränderung nicht nur in Stadtnähe, was er für das Alter ohnehin geplant hatte, sondern ebenfalls zu seinen Kindern und Enkelkindern. Somit zeigen sich hier die Umsiedlung und der Umsiedlungsbescheid als anvisierte Zäsur, mit der ein neuer Lebensabschnitt eingegangen wird.

Insbesondere für die älteren und alleinstehenden Dorfbewohner*innen stellt sich die Frage nach einer generellen Neuplanung des Lebensumfeldes, die durch die Umsiedlungsmaßnahmen nicht selten beschleunigt wurde bzw. lediglich zu einem nicht frei

⁹ Erläuterungsbericht zum Flächennutzungsplan, 2001 (siehe Anm. 1), S. 22.

gewählten Zeitpunkt erfolgt. Dies kann den Abschied von der Hofanlage und dem Wechsel in ein seniorengerechtes Wohnen bedeuten. Im Zuge dieser meist von den erwachsenen Kindern begleiteten Überlegungen kann die Entscheidung auch gegen den gemeinsamen Siedlungsort ausfallen, weil eine stadtnahe Infrastruktur mit guter medizinischer Versorgung und Nahversorgern bevorzugt oder das Leben auf der Baustelle als abschreckend empfunden wird:

„Und wir sind dann auch irgendwann darauf gekommen, dass das für unsere Mutter überhaupt keine Option sein kann, weil in ihrem Alter, und ich meine, wer plant solche Dörfer ohne eine, noch nicht mal ein Kiosk, noch nicht mal ein Büdchen, also es ist schon, also für ältere Leute ist das schon wirklich katastrophal, und deswegen sind wir jetzt auch heilfroh, dass sie da ist, wo sie ist“ (Tochter einer Umsiedlerin aus Keyenberg).

In anderen Fällen und in deutlichem Kontrast zu Betroffenen, die in der Umsiedlung eine Verbesserung des Wohnumfeldes und der Lebensqualität sehen, stehen Verlustwahrnehmungen. Diese können sich im Sinne eines Bruchs familiärer Traditionen und auf die Geschichte der Häuser und Höfe, die seit vielen Generationen in Familienbesitz sind, beziehen. Insbesondere zu den aktuell oder zumindest ehemals landwirtschaftlich genutzten Höfen gehören große Nutzgärten, die es im neuen Siedlungsort nicht mehr gibt und die man nicht aufzugeben bereit ist oder die man doch möglichst lange nutzen will. Oft sind es diese Überlegungen, die zu einem Verharren im Dorf führen und auch in den Widerstand gegen die Umsiedlung münden können. Das frühe Umsiedeln anderer Betroffener wird vor dem Hintergrund der eigenen Haltung aber durchaus differenziert und auch als Verlust des bestehenden Sozialgefüges gesehen:

„Dann haben viele Leute haben dann Hals über Kopf alles verkauft und gesagt, es hat keinen Sinn mehr, und das fand ich ein bisschen schade. Weil, für mich ist das Dorf ja auch, ich meine, die Leute sagen ja immer, das Dorf sind die Menschen, das ist das Dorf. Eigentlich ist das ja für mich genauso, und ich wollte die Menschen noch dazu bewegen: Mensch, bleibt doch hier, verkauft doch nicht so schnell!“ (Anwohner aus Keyenberg).

Die Frage des Gehens oder Bleibens wird kontrovers diskutiert und zieht fast immer eine Positionierung für die eine oder andere Seite mit sich, die gleichzeitig Unverständnis für die andere Seite evoziert. Dies zeigt sich in folgender Aussage einer Anwohnerin, die sich bewusst zum Bleiben entschlossen hat und darin ein großes Handlungspotential im Sinne der Wahrnehmung von Optionen erkennt:

„Es gibt dann Streit, also die sind dann wirklich, viele sagen ja einfach, wir haben ja nicht die Wahl, aber wir haben ja gerade wohl schon eine Wahl. Man könnte ja sagen, okay, ich verkaufe jetzt gerade nicht, und ich warte erst mal ab. Also hat man ja gerade eine Wahl. Vor zwei Jahren hatte man keine Wahl. Gut, die das da gemacht haben, hatten diese Wahl nicht. Aber jetzt gerade hat man ja eine Wahl“ (Anwohnerin aus Kuckum).

Die Anwohnerin erkennt ihre Entscheidung zu bleiben als deutliche Positionierung im Protest. Diese Positionierungen seien nachfolgend näher ausgeführt.

Die Entscheidung zu bleiben und für den Protest

Vor dem Hintergrund der aktuellen klimapolitischen Debatten haben Unrechtsempfindungen zu einer neugestalteten Protestbewegung geführt. Die Proteste im Hambacher Forst und die damit errungenen Erfolge, die zum Förderstopp im Tagebau Hambach geführt haben, wirken dabei wie ein Katalysator. Das Umsiedeln erscheint in den Kreisen derjenigen, die sich zum Bleiben entschieden haben, nicht mehr alternativlos:

„So, und seit, ich sage mal so, seit dem Hambach letztes Jahr [2018, Anm. J.S.] steht eigentlich für mich fest, ich kämpfe erst mal dafür, ob ich das nicht schaffen kann hierzubleiben und habe gerade nicht die Option. Ich will da eigentlich gar nicht hin. Also zumindestens im Moment nicht. Nur es ist natürlich unheimlich schwierig, was ist, wenn ich es nicht schaffe? Also muss ich mir ja irgendwie offenhalten, mit an den neuen Ort zu gehen“ (Anwohnerin aus Kuckum).

Die aktiv Gestaltenden in der Protestbewegung stammen vor allem aus den betroffenen Dörfern und aus den Dörfern und Städten am zukünftigen Tagebaurand und bilden neue Gemeinschaften. Zahlreiche Gruppierungen aus der Klimaschutzbewegung erklären sich mit ihnen solidarisch.

Das Bleiben im alten Ort vollzieht sich vor dem Hintergrund eines sich wandelnden Dorfbildes und wird zum „sterbenden Dorf“: Es wird still, da am Wochenende nicht mehr am Haus und im Garten gearbeitet wird. Die Kinderstimmen fehlen, weil erst der Kindergarten und nun auch die Grundschule geschlossen wird. Für die Letzten im Dorf wird diese Stille zur Belastung.

In den verlassenen Häusern werden Jalousien zur Hälfte heruntergelassen, Gardinen verbleiben vor den Fenstern, in denen nicht selten Kunstblumen stehen. Einbrüche nehmen trotzdem zu. Die Türen der leerstehenden Häuser werden aufgehebelt, und in den Häusern wird nach verbliebenen Wertgegenständen gesucht. Nicht selten richtet sich die Begierde auf Kupferrohre, die noch in den Wänden liegen, und andere Metallgegenstände wie Heizkörper. Es wächst die Sorge, dass eines Nachts die Tür mit der eines noch bewohnten Hauses verwechselt werden könnte.

Vor den Häusern der Umsiedler*innen stehen Container, die sich mit aufgegebenen Gegenständen aus dem Ausräumen während oder nach dem Auszug füllen. Zugeklebte Briefschlitze, abmontierte Hausnummern und Klingelknöpfe verweisen auf den sich ausbreitenden Leerstand in den Dörfern. Insbesondere die Container – von verschiedenen Betroffenen als „Särge der Häuser“ bezeichnet – werden zu Markern der Umsiedlung (Abb. 5).

Als eine der besonders einschneidenden tagesbaubedingten Maßnahmen wird von den Bewohner*innen der Dörfer die massive Absenkung des Grundwasserspiegels durch Sumpfpumpen geschildert. Die in geringem Abstand gesetzten Pumpen



Abb. 5: „Särge der Häuser“: Container stehen für das Ausräumen der Häuser bereit. Foto: Anja Schmid-Engbrodt, April 2020.

prägen die Landschaft im Übergang von einer ländlich geprägten Region zur Bergbaulandschaft bis hin zur rekultivierten Folgelandschaft. Bedrohlich wirken auf die Bewohner*innen die über Nacht betriebenen großen Baustellen zum Setzen der Pumpen und die hörbaren Pumpgeräusche.

Die Gräber der noch im Dorf wohnenden Familien verlieren sich zwischen den Mulch-Aufschüttungen umgebetteter Bestattungen. Das Keyenberger Friedhofstor ist samt den dazugehörigen gemauerten Pfeilern bereits im Frühjahr 2020 auf den neuen Friedhof umgezogen. Dort steht auch schon das Hochkreuz vom alten Friedhof in Kuckum.

Diesen Umsiedlungsmarkern, die gleichzeitig auf den Verfall des Dorfes verweisen, setzen die Bewohner*innen aus der Protestbewegung vermehrt deutliche Zeichen entgegen. Zuletzt waren über Nacht die Pfeiler des Eingangs zu Friedhof symbolisch wieder aufgemauert worden. Hierin zeigt sich nicht nur der Wunsch nach dem Erhalt des Dorfes, sondern es wird eine Wiederaneignung vorgenommen. Die Botschaft ist deutlich: Die Anwohner*innen lassen sich ihr Dorf nicht nehmen und möchten sich weiterhin wohlfühlen. Hinzu kommen Energie-Projekte mit dem Ziel, das alte Dorf von der Energieversorgung durch die Kohleverstromung unabhängig zu machen. Drei Familien haben sich entschieden, mittels neu angeschaffter Photovoltaik-Anlagen auf den Dächern ihrer Häuser und Hofanlagen ihren Strom selbst zu produzieren.

Eine „Rentnersitzgruppe“ vor einer der noch bewohnten Hofanlagen in Keyenberg lädt die älteren Anwohner*innen im Dorf zum gemeinsamen Plausch ein. Die Gar-



Abb. 6: „Rentnersitzgruppe“ an der Borschemicher Straße in Keyenberg (alt). Foto: Anja Schmid-Engbrodt, Juli 2020.

tenmöbel stammen aus den Hausauflösungen verschiedener Nachbarn. Entstanden ist ein sozialer nachmittäglicher Treffpunkt, der an die alte Tradition im Dorf, nach Feierabend Sitzbänke an die Straße zu stellen und den öffentlichen Straßenraum als sozialen Kommunikationsraum zu nutzen, anknüpft (Abb. 6).¹⁰

Neben die Marker des Verfalls setzen Aktivist*innen und Sympathisant*innen von „Alle Dörfer Bleiben“, „Kirche(n) im Dorf lassen“ und „Menschenrecht vor Bergrecht“ Zeichen des Protestes. Gelbe Andreaskreuze in Fenstern, an und in Bäumen, an Gartenzäunen stehen für „Alle Dörfer bleiben“. Ein Aufsteller mit Unterstützernamen steht auf der Solidaritätswiese von „Menschenrecht vor Bergrecht“ gegenüber dem „Protest-Maibaum“ der Protestaktion „Menschenkette mit Maß“ am 8. Mai 2020. Die genannten Gruppierungen setzen sich mit ihrer jeweils speziellen Fokussierung für den Erhalt der letzten vom Tagebau bedrohten Dörfer ein. Innerhalb der letzten zwei Jahre lässt sich hier eine deutliche Differenzierung und auch Professionalisierung der Protestgruppen erkennen, die in einer Netzwerkstruktur verbunden sind. Mit der gelben Signalfarbe und dem dazugehörigen Kreuz machen sie den Protest sichtbar und damit auch medienwirksam kommunizierbar. Der Protest gegen den Abbau der Dörfer hat einen deutlich gemeinschaftsstiftenden Charakter und ermöglicht die Sichtbarkeit über Bundeslandgrenzen hinweg.

¹⁰ Von der Tradition des feierabendlichen Austauschs auf den Sitzbänken vor den Höfen berichtete ein über 80-jähriger Dorfbewohner aus Keyenberg.

Gehen: Verlust und Neubeginn

Die Entscheidung zu gehen ist eng verwoben mit den Lebensperspektiven und ökonomischen Kalkulationen. Für die Wahl eines konkreten Bauplatzes bzw. der Grundstücksgröße sind Faktoren am alten Wohnort entscheidend. Sie beinhalten nicht allein die vom Bergbaubetreiber gezahlte Entschädigung, sondern auch die ursprüngliche Grundstücksgröße, insbesondere die Breite des alten Grundstücks, die je nach Nutzung unterschiedlich bewertet wird.¹¹ Ein Flächenausgleich 1:1 oder frei wählbare Grundstücksbreiten stehen den Betroffenen nicht zur Verfügung. Translozierungen von Gebäuden stehen den Umsiedler*innen ebenfalls nicht zur Wahl. Diese beschränken sich in der Regel auf die Mitnahme von Teilen des Kircheninventars, Wegekreuzen oder Grabsteinen, in Einzelfällen auch auf kleine Kapellen.

Auch das Inventar des alten Zuhauses wird einer Prüfung unterzogen. Was geht mit, was findet seinen Platz im Container? Diese Abwägungsprozesse können Stress erzeugen, weil sie nicht freiwillig erfolgen und weil das neue Zuhause in vielen Fällen mit einer räumlichen Verkleinerung verbunden ist:

„Das einzige, wo ich so ein bisschen denke, hoffentlich schaffste das, weil hier, das ist ja alles gewachsen. Der Hof, die Räume, ich habe immer neue Ideen mit dem, was da ist, irgendwas anderes zu machen, und weil ich ja viele Sachen nicht mitnehmen kann. Und da sich wieder wohlfühlen mit dem, was da ist. Aber ich denke, ich werde mir da mal eine Liste machen“ (Anwohnerin aus Berverath).

Gewachsene Strukturen müssen aufgebrochen werden – der Organisationsaufwand ist immens. Die Anwohnerin steht ehrfürchtig vor der Entscheidung, was sie mitnehmen soll und was nicht, eine Entscheidung, die kaum zu fällen ist. Eine Liste soll zur Strukturierung verhelfen, allerdings kann diese nicht die emotionale Aufgabe der Auswahl übernehmen.

Das eigentliche Aussortieren des alten Zuhauses findet in der Regel nach dem Umzug statt – sei es durch Familienmitglieder, sei es durch Beauftragung eines Räumungsunternehmens. Durch Familienmitglieder vorgenommen, stellt die Auswahl eine sehr private und persönliche Angelegenheit dar. Sie bringt vergessene Gegenstände zum Vorschein und zwingt zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit bei gleichzeitiger Gewissheit, dass eine Zukunft in dem Haus nicht möglich ist. Eine Familie hat uns in diesen sehr persönlichen und emotionalen Vorgang Einblick gewährt – wir durften sie bei dieser Tätigkeit begleiten.

Die beiden Söhne, Schwiegertochter und Schwiegersohn haben das Aussortieren mit ihrem über achtzigjährigen Vater durchgeführt. Den glänzenden Drehklopfer, der ehemals straßenseitig am Hoftor befestigt und zuletzt in dekorativer Funktion im Innenhof befestigt war, hatte bereits der ältere Sohn gesichert. Während der Räumung im Familienkreis nahmen sich die Beteiligten Zeit, die verbliebenen Objekte zu

¹¹ Schreiben der RWE Power AG, 11.2.2016. Die Grundstücksvergabe ist in der sogenannten Revierweiten Regelung geregelt.



Abb. 7: Wiederentdeckung im Rahmen der Hausentrümpelung: eine Wandpendeluhr aus dem 19. Jahrhundert. Foto: Anja Schmid-Engbrodt, Oktober 2019.

prüfen. Einiges ging an diesem Tag in den Besitz des jüngeren Sohnes über. Vor allem in den Nebengebäuden und auf dem Dachboden des Wohnhauses wurden ältere Gegenstände regelrecht „neu entdeckt“. Dazu gehörte die Karklapper, die der jüngere Sohn spontan mit Kindheitserinnerungen verband, oder das Fahrrad, das er aus dem Container an der Tischlerei Boss in Borschemich gezogen hatte (Abb. 7). Hier hatte er seine Ausbildung zum Tischler absolviert. Die gefundenen Gegenstände fungieren hier nicht nur als Erinnerungsträger, sondern ebenfalls als zeitlich-biografische Marker: Der Sohn kann anhand der Ankunft des Gegenstands im Haus eine zeitliche Einordnung vornehmen und in der eigenen Biografie positionieren.

Eine Wand-Pendeluhr wurde in einer alten Holztruhe gefunden, die im Nebengebäude als Unterkonstruktion für eine Arbeitsfläche gedient hatte. Der Vater konnte sich noch erinnern, dass die Uhr im Zimmer seiner Mutter gehangen hatte; er hatte sie jedoch seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen und auch vergessen. Gegenstände, die vielleicht selbst in Vergessenheit geraten sind, sind gleichzeitig Träger von Erinnerungen. Das Ausmisten des eigenen Hauses ermöglicht den Kontakt mit der Vergangenheit durch Gegenstände. Gewissermaßen bietet das Ausräumen des Hauses eine Auseinandersetzung mit dem Leben, das die Anwohner*innen in dem Haus verbracht haben. Trauer und Verlust kann hierbei im besten Fall verarbeitet, zumindest jedoch durch die Erinnerungsträger erfahren und ausgehandelt werden.



Abb. 8: Der erste Kiosk am neuen Ort. Foto: Anja Schmid-Engbrodt, Mai 2020.

Der Anforderung, sich mit dem über Jahrzehnte Angesammelten auseinanderzusetzen, stellt sich nicht jeder. Ein beauftragtes Räumungsunternehmen füllt den Container ohne Differenzierung des Vorgefundenen.

Am Umsiedlungsort wachsen gleichzeitig auf einer großen parzellierten Fläche neue Eigenheime empor. Moderne freistehende Häuser entstehen, Grundstücke werden eingezäunt, Gärten angelegt. Nichts unterscheidet bisher das neue Dorf von einer großen Stadtrand-Neubausiedlung. Bis zur Fertigstellung der neuen für alle Dörfer errichteten Kirche und anderen Gemeinschaftseinrichtungen finden Feste und Versammlungen der Vereine sowie Gottesdienste in einem provisorischen Zelt mit Toilettenanlagen auf grüner Wiese statt. Das bisher für gemeinschaftliches Leben Geschaffene – dazu zählt auch der Kuckumer Marktplatz – wirkt unbelebt. Doch lassen sich erste Aneignungsprozesse erkennen: Kinder haben auf freien Baugrundstücken aus den Materialresten von Baustellen kleine Kioske gebaut, in denen sie selbstgewählte Kleinigkeiten zu selbstgewählten Preisen und Zeiten verkaufen (Abb. 8).

Der Blick zurück auf das alte Dorf, das alte Zuhause offenbart auch die Konfliktlinie, die sich zwischen Umsiedler*innen und den zum Bleiben Entschlossenen auf-tut. Denn das Leben mit der Perspektive Umsiedlung, die Umsiedlung als Lebensgeschichte wird mit den formulierten Forderungen zum Erhalt des Dorfes in Frage gestellt. Damit verbindet sich für einige der bereits Umgesiedelten die Forderung, nun solle das Dorf und das ehemalige Eigenheim auch konsequenterweise weichen, sei doch das alte Haus nach längeren Zeiten des Leerstandes kaum oder nicht mehr bewohnbar.

Resümee

Je länger die Abwägungsprozesse zum Gehen oder Bleiben dauern, desto stärker wirkt der mit den ersten Umsiedlungen einhergehende Prozess des Wandels im alten Dorf auf die Betroffenen ein. Mit dem Ausräumen der Häuser beginnt die eigentliche und endgültige Auflösung des Dorfes als Sozial- und Wirtschaftseinheit. Bestehende Nachbarschaftsgefüge werden aufgebrochen, und auch das Vereinsleben unterliegt einem Wandel, denn nicht alle Dorfbewohner*innen ziehen trotz der Bemühungen um eine sozialverträgliche und geschlossene Umsiedlung an den neuen Ort.

Zunehmend stehen sich die „Dorfgemeinschaften“ im alten und im neuen Dorf im Ringen um das Gehen und das Bleiben konfrontativ gegenüber.¹² Dies zeigt sich verstärkt in einer Phase, in der das alte Dorf mit seinen Häusern, Gärten, Straßen und Plätzen noch als Erinnerungsmarker dient und das neue Dorf wenig Identitätsstiftendes bieten kann und somit ein Neubeheimatungsprozess erschwert wird. Die hier dargelegten Prozesse wirken in Gemeinschaften von Vereinen und Familien und verändern den persönlichen Lebensweg nachhaltig.

Die persönliche Auseinandersetzung mit den kulturellen Zeugnissen der Region, des Dorfes oder des persönlichen Lebensweges wird in den Phasen der Planungen und Umsiedlung nicht selten von akuten ökonomischen Fragen überlagert. Doch einschneidende Phasen im Abschied vom alten Dorf stehen den Keyenberger*innen und den Bewohner*innen aus den Nachbardörfern noch bevor: Die Entweihung der Kirche und der vollzogene Rückbau des Dorfes, den man Jahre oder Jahrzehnte zuvor im Nachbardorf verfolgt hat und in Bezug auf die eigene Biografie nicht in seinen Konsequenzen wahrgenommen hatte.

Anja Schmid-Engbrodt und Judith Schmidt, Bonn
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/09>

12 Verschiedene Pressebeiträge widmen sich auch dem Thema der „Spaltung des Dorfes“: Keyenberg, ein Dorf der Gegensätze. In: Aachener Nachrichten, Lokales, Heinsberg, 22.11.2019; Ihr letztes Gefecht – wie fünf Dörfer gegen die Braunkohlebagger kämpfen. In: Stern, 17.02.2020, <https://www.stern.de/p/plus/politik-wirtschaft/ihr-letztes-gefecht---wie-fuenf-doefer-gegen-die-braunkohlebagger-kaempfen-9132096.html>.

Das Kulturanthropologische Institut Oldenburger Münsterland

Anders als in Nordrhein-Westfalen mit seinen Landschaftsverbänden gibt es in Niedersachsen keine Forschungsstelle, die sich landesweit der Volkskunde bzw. der Alltagskultur widmet. Dass hier Forschungsbedarf besteht, ist jedoch zumindest im Oldenburger Münsterland erkannt worden. Das Oldenburger Münsterland bzw. Südoldenburg, d.h. das Gebiet der Landkreise Cloppenburg und Vechta, ist historisch ein Teil des Niederstifts Münster; zwischen 1815 und 1946 war es Teil des Landes Oldenburg. Gegenwärtig gehören rund 55 Prozent der Einwohner des Landkreises Cloppenburg und rund 60 Prozent der Einwohner des Kreises Vechta der katholischen Kirche an.

Nach geographischen Kriterien wie der Einwohnerdichte, hoher Anteile land- und forstwirtschaftlicher Flächen oder der Entfernung von großen Zentren ist Südoldenburg ein sehr ländliches Gebiet.¹ Anhaltend stark ist die Stellung der Landwirtschaft. Die Agrarwirtschaft ist durch die Veredelung, besonders durch die Schweine- und Geflügelmast, an Standorten mit ertragreichen Böden auch durch den Obst- und Gemüseanbau zu großer Intensität gelangt. Rund um die Landwirtschaft hat sich eine sehr dichte vor- und nachgelagerte Industrie entwickelt. Die Wirtschaft der Region wächst seit den 1960er Jahren kontinuierlich, und dies wirkt sich nicht zuletzt auf die Bevölkerungszahlen aus: Im Gegensatz zu den meisten anderen ländlichen Gebieten verlieren die Orte des Oldenburger Münsterlandes keine Einwohner, sondern gewinnen neue hinzu. Zur Wirklichkeit der Region gehört freilich auch, dass sie bisweilen zwiespältig wahrgenommen wird; im Vordergrund steht hier vor allem die Intensivtierhaltung.

Hinter den Stereotypen gerät die kulturelle Vielfalt des Südoldenburger Raumes leicht aus dem Blick. Das Kulturanthropologische Institut Oldenburger Münsterland übernimmt die Aufgabe, das alltagskulturelle Wissen über die Region zu erweitern. Es ermöglicht eine institutionell abgesicherte kulturwissenschaftliche Forschung und damit die Möglichkeit, über die Laufzeit eines Projektes hinaus kulturelle Entwicklungen zu verfolgen. Durch seine Forschungs- und Dokumentationsarbeit wird das Institut nicht zuletzt in der Lage sein, für die Zukunft relevante Auskünfte zum Leben und Arbeiten in der Region zu geben. Seine Forschungsergebnisse will das Institut durch Vorträge, Aufsätze, Monographien, Tagungen und Ausstellungen an die Öffentlichkeit bringen.

Die Geschichte des Instituts setzt im Oktober 2018 ein, als die Landkreise Cloppenburg und Vechta gemeinsam mit dem Museumsdorf Cloppenburg und der Universität Vechta das Institut für Kulturanthropologie des Oldenburger Münsterlandes e. V. gründeten. Die für den Institutsbetrieb nötigen Mittel werden durch die Landkreise

¹ Zu den Kriterien des ländlichen Raumes s. zuletzt Werner BÄTZING: Das Landleben. Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform. München 2020, S. 16–21, mit weiteren Hinweisen.

Cloppenburg und Vechta aufgewendet. Bundesweit ist es eine Besonderheit, dass zwei Landkreise ein kulturwissenschaftliches Forschungsinstitut fördern.

Mit der Einstellung der Geschäftsführerin Prof. Dr. Christine Aka zum Mai 2019 nahm das Institut seine Tätigkeit auf. Es ist in unmittelbarer Nachbarschaft des Museumsdorfs Cloppenburg angesiedelt und profitiert auch von seiner Infrastruktur. Der Universität Vechta ist die Einrichtung als An-Institut verbunden.

Von seinem Zuschnitt her gehört das Institut zu den kleineren einschlägigen Landesstellen. Neben der Geschäftsführerin sind ein wissenschaftlicher Mitarbeiter und eine wissenschaftliche Volontärin in der Einrichtung beschäftigt. Im Rahmen des Projektes „Missionarinnen global lokal – Netzwerke im katholischen Milieu“ wurde zum September 2020 ein weiteres Volontariat ausgeschrieben. Als Beispiele für die Arbeit des Instituts seien hier drei aktuell verfolgte Projekte vorgestellt.²

Missionarinnen global lokal – Netzwerke im katholischen Milieu (Christine Aka)

Innerhalb der katholischen Kirche haben durch Missionare und Missionarinnen fundierte Formen global existierender Netzwerkstrukturen eine lange Tradition und sind zumeist positiv besetzt. Sie haben dabei vielfältige, nicht nur innerkirchliche Auswirkungen auf interkulturelle Beziehungen und auf das Wissen über die Welt. Ihre Bedeutung wurde bisher aber weder in der Kulturanthropologie noch in den weiterhin betriebenen und sich neu justierenden Missionswissenschaften untersucht. Der biblische Aussendungsauftrag und das christliche Ideal der Caritas führten im Kontext von Imperialismus, Kolonialismus und der Entstehung des katholischen Milieus vor allem im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zu einer extremen Begeisterung für den Missionarsberuf.

In den Niederlanden wurden in den 1980er bis 2000er Jahren fast 7000 Missionare und Missionarinnen interviewt. In Deutschland wurde dergleichen versäumt. Die Rekonstruktion der bis heute eng verknüpften Netzwerke kann somit nur noch durch eine kulturwissenschaftliche Kombination vieler verstreuter Quellen erfolgen. Sie erfordert einen guten Zugang zum Feld in katholischen Lebenswelten.³

Das hier vorgestellte Projekt fragt konkret nach Mustern von „Beziehungsarbeit“ zwischen Akteuren in der „Mission“ und ihrer Heimat. Ein Schwerpunkt liegt auf den etwa 350 zwischen 1900 und 1970 aus dem Oldenburger Münsterland ausgereisten Missionarinnen, deren Namen bisher durch die Auswertung von Ortschroniken gefunden werden konnten. Im Gegensatz zum männlichen Klerus wurden sie niemals systematisch erfasst. Anhand schriftlicher Quellen, vor allem Briefwechseln, aber auch Reise- und Tätigkeitsberichten in der lokalen Presse und, soweit noch möglich, durch

² Weitere Informationen zum Institut gibt die Internetseite kai-om.de.

³ Christine EGGER: *Transnationale Biographien. Die Missionsbenediktiner von St. Ottilien in Tansania 1922–1965*. Köln, Weimar, Wien 2016.

Interviews, soll untersucht werden, welches Wissen über die fremde Welt vermittelt und auch interpretiert wurde, welche Bedeutung gerade Missionarinnen im Bereich der „Carework“ und damit in einem weiten Bereich der „Entwicklungshilfe“ spielten und wie sie ihr Leben immer auch in den Dienst des Spendensammelns stellten.

Männliche Missionare, zumeist in priesterlicher Funktion, sollen in den Fällen berücksichtigt werden, in denen sie z. B. eine Rolle beim Phänomen der sogenannten Kettenberufungen spielten. Auch waren es meistens Männer, die Kontakte zu Großspendern nutzten, um Projekte zu realisieren, in denen die Nonnen zumeist die realen karitativen oder lehrenden Tätigkeiten übernahmen.

Missionsschulen waren nicht selten der Ausgangspunkt für die Herausbildung lokaler Eliten. Die dort Ausgebildeten wurden in die sich vergrößernden Netzwerke eingebunden. Schon in den 1920er Jahren entwickelte sich der Aufbau der Berufs- und Erwachsenenbildung zum Schwerpunkt missionarischen Schulwesens und damit zu einer Grundlage für den Beginn eines Prozesses, der sich von der reinen Bekehrungs- und Zivilisierungsabsicht löste und Vorformen christlicher Entwicklungszusammenarbeit hervorbrachte, die bis heute fortbestehen. Die Mädchenausbildung und auch die Krankenpflege lagen dabei gänzlich in den Händen der Missionarinnen.

Interlokale globale Kommunikationsbeziehungen und implementierte Wissensvermittlung über das je andere folgen somit noch heute den seit damals gewachsenen und wenig beachteten Strukturen. Noch heute werden Container gepackt, reisen Jugendgruppen nach Afrika, gehen Großnichten und -neffen als Missionare auf Zeit zu den Wirkungsstätten ihrer Verwandten. Ob Malawi-Kreis, Indien-Hilfe, Togo-Verein oder Brasilienunterstützerclub – in christlichen Kirchengemeinden findet man noch immer viele Aktive, die Projekte in der sogenannten Mission, z. B. die Tätigkeit einer heute meist hochbetagten Nonne aus der Heimatgemeinde, finanzieren.

Spuren der vielen Tanten, Cousinen, Geschwister oder Nachbarinnen reichen in die ganze Welt, von Südamerika und Afrika nach Japan und in den pazifischen Raum, aber auch in die USA, nach Kanada, nach Dänemark oder Island.

MissionarInnen waren niemals isoliert; sie standen in Austauschbeziehungen zu ihrem Orden, zu ihren Heimatgemeinden und zu ihren Unterstützern. Ansätze, Ideen und Handlungspraktiken wurden somit transnational und trotz regionaler Schwerpunkte global verhandelt, auch wenn die Kommunikation zäh und langwierig war, über Fischerboote zu Dampfschiffen, über Eisenbahnen und Postkutschen. Angesichts der Hindernisse, die überwunden wurden, nimmt es nicht wunder, dass heute tätige Missionarinnen noch mit über achtzig Jahren beispielsweise die Handhabung von Skype und WhatsApp beherrschen.

Ein Resultat der skalierenden Vernetzungen ist nicht zuletzt auch darin zu sehen, dass heute aus den erst vor wenigen Generationen christianisierten Weltregionen der geistliche Nachwuchs rekrutiert wird, der die katholische Kirche als Dienstleistungsbetrieb auch im westlichen Europa weiter funktionieren lässt. Pfarrer aus Indien oder aus Nigeria unterstützen heute ihre Kollegen auch im Oldenburger Münsterland und

knüpfen dabei ganz selbstverständlich neue Unterstützernetze für Projekte in ihrer Heimat. Auch dies wird in dem Projekt im Blick behalten.

Strukturwandel und bäuerliches Selbstverständnis – Landwirtschaft im Oldenburger Münsterland (Thomas Schürmann)

Das Oldenburger Münsterland gehört zu den intensivsten Agrarregionen Europas. Einen ersten Hinweis hierauf geben die Schlachtzahlen: Rund 20 Prozent der in der Bundesrepublik Deutschland geschlachteten Schweine, 12 Prozent der Hähnchen und 15 Prozent der Puten verließen 2019 Schlachthöfe in den Landkreisen Cloppenburg und Vechta. Die Veredelungswirtschaft ermöglichte es, dass in einer Region mit meist ertragsarmen Böden eine hochproduktive Landwirtschaft entstand und sich um sie ein stark verdichtetes vor- und nachgelagertes Gewerbe entwickelte.

Seit Jahrzehnten steht die Landwirtschaft jedoch unter wachsendem Druck. Aufgrund strengerer Umweltauflagen wird es schwieriger, den durch die Tierhaltung anfallenden Wirtschaftsdünger auszubringen. In der Gesellschaft sehen sich die Landwirte einem wachsenden Unverständnis ausgesetzt. Auch der finanzielle Druck auf die Betriebe erhöht sich: Die Pachtzinsen für landwirtschaftliche Flächen haben mit bis um 1500 Euro pro Hektar Höhen erreicht, die viele Betriebe an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit bringen. Die meisten Höfe sind jedoch mit geringen Flächen ausgestattet und darauf angewiesen, Land hinzuzupachten.

Die Zukunft vieler Höfe ist ungewiss. Innerhalb der Bundesrepublik gilt die Hofnachfolge bei nur 30 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe als gesichert. Auch in Süldenburg stehen viele Höfe spätestens mit dem Generationenwechsel vor der Betriebseinstellung.

Das Projekt untersucht auf der Grundlage erzählender Interviews, wie sich die Betroffenen, d. h. die Landwirte und Landwirtinnen, in dieser Situation verhalten, wie sie ihre Aussichten einschätzen und welche Strategien sie entwickeln. Auch das Verhältnis zur Tradition ist von Bedeutung: Welche Rolle spielt das Hofdenken, nach dem die persönlichen Belange weitgehend dem Weiterbestehen des Betriebes untergeordnet werden, und welche Rolle spielt der Gedanke der Freiheit des selbständigen Landwirts? Sind sie eine mentale Stütze, oder sind sie eher ein Ansporn zur Selbstaussbeutung? Werden hergebrachte Formen des Erbrechts, die den Hofnachfolger deutlich privilegieren, weiterhin weitgehend fraglos hingenommen? Wie haben sich der Alltag und das Berufsbild der Landwirte verändert? Über die Ebene der Betriebe hinaus fragt das Projekt, wie Dörfer sich entwickeln, in denen oft nur noch wenige landwirtschaftliche Betriebe aktiv sind, und welche Rolle die Landwirte, die jahrhundertlang die tonangebende Bevölkerungsgruppe waren, in den Gemeinden spielen. Diese Fragen sind über den Agrarsektor hinaus von Bedeutung, denn mit der Landwirtschaft ändert sich der Charakter des gesamten ländlichen Raumes.

Abtanzball, Einmehlen und Schachtelkranz – Jugendkultur im Oldenburger Münsterland (Malaika Winzheim)

Begünstigt durch eine der höchsten Geburtenraten ist das Oldenburger Münsterland eine der jüngsten Regionen in Deutschland. Ein breites Angebot an kulturellen Angeboten und eine blühende Vereinsdichte tragen ebenfalls dazu bei, dass sich junge Menschen hier wohlfühlen. Dieser Umstand und die Tatsache, dass sich hier eine der wirtschaftlich stärksten Regionen der Bundesrepublik befindet, erklärt den enormen Anstieg der Einwohnerzahlen der letzten dreißig Jahre.⁴ Grund genug für das Institut, die regionale Jugendkultur mit ihren Ausprägungen und die gesellschaftlichen und vor allem die nachbarschaftlichen Strukturen genauer ins Visier zu nehmen. Im Rahmen des wissenschaftlichen Volontariats sind eine Sonderausstellung, die im Museumsdorf Cloppenburg zu sehen sein wird, und eine Publikation geplant, welche einen Ausschnitt der regionaltypischen Jugendkultur zeigen werden.

Grundlage der Forschung bilden Interviews mit jungen Menschen aus beiden Landkreisen. Auch private Fotografien werden hinzugezogen. Geplant waren zunächst auch teilnehmende Beobachtungen, bei denen eigenes Bildmaterial generiert werden sollte, jedoch machten die Corona-Pandemie und die damit einhergehenden Einschränkungen dieses Vorhaben bis jetzt nur sehr eingeschränkt möglich. Auswirkungen hatte dies auch auf die Interviewführung: Ein Teil der Interviews wurde über Skype geführt. Dies war jedoch kein Hindernis, weder für die Forscherin noch für die Interviewten, die mit großer Begeisterung von ihrem Leben als Jugendliche und junge Erwachsene in der Region erzählen. Durch diese akteurszentrierte Herangehensweise wird ein möglichst aktuelles und umfangreiches Bild der Alltagswelten junger Menschen im Oldenburger Münsterland erfasst. Das Projekt untersucht die Kennzeichen der dortigen Jugendkultur und berücksichtigt dabei besonders die Funktionen von Cliques, Vereinen, Nachbarschaften und anderen sozialen Verbänden.

Die Interviews beschränken sich auf Personen im Alter von 14 bis 30 Jahren. Dies ergibt sich aus folgenden Faktoren: Mit 14 Jahren begehen viele Jugendliche im Anschluss an den Besuch einer Tanzschule einen Abtanzball. Für die meisten von ihnen bedeutet das, ihre erste richtige Party zu feiern – freilich unter elterlicher Aufsicht. Deshalb markiert dieses einschneidende Erlebnis den Beginn des Forschungsprojekts. Zum 16. Geburtstag findet in Teilen Südoldenburgs ein außergewöhnlicher, aber charakteristischer Brauch statt: Die Jugendlichen werden von ihren Freunden „eingemehlt“. Mit diesem Ritual wird der Übergang in eine Lebensphase mit neuen Freiheiten gefeiert. Neben der Wertschätzung, die sich in selbstverfassten Gedichten und Sprüchen unterhaltsamer Natur äußert, die auf Schildern für die Nachbarschaft gut sichtbar am Haus angebracht werden, spielt selbstverständlich auch der Spaßfaktor des Vorgangs eine nicht zu unterschätzende Rolle.

⁴ Daten in <https://www.oldenburger-muensterland.de/service/daten-region-om/> (8.7.2020).

Zum 25. Geburtstag ist es üblich, den unverheirateten Frauen einen Schachtelkranz vorbeizubringen. Das Symbol spricht für sich: Sie ist nun offiziell eine alte Schachtel! Den unverheirateten Männern wird zu diesem Ereignis ein Flaschenkranz gebracht; im Schaltjahr wird getauscht. Eigentlich haben wir es hier mit einem Rügebrauch zu tun, wenngleich es heute nicht mehr als solcher empfunden wird, sondern vor allem dazu dient, die bestehenden Freundes- und Bekanntenkreise zu pflegen.⁵

Die obere Altersgrenze des Jugendkultur-Projekts wurde auf 30 Jahre festgelegt, denn durch die Verlängerung der Lebensphase der Adoleszenz fallen noch weitere interessante Bräuche mit in diesen Bereich. Ein recht bekanntes Beispiel dazu ist das Treppenfegen der unverheirateten Männer am 30. Geburtstag.⁶ Unverheiratete Frauen müssen an ihrem 30. Geburtstag Klinken putzen; auch hier wird im Schaltjahr wieder getauscht. Verschiedene Bräuche im Kontext von Ehe und Familiengründung sollen ebenfalls untersucht werden, wie z. B. die Tradition, jungen Eltern anlässlich der Geburt ihres Kindes einen Kilmerstuten⁷ mitzubringen, oder auch der deutlich jüngere Brauch, auf dem Junggesellenabschied den BH der Braut und die Hose des Bräutigams zu verbrennen. Bei der Forschung muss jedoch beachtet werden, dass es nicht „die“ Jugend als homogene Gruppe gibt. Auch die Veränderungen von Bräuchen, etwa ihre Modernisierung oder Individualisierung, finden hier Beachtung. Ein weiterer entscheidender Aspekt des Projekts: Die Bedeutung des Oldenburger Münsterlandes als Heimat für die jungen Menschen wird herausgearbeitet, denn regional gepflegte Bräuche sind immer auch ein Ausdruck lokaler Identitätsstiftung, für die es gerade angesichts der allgegenwärtigen Globalisierung ein verstärktes Bedürfnis zu geben scheint.

Christine Aka, Thomas Schürmann und Malaika Winzheim, Cloppenburg
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/10>

5 Vgl. auch Michael SIMON: Bräuche und ihre Zukunft. In: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz (Hg.): Fest – Brauch – Event. Regionale Kultur zwischen Tradition und Moderne. Köln 2013, S. 87–104, hier S. 93.

6 Michael SIMON: Moderne Brauchinnovation. Geschichte und Funktion des Treppenfegens beim 30. Geburtstag. In: Jahrbuch für Volkskunde, 21 (1998), S. 157–177; Kerstin EHLERT: Dreißig – ledig – lustig? Moderne Bräuche am 30. Geburtstag (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen/Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e. V., 19). Göttingen 2005.

7 Abgeleitet von Kindelbier (Tauffeier).

Kirchen und Kirchorte als Kristallisationspunkte ländlicher Siedlung

32. Jahrestagung des Arbeitskreises für ländliche Hausforschung in Nordwestdeutschland und der Interessengemeinschaft Bauernhaus e.V., 6. bis 8. März 2020 in Warendorf-Freckenhorst

Seit Ende der achtziger Jahre trifft sich mit dem Arbeitskreis für ländliche Hausforschung in Nordwestdeutschland eine offene Gruppe haupt- und ehrenamtlicher Hausforscher und -forscherinnen zu jährlichen Tagungen. Die diesjährige, von gut neunzig Teilnehmern besuchte Tagung nahm die Beziehung zwischen Kirchen und Dörfern in den Blick.

Am Anfang standen jedoch Vorträge, die die Rahmenbedingungen der dörflichen Entwicklung behandelten – mit Blick in die Zukunft und in die Vergangenheit. So beschrieb Wolfgang Rütter (Freilichtmuseum Molfsee) die Anzeichen für die letzte Stufe des ländlichen Strukturwandels: eine extreme Konzentration des landwirtschaftlichen Besitzes, die in verstärktem Maße zu Dörfern ohne Bauern und zu einer wachsenden Entfremdung zwischen Dorfbewohnern und Landwirtschaft führt – ein Prozess, der auch hierzulande längst eingeleitet ist. In historischer Perspektive gab Peter Ilisch (Münster) einen Überblick über die im Westfalen des Ancien Régime verbreiteten Rechtsformen der Grundherrschaft.

Einen Überblick über jüngere Arbeiten zu befestigten Kirchen gab Christoph Dausermann (Museum Burg Linn, Krefeld). Im 20. Jahrhundert hatte die Forschung den Wehrcharakter von Kirchengebäuden zeitweise stark betont, ehe das Interesse an diesem Aspekt deutlich nachließ. Die jüngere Forschung zeigt sich nicht zuletzt darin differenziert, dass sie auch Gebäude wie Speicher, Küsterhäuser, Gilde-, Armen- und Gasthäuser in unmittelbarer Nähe der Kirchen in die Betrachtung einbezieht.

Über eine profane Funktion westfälischer Gotteshäuser berichtet Fred Kaspar (Telgte): Seit dem frühen 14. Jahrhundert ist die Nutzung von Kirchengebäuden als sicheres und feuerfestes Lager für Saatgut, Kleidung, Handelsgüter, zu Zeiten erhöhter Gefahr auch für Vieh, archivalisch bezeugt. Ebenso war die Errichtung von Speichern auf Kirchhöfen seit dem 14. Jahrhundert verbreitet. Angesichts der zahlreichen Truhen im Kircheninnern gab es jedoch Vorschriften, die sicherzustellen suchten, dass die Gottesdienstbesucher noch genügend Platz fanden, um in der Kirche zu stehen. Erst seit dem späten 17. Jahrhundert häuften sich Beschwerden, dass die Kisten den Gläubigen im Weg stünden; die Verwendung der Kirchengebäude als Lagerplatz wurde kirchenobrigkeitlich zusehends missbilligt.

Die Standorte der Kirchen im Hannoverschen Wendland waren Gegenstand des Vortrags von Dirk Wübbenhorst (Clenze). Die ältesten erhaltenen Kirchengebäude standen außerhalb der im 12. Jahrhundert entstehenden Rundlingsdörfer, und ebenso wie ihre Position deutet die dendrochronologische Datierung der Dachstühle darauf hin,

dass die Kirchen jünger als die Dorfanlagen sind. Beide Befunde lassen auf eine späte Christianisierung des Gebietes schließen.

Die verhältnismäßig große Zahl und beachtliche Größe mittelalterlicher Kirchen in Ostfriesland war Ausgangspunkt einer Hypothese von Sonja König (Ostfriesische Landschaft, Aurich) und Stefan Krabath (Niedersächsisches Institut für historische Küstenforschung, Wilhelmshaven), die zwei Baukonjunkturen in Phasen relativ großen Wohlstandes ausmachten: im Klimaoptimum vom 12. bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts und in einer Zeit der Konsolidierung etwa 120 Jahre nach der Pest von 1448/49.

Über die Kirchenburgen in Siebenbüren berichtete Heinz Riepshoff (Verden). Im 15. Jahrhundert wurden die Kirchen oft mit mehreren Ringen von Wehrmauern umgeben, um die Dorfbewohner vor türkischen Angriffen zu schützen. Die Unterhaltung dieser Kirchenburgen und die damit verbundenen Regeln wurden bis nach dem Zweiten Weltkrieg beibehalten.

Von Kirchorten (Kyrkstaden) im nördlichen Schweden handelte der Vortrag von Thomas Spohn (Dortmund). Nicht zuletzt, weil der Kirchenbesuch in Schweden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts verpflichtend war und mit Geldbußen sanktioniert wurde, entstanden im dünnbesiedelten Norden des Landes Kirchenstuben: Häuser zum Aufwärmen und zum Übernachten für von weither angereiste Gottesdienstteilnehmer. 71 solcher Kirchorte sind nachgewiesen. Noch nach 1930 wurden Kirchenstuben gebaut. Später machte jedoch schon die verbreitete Motorisierung derartige Häuser überflüssig. Genutzt werden sie aber auch weiterhin: zu Konfirmationen und zu Mittsommerfeiern.

Mehrere Beiträge der Tagung konzentrierten sich auf einzelne Orte. So verfolgte Joachim Kleinmanns (Detmold) die Geschichte der seit 1970 zur Stadt Detmold gehörenden Ortschaft Heiligenkirchen. Hier wurden in karolingischer Zeit eine grundherrliche Eigenkirche und vier Meierhöfe gegründet und damit lange nachwirkende Strukturen angelegt. Christine Scheer (Wewelsfleth) zeichnete am Beispiel des Ortes Wewelsfleth (Kreis Steinburg, Schleswig-Holstein) die Entwicklung der Siedlungsstruktur in der Wilstermarsch mit den Kirchdörfern als geistlichen und weltlichen Zentren nach. Zofia Durda (Freilichtmuseum am Kiekeberg, Rosengarten-Ehestorf) stellte als eine von mehreren nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen katholischen Kirchen im Landkreis Harburg die 1963/64 errichtete Kirche St. Ansgar in Hittfeld vor und rückte die Frage nach der Architektur des Gebäudes, seiner Nutzung und seiner Bedeutung für die Gemeinde in den Mittelpunkt. Und Jochen Georg Güntzel (Detmold) verfolgte die Geschichte des ab 1600 errichteten Schlosses Kammer bei Maishofen im Pinzgau und der zum Schloss gehörenden Kapelle.

Immer wieder deutlich wurde in den Vorträgen der Zusammenhang zwischen Religions- und Herrschaftsausübung: Die Kirchgebäude waren Mittelpunkte vieler Bereiche nicht nur des geistlichen, sondern auch des profanen Lebens.

In ihrem Ablauf folgte die Tagung einem bewährten Rhythmus: Am Freitag führten zwei Exkursionen in den Ort Freckenhorst, samt einem Orgelspiel in der Freckenhorster Stiftskirche. Der Sonnabend war als der eigentliche Tagungstag mit dem diszipliniert durchgeführten Vortragsprogramm und einer abendlichen Exkursion in das Dezentrale Stadtmuseum Warendorf ausgefüllt, und am Sonntag fuhr die Gruppe zu Kirchen und Kirchorten in den Kreisen Warendorf und Gütersloh. Zur guten Organisation der Tagung – vor allem durch Thomas Spohn – gehörte hier auch, dass die Teilnehmer ein ausführliches Begleitheft mit dem Vortragsprogramm und Erläuterungen zu den Exkursionszielen bekamen.

Die Tagung samt ihren Exkursionen kann nicht nur als geglückt betrachtet werden; ein anderer günstiger Umstand erwies sich erst im Nachhinein, denn angesichts der Corona-Krise war es für längere Zeit das letzte Wochenende, an dem eine derartige Tagung noch stattfinden konnte.

Thomas Schürmann, Cloppenburg
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/11>

Buchbesprechungen

KATRIN BAUER, ANDREA GRAF (Hg.):

Erfinden – Empfinden – Auffinden. Das Rheinland oder die (Re-)Konstruktion des Regionalen im globalisierten Alltag (Bonner Beiträge zur Alltagskulturforschung, 12). Waxmann Verlag, Münster, New York 2018. 188 S., mit Abb. ISBN 978-3-8309-3676-3, 29,90 €

Mit kleiner Verzögerung fasst der Sammelband die Beiträge zur Jahrestagung der Bonner Gesellschaft für Volkskunde 2015 zusammen. Wovon das Buch im Titel ausgeht, gilt im Fach Volkskunde heute als gut abgesicherte These: Das, was wir „Region“ nennen, ist ein Konstrukt, keine ontologische Größe, sondern das Ergebnis menschlicher Entscheidungen und Zuschreibungen.

Den Beginn der „Region Rheinland“ beschreibt der Historiker Georg Mölich in seinem gut lesbaren Auftaktbeitrag als schlichten administrativen Akt. 1815 wurde ein eigentlich „amorphes Raumgebilde beiderseits des Rheins“ dem Preußischen Staat als „Rheinprovinz“ zugeschlagen – „das Rheinland“ war erschaffen. Mölich führt aus, wie dieses französisch-fortschrittlich geprägte Raumgebilde mit seiner überwiegend katholischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert vor allem aus der Opposition gegen das altväterlich-agrarisch und protestantisch geprägte Preußen eine eigene Identität entwickelte. – Selbstfindung in Abgrenzung gegen „das (herrschende) Fremde“, ein Klassiker des Regionen-Building.

Schwieriger liegt der Fall, wenn so ein binnenstabilisierendes Narrativ zur Identifizierung einer (Sub-)Region eigentlich fehlt. Das macht der Kulturanthropologe Ove Sutter in seinem Beitrag über die LEADER-Region Zülpicher Börde deutlich: Er beschreibt, wie sich vier Kommunen im strukturschwachen ländlichen Raum mit hohem Aufwand an Bürgerbeteiligung und professionell angeleitetem Selbstmarketing in dem hybriden regionalen Rahmen „Zülpicher Börde“ zusammenschließen, um Mittel aus der EU-Regionalförderung („LEADER“) zu bekommen. Eine als öde, „kulissenarm“ und unscharf abgegrenzt empfundene Landschaft wird in diesem Prozess zur „barrierefreien Weite“ und Destination für naherholungswillige Radtouristen umetikettiert. Die spottwörtliche „Rübensteppe“ mutiert in diesem neuen definitivischen Rahmen zu einem seit Römerzeiten intensiv genutzten „historischen Grund“. Sutter regt an, unbedingt genauer zu erforschen, ob solche „Imaginationen“ regionaler Identität tatsächlich „zu veralltäglichten Vorstellungen werden“ können.

Der Kulturanthropologe Sebastian Scharte wiederum fragt in seinem Beitrag, inwieweit sich regionale (und wirklich „veralltäglichte“) Identitätsangebote für „Rheinländer“, „Westfalen“ und „Ruhrgebietler“ im Zusammenleben der Menschen im Bundesland Nordrhein-Westfalen als wirkmächtig erweisen. Faktum ist, dass die politisch-administrative Grenzziehung zwischen Rheinland und Westfalen „das Ruhrgebiet“ mit

seiner ganz eigenen und stark montanindustriellen Prägung ignoriert und es schlicht in eine westfälische und eine rheinländische Hälfte aufteilt. Politisch-administrativ ist „das Ruhrgebiet“ nicht definiert. Scharte zeigt aber, dass es für die Menschen in dieser Region und für ihre auto-stereotypische Zuschreibung als „Ruhrgebietler“ im Lebensvollzug keine oder kaum eine Bedeutung hat, ob sie administrativ zu Rheinländern oder zu Westfalen gemacht werden. Ob empfundene regionale Abgrenzungen mit den Grenzen von Verwaltungsbezirken übereinstimmen oder nicht, scheint für die Menschen dort nicht von Belang zu sein, so Schartes Schlussfolgerung.

Welche Kräfte beeinflussen die Konstruktion von Region? Und wie wirkt sich „das Regionale“ im überregionalen, übernationalen oder gar globalen Zusammenhang aus? Diese in den drei genannten Beiträgen behandelten Grundfragen sollten eigentlich im Kern aller Beiträge des Sammelbands stehen. Doch was Titel und manche Überschriften versprechen, lösen die Einzelbeiträge des Bandes häufig nicht ein. Ein Beispiel: Der Kulturanthropologe David Johannes Berchem begibt sich unter dem schwergewichtigen Label „Migrantisches Rheinland“ auf die Mikroebene des Bonner Stadtteils Bad Godesberg. Es geht ihm um Fragen der eigenen „Ortsbestimmung“ bei „Mobilitätsakteuren“ und „Sesshaften“ unter dem Eindruck wachsender „urbaner Diversität“ im Viertel. Dass es eine Großstadt im Rheinland ist, an der Berchem diese Fragen thematisiert, ist aber tatsächlich völlig unerheblich. Er könnte sie ebensogut in vielen anderen Großstädten der Welt erörtern – und käme sicher am Ende zu ähnlichen Antworten. Denn es sind grundlegende gruppensoziologische Muster der Ab- und Entgrenzung in einem eng konturierten urbanen Raum, um die es ihm geht – nicht darum, ob und wie sich die Konstruktion „rheinischer regionaler Identität“ (also auch in Zülpich, Rees oder Bergheim) unter dem Einfluss globaler Wanderungsbewegungen eventuell verändern mag.

Die Schwäche des Sammelbands liegt vor allem darin, dass viele Beiträge in weiten Teilen oder auch komplett am titelgebenden Thema, der „(Re-)Konstruktion des Regionalen“ vorbeigehen. Exemplarisch stehen dafür die Beiträge der Kulturanthropologinnen Andrea Graf und Lina Franken. Die erstere befasst sich mit dem Phänomen des organisierten Junggesellen- und Junggesellinnenabschieds in der Metropole Köln. Sie beschreibt dieses „Übergangsritual“ völlig zutreffend als etwas, das genau dort stattfindet, wo eine sehr gute Verkehrsanbindung, eine überdurchschnittliche Bevölkerungs- und Kneipendichte und ein gewisser Fundus an „Lokalkolorit“ gegeben ist: Nicht Imagination oder Konstruktion von „Region“ spielen also die tragenden Rollen beim (organisierten) Junggesellinnenabschied. Der wesentliche raumabhängige Aspekt ist, dass dafür schlicht und einfach eine Infrastruktur vorhanden sein muss, wie sie zum Beispiel in der Rheinmetropole Köln zu finden ist – aber eben auch in vielen anderen oberzentralen Städten. Darin liegt eher eine basale kulturgeografische als eine kulturanthropologische Erkenntnis.

Auch Lina Franken beschäftigt sich nicht mit den Mechanismen der Konstruktion von Region, sie setzt in ihrem Beitrag über „das Rheinland im Schulunterricht“ vielmehr selbst unhinterfragt ein bestimmtes Bild dieser Region voraus, an der „sich von

den Römern, dem Mittelalter bis zur Bonner Republik historische Epochen veranschaulichen [lassen], es gibt Vulkane und Flussverläufe ebenso wie unterschiedliche Rohstoffvorkommen, Gewerbelandschaften und Infrastrukturen“, so Franken. Ob und wie dieses Rheinland im Unterricht vorkomme, liege weitgehend in der Verantwortung der Lehrenden. „Dementsprechend könnte vor allem in Zusammenarbeit mit ihnen ein stärkerer Regionalbezug im Unterricht erreicht“ bzw. „gesellschaftlicher Wandel auch in der Schule weiter vorangetrieben werden“. – Warum Franken auf diese etwas naive Weise für eine Renaissance der „Heimatkunde“ im rheinischen Schulunterricht plädiert und wie sie daraus einen Einfluss auf „gesellschaftlichen Wandel“ ableitet, bleibt allerdings unklar.

Unklar und zum Teil willkürlich erscheint in der Gesamtschau auch die Zuordnung der einzelnen Beiträge zu den „Perspektiven“ genannten Begriffen „Erfinden“, „Empfinden“ und „Auffinden“. Warum etwa der Beitrag von Ove Sutter, in dem es um die Erfindung einer Subregion geht, dem Schlagwort „Auffinden“ zusortiert wird, erschließt sich nicht. Ebensowenig, warum ausgerechnet Lina Frankens Beitrag zur Repräsentation des Rheinlands im Schulunterricht unter der Perspektive „Erfinden“ steht. Die eingangs wohlgesetzt formulierte Zielsetzung, in den Zuordnungsbegriffen „unterschiedliche Bedeutungs- und Funktionsebenen von Regionalität und Identität“ aufzeigen zu wollen, lässt sich theoretisch zwar nachvollziehen, die eigentliche Zuordnung bleibt aber eher verwirrend.

Am Ende überwiegt der Eindruck, dass rahmengebende Titel und Oberbegriffe deutlich mehr versprechen, als der Sammelband tatsächlich einlöst. Insgesamt bietet er inhaltlich und stilistisch sehr Heterogenes. – Im Kleinen aber auch Überraschendes: Wie der Historiker Karlheinz Wiegmann das hartnäckige Klischee vom vermeintlich erzkatholischen Niederrhein korrigiert, das gehört zu den durchaus erhellenden Beiträgen des Buches.

Wolfgang Jung, Coesfeld

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/12>

KATRIN BAUER, DAGMAR HÄNEL, THOMAS LESSMANN (Hg.):

Alltag Sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände. Waxmann Verlag, Münster, New York 2020. 297 S., zahlr. Abb.

ISBN 978-3-8309-4127-9, 34,90 €

14 Aufsätze umfasst der Tagungsband, gegliedert in drei Kapitel, den Katrin Bauer, Dagmar Hänel und Thomas Leßmann gemeinsam im Auftrag des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte herausgegeben haben. Es sind die Beiträge einer Tagung der volkskundlichen Landesstellen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zusammen mit dem genannten Institut, die 2016 in Bonn stattfand und zu der weitere Kolleg*innen aus Einrichtungen mit kulturhistorischen/alltagskultu-

rellen Sammlungen eingeladen waren. Diese heterogenen „Schätze der Alltagskultur“ sollten „auf ihr Potential zum Verständnis historischer wie gegenwärtiger Alltagskulturen befragt“ werden.

Das erste Viertel mit dem Titel „Sammlungslogiken“ eröffnet Michael J. Greger (Salzburger Landesinstitut für Volkskunde). Er stellt den Lehrer und Laienvolkskundler Richard Treuer vor, der ab dem Ende der 1940er bis in die 1960er Jahre hinein im österreichischen Pinzgau schriftliche Befragungen u. a. zu Bräuchen im Jahres- und Lebenslauf bei seinen Schüler*innen durchführte und diese auch Aufsätze verfassen ließ. Mit diesen Materialien wollte er erreichen, Bräuche wiederzubeleben oder festlicher zu gestalten; er nutzte sie auch für eigene Veröffentlichungen, aber nicht zuletzt arbeitete er mit ihnen dem Wiener Volkskundler Richard Wolfram zu. Diese Verbindung ist interessant, da die beiden in der NS-Zeit unterschiedliche Weltansichten vertraten, die mit Ämtern (Wolfram: Leiter z. B. der Lehr- und Forschungsstätte für germanisch-deutsche Volkskunde innerhalb der Außenstelle Süd-Ost des SS-Ahnenerbes in Salzburg) bzw. Amtsverlust (Strafversetzung Treuers) verbunden waren. Auf dem Gebiet des Immateriellen Kulturerbes trafen sie sich jedoch. Ein Teil des Nachlasses von Richard Treuer befindet sich im Salzburger Institut.

Christoph Dautermann (Museum Burg Linn, Krefeld) stellt den Bestand einer fast vollständig durch das Museum übernommenen Wohnungseinrichtung aus Krefeld vor. Er versucht, die „große Geschichte“ im Einzelbeispiel zu erkennen, stellt sich aber zugleich die Frage nach der Repräsentativität des Beispiels und der Vollständigkeit der Überlieferung. Das Interesse bei den Fragen, die der äußerst dichte Bestand eröffnet, wird in erster Linie bei der Einzelperson liegen.

Die Sammlungen der württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart und ihre Genese betrachtet Lioba Keller-Drescher (Institut für Kulturanthropologie/ Europäische Ethnologie der Universität Münster). Die Landesstellen erkennt Keller-Drescher als den Universitätsinstituten vorangehende, sie bedingende Einrichtungen an der Schnittstelle von Heimat-, Denkmal- und Naturschutz. Die Sammlung der Stuttgarter Landesstelle umfasste Trachten, Überlieferungen Immateriellen Kulturguts und eine Sammlung von Flurnamen. In ihr kreuzen sich Kenntnisse der Landesgeschichte, Dialektologie und Topografie. Laienforscher arbeiteten z. B. zur Erstellung von Landkarten zusammen mit Behörden und Wissenschaftlern.

Kathrin Pöge-Alder (Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V.) stellt im zweiten Abschnitt mit dem Titel „Aktualisierungen“ das Archiv Zentrum HarzKultur in Wernigerode vor. Entstanden 1975 als Zentrum Harzer Folklore, gehörte es zu den DDR-Initiativen um Kulturerbe und die Volkskunst, die seit dem Ende der 1960er Jahre nach aktuellen (Partei-)Zielen stark gefördert wurden. Beispiel aus dem Archiv des Zentrums, das neben papierenen Dokumenten auch visuelle und Audio-Medien umfasst, ist der Vorlass des Mediziners Prof. Dr. Lutz Wille, der als Laie ein so großes Spezialwissen erwarb, dass seine Erkenntnisse Grundlage eines erfolgreichen Antrags an die UNESCO für das Finkenmanöver im Harz als Immaterielles Kulturgut waren. Zweites Beispiel ist der Nachlass des Musikers Georg Faulhaber, der nicht nur biogra-

fisch interessant ist, sondern auch einen besonderen – musikalischen – Umgang mit Heimat widerspiegelt. Das Zentrum wird heute von vier verschiedenen öffentlichen und Vereinshänden getragen, ringt aber, um auch stärker wissenschaftlich arbeiten zu können, um eine bessere personelle Ausstattung.

Für Konrad J. Kuhn (Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck) sind Sammlungen Quellen zur Analyse von Wissenskonstruktionen. Beispiel sind die Akten zum Großprojekt über Motivbilder, das 1938 bis 1955 auf Initiative von Karl Meuli und mit Unterstützung der Bistümer von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde durchgeführt wurde. Die Dokumentation wurde vor allem durch Ehrenamtliche vollzogen, deren Augenmerk in erster Linie bei den älteren Exemplaren und nicht z. B. bei der Identifikation individueller Künstler lag. Das Projekt wurde niemals vollendet, es erschien auch keine umfassende Publikation. Stattdessen entzündete sich in den 1960er Jahren ein Streit um die Auswertung des Materials und um die Frage, ob es mit neueren Erhebungen verbunden werden sollte. Aus heutiger Sicht sind Fragen nach der Praxis des Sammelns, nach Forschenden und Beforschten und der Deutungsmacht über das Material mindestens ebenso interessant wie dieses selbst.

Von den 1950er bis in die 1970er Jahre und noch einmal ein Jahrzehnt später wurden multidisziplinäre Erhebungen durch das Institut für sorbische Volksforschung in den Lausitzen, Dorfforschungen im Rahmen der sogenannten Komplexforschungen in der DDR, durchgeführt, die Dialektologie, Geschichte und Gegenwartsforschung, Trachten, Folklore und verschiedene statistische Erhebungen umfassten. Vor allem in den 1980er Jahren verkomplizierte sich die politische Abstimmung der umfangreichen Fragebögen immer mehr, was dem Forschungsprozess vor Ort nicht immer förderlich war. Schwierigkeiten ergaben sich auch bei der Auswertung der quantifizierbaren Daten, da nicht ausreichend EDV-Kapazitäten zur Verfügung standen. Neben der Auswertung von Einzelaspekten erschien keine umfassende Publikation zu den Forschungen. Nach der Wende wurden die Voraussetzungen der Datenerhebung anders bewertet und neue Forschungen zum Leben der Sorben begonnen. Theresa Jacobs und Ines Keller (Sorbisches Institut, Bautzen) sehen trotzdem Potentiale in der vergleichenden Auswertung auch der älteren Materialien.

Ein besonderes Archiv, das Kulturhistorische Anzeigenarchiv in Marburg, stellt Kathrin Bonacker vor, das sie selbst privatwirtschaftlich betreibt. Reklame wurde lange Zeit als Quelle für wissenschaftliche Untersuchungen nicht ernst genommen. Es gibt kein Institut, das diese Dokumente zentral sammelt. Das Archiv von Bonacker umfasst mittlerweile mehr als 40 000 Anzeigen aus Illustrierten von 1893 bis zur Gegenwart, die verschlagwortet werden. Neben den Möglichkeiten, diese Quellen für Fragen zur Alltagsgeschichte zu nutzen, weist Bonacker aber auch auf die notwendige Quellenkritik hin, da diese Anzeigen immer in bestimmter Intention gebildet werden.

Im dritten Kapitel, den „Repräsentationen“, gibt Dennis Basaldella (Filmmuseum Potsdam) mit zwei Beispielen aus der Sammlung des Filmmuseums Potsdam unterschiedliche Einblicke in den Alltag in der DDR. Zum einen handelt es sich um Ama-

teurfilme, die in betrieblichen Filmclubs entstanden und z. T. Themen der Arbeit oder des politischen Alltags aufgreifen. Basaldella führte zur Dokumentation dieser Filme Interviews, vermisst aber weitere Quellen wie Clubtagebücher, die kaum überliefert sind. Zum anderen stellt er den Vor- und Nachlass des freien Filmherstellers Horst Klein (1920–1994) vor, der über fünfzig Jahre im Auftrag von Institutionen oder des Fernsehens Filme erstellte und dazu detaillierte Arbeitsbücher führte. Neben der Frage nach dem Alltag in diesen filmischen Dokumenten stehen auch die Probleme einer lückenhaften Überlieferung und sachgerechten Lagerung des Materials.

Die thematisch breit angelegte „Volkskundliche Rundfrage von 1908/09“ des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München e. V. erbrachte für 400 Einzelfragen Antworten aus etwa 600 Orten. Gabriele Wolf (Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München) berichtet von den neuen Zugangs- und Forschungsmöglichkeiten zu und mit diesem Material, das bis 2019 vollständig auf dem Internetportal „bavarikon“ zur Verfügung gestellt wurde. Erarbeitet wurde die Umfrage von Friedrich von der Leyen und Adolf Spamer, die diese über die Bezirksämter vor allem an Lehrer verteilt wissen wollten. Unspezifische Formulierungen und der enorme Umfang bedingten sehr disparate Ergebnisse, die zwar verschlagwortet, aber nur sporadisch ausgewertet wurden.

Das Portal „Alltagskulturen im Rheinland“ versammelt verschiedene Quellen – Fotos, audiovisuelle Quellen, Texte etc. – der Freilichtmuseen in Kommern und Lindlar sowie des Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte, alles Einrichtungen des LVR. Hierdurch werden die Informationen nicht allein leichter zugänglich, durch bestimmte Recherchemöglichkeiten sind sie auch miteinander vernetzt. Christian Baisch (LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte) macht aber auch auf die Notwendigkeit der Verwendung eines einheitlichen Vokabulars und von Normdateien aufmerksam. Ziel ist, weitere Quellen aus LVR-Kulturinstituten mit in das Portal aufzunehmen und darüber hinaus auch eine Verbindung zu größeren Portalen wie z. B. der Europeana herzustellen.

Das letzte Kapitel des Tagungsbandes, die „Perspektiven“, eröffnen Katrin Bauer (LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte) und Jutta Nunes Matias (LWL-Archivamt, Bereich Westfälisches Literaturarchiv), indem sie die Sammlungsbestände des LVR-Instituts und der Volkskundlichen Kommission für Westfalen des LWL kurz vorstellen. Es handelt sich dabei um Fotografien und Negative, Antworten auf Umfragen, Sammlungen von Kochbüchern, Plakaten oder Poesiealben, um Audio-Dokumente und auch selbstproduzierte Filme. Vieles liegt inzwischen digital vor; zu vielen Quellen bleibt der heutige Wunsch nach weiteren Kontexten unerfüllt, und viele Umfragen würden die Autorinnen heute anders angehen. Wichtiger jedoch ist beiden der Blick nach vorn und die Forderung nach Sammlungsstrategien, die die Waage zwischen Repräsentativität und Individualität wahren, die den Umgang mit vermehrt angebotenen Privatmaterialien regeln und vor allen Dingen auch die Flut von nur noch digital erzeugten Quellen berücksichtigen.

Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden betreibt als Langzeitprojekt das Lebensgeschichtliche Archiv, in dem verschiedene Quellenformen digitalisiert und verschlagwortet werden und teilweise öffentlich recherchierbar sind. Uta Bretschneider (Zeitgenössisches Forum Leipzig) stellt mit den Brigadetagebüchern und dem Thema der Neubauernstellen in Sachsen nach dem Zweiten Weltkrieg zwei Beispiele für das Archiv als Forschungs- und Vernetzungsplattform vor. Die Tagebücher zeugen von der Identifikation von Arbeitskollektiven mit ihren Betrieben, aber auch von Pflicht und Wettbewerb. Zu ihnen wie auch zu den Neubauernstellen wurden Interviews geführt, so dass im zweiten Fall auch eine Ausstellung und Schulprojekte realisiert werden konnten.

Peter Fauser (Volkskundliche Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen) stellt in seinem Beitrag den Forschungsversuch vor, das Musikleben des Jahres 2015 in Thüringen über die aktuelle Tagespresse und Wochenblätter zu erfassen und beklagt die Lücken an Informationen, die ihn interessiert hätten, in den Veranstaltungshinweisen oder Konzertbesprechungen. Dieser Beitrag fällt innerhalb des Gesamtbandes aus dem Rahmen, da er keine bereits vorhandene oder aufzubauende Sammlung und ihre Potentiale oder Probleme bearbeitet.

Auf die „geschichtliche Gegenwart“ gehen Sabine Thomas-Ziegler und Carsten Vorwig (LVR-Freilichtmuseum Kommern – Rheinisches Landesmuseum für Volkskunde) ein, indem sie die Planungen zu einer neuen Baugruppe im Freilichtmuseum Kommern, dem Markplatz Rheinland, vorstellen, die sich dem Leben seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zuwendet. In diesem Fall ist das Museum nicht allein auf die Objekte (und Häuser) angewiesen, die in der Vergangenheit nicht verbraucht oder zerstört wurden. Anhand gründlicher Recherchen kann eine gezielte Wahl getroffen und können Kontexte durch zusätzliche Forschungen wie z. B. Interviews mit Zeitzeugen hergestellt werden. Gebäude des 18. bis 21. Jahrhunderts werden mit ihren Einrichtungen das private Leben, aber auch die Geschäftswelt, das Gasthaus und Infrastruktureinrichtungen wie eine Telefonzelle präsentieren. Dabei werden in der Ausstattung unterschiedliche Zeitschnitte und soziale Situationen dargestellt. Das Museum kann dabei immer öfter auf zusammenhängende Objektkonvolute und Zusatzinformationen von Vorbesitzern zurückgreifen.

Die Tagungen, die die volkskundlichen Landesstellen innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde für sich und andere Teilnehmende vorbereiten und ausrichten, zeichnen sich durch einen besonders dichten und kollegialen Austausch aus. Die Bonner Tagung von 2016 brachte diesen vor Ort ebenfalls hervor, während die Publikation ein wenig disparat wirkt und auch die Sortierung unter die vier Oberbegriffe nicht recht überzeugt. Hinter den meisten Beiträgen verbergen sich aber Schilderungen von alten oder älteren Sammlungen mit erstaunlichen Inhalten, die erfreulicherweise weiterhin zu nutzen und zu erforschen versucht wird. Es sind Sammlungen dabei, die noch nicht abgeschlossen sind und somit auch die notwendigen Fragen nach sinnvollen Strategien mit sich bringen. Die große Varietät der Themen, der Quellenarten und der Fragestellungen, die die Aufsätze ausbreiten, ist dabei ein

schöner Spiegel des Interesses der Volkskunde am Alltag und an den Fragen und Methoden seiner Erforschung.

Nina Hennig, Aurich

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/13>

MARTINA LÜDICKE, MUSEUMSLANDSCHAFT HESSEN KASSEL (Hg.):

Wegpacken oder Ausstellen – Neue Ideen für alte Sammlungen. Beiträge der 23. Arbeitstagung Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 7. und 8. April 2017 im Hessischen Landesmuseum in Kassel. Museumslandschaft Hessen Kassel, Kassel 2019. 321 S., mit Abb. ISBN 978-3-931787-65-3, 14,90 €

Die Kommission Sachkulturforschung und Museum der DGV traf sich am 7. und 8. April 2017 zu ihrer 23. Fachtagung bei der Museumslandschaft Hessen Kassel im Hessischen Landesmuseum in Kassel. Die 15 Beiträge des vorliegenden Bandes entsprechen – bis auf einen – den Vorträgen des Tagungsprogramms (vgl. S. 9f.): Anstelle des Vortrags von Petra Naumann vom Freilichtmuseum Hessenpark (S. 9) findet sich hier ein Beitrag der Organisatorin und Leiterin der Tagung, Martina Lüdicke. Sie stellt die Geschichte der volkskundlichen Sammlung im Hessischen Landesmuseum sowie deren Einbeziehung in die Neukonzeption der 2016 wiedereröffneten Dauerausstellung dar (S. 210–225).

Bei der Anfrage zur Übernahme der Rezension des Bandes weckten der Titel und Untertitel – „Wegpacken oder Ausstellen. Neue Ideen für alte Sammlungen“ – sofort mein Interesse, ist darin für mich doch die Frage nach dem Potential und der Relevanz gerade auch älterer volkskundlicher und alltagsgeschichtlicher Sammlungen formuliert: Welche heute relevanten Themen, Ausstellungsprojekte und Ausstellungsformate lassen sich mit und aus den Sammlungsbeständen entwickeln? Welche Konzepte der Qualifizierung und Weiterentwicklung der Sammlung ermöglichen den Anschluss der musealen Arbeit an die Gegenwart?

Etliche Autor*innen stellen die Geschichte ihres Museums dar, bisweilen auch in Verbindung mit der und in Bezug auf die Geschichte der Region, für die ihr Museum steht. Die Beschreibung der Entwicklung der jeweiligen Sammlungen sowie der (Dauer-)Ausstellungen ist in den Beiträgen vieler Autor*innen ebenfalls zentral. Erwähnung finden auch die für eine erfolgreiche Arbeit mit einer musealen Sammlung notwendigen, oftmals retrospektiv angelegten Inventarisierungs-, Dokumentations- und Erschließungsprojekte, die heute in aller Regel datenbankgestützt erfolgen. Jedoch erhellend und weiterführend im Sinne der Fragen und Erwartungen, die der Titel des Tagungsbandes weckte, waren die sich darauf beschränkenden Beiträge für mich nicht.

Einen aus meiner Sicht guten Einstieg in das Thema ermöglicht Brigitte Heck (S. 114–131). Sie skizziert die Entwicklung und Grundlinien der volkskundlichen Museumsarbeit in der Sammlungs- und Ausstellungspraxis von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Sie macht aber auch deutlich, an welchen Prinzipien sich die Arbeit in Museen mit Sammlungen zur Volkskunde und Alltagskultur heute orientieren muss, wenn sie erfolgreich sein will, nämlich Bezug zur Gegenwart herstellen, Anschlussfähigkeit an tagespolitische Themen besitzen, Besucher*innen „Erfahrungsbrücken bauen“ (S. 126f.). „Rückschau auf die Geschichte“, resümiert Brigitte Heck, geschieht „aus der Gegenwart heraus. Wir müssen uns also auch auf diese dezidiert beziehen und unsere Besucher in ihrem Alltagsleben erreichen.“ (S. 127) Für die Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit des Badischen Landesmuseums Karlsruhe macht sie das an einigen Erwerbungen für Ausstellungsprojekte konkret (S. 122–125), so etwa an einer Kuckucksuhr im traditionellen Schwarzwaldstil, bei der jedoch zur vollen Stunde in der Klappe des Uhrschilds anstelle des gewohnten Kuckucks ein kleiner Lautsprecher erscheint, der akustisch wie ein Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft (S. 124).

Auch weitere Museen mit Sammlungen zur Volkskunde und Alltagskultur setzen auf die Strategie der Weiterentwicklung der Bestände durch Neuerwerbungen bis an die Gegenwart. Das Ziel ist dabei, historische, vermeintlich vergangene Themen sowie die dazugehörigen Sammlungsbestände mit aktuellen Fragestellungen und Problemen und den dazugehörigen Objekten der Gegenwartskultur gegenüberzustellen. Für die LVR-Freilichtmuseen beschreiben das Matthias Fieder (Kommern) und Hannah Janowitz (Lindlar). Im Freilichtmuseum Kommern wird das für das Thema Wohnen in der seit 2012 bestehenden Baugruppe „Marktplatz Rheinland“ mit einem Flachdachbungalow von 1959, einem Quelle-Fertighaus von 1965 sowie einer Flüchtlingsunterkunft, einem von 1991 bis 2012 genutzten „Asylcontainer“, dargestellt. Nicht nur die Gebäude, auch deren Ausstattungen sind „neu“: Entweder handelt es sich um noch vorhandene Teile der Originalausstattung oder um den musealen Zeitschnitten entsprechenden Ensembles anderer Provenienzen (S. 302–308). Das Freilichtmuseum Lindlar versteht sich als ein ökologisches Freilichtmuseum (S. 309–312). Neben der Bewahrung, Vermittlung und musealen Präsentation historischer, alltagskultureller Inhalte und Objekte bemüht sich das Museum um eine konsequente Einbindung von gegenwarts- und zukunftsrelevanten Fragestellungen zu Ökologie und Nachhaltigkeit in die Dauer- und Sonderausstellungen sowie in die museumspädagogischen Programme (S. 309–311).

Der Gegenwartsbezug bei der Bestandsentwicklung, in Ausstellungen und musealen Projekten ist eng verknüpft mit dem Konzept der Partizipation, einem sicher wesentlichen Trend der letzten Jahre in der Museumsszene. Elisabeth Tietmeyer zeigt diesen Zusammengang in ihrem Beitrag über die Arbeit des Museums Europäischer Kulturen (MEK) in Berlin (S. 98–113). Das MEK als Institution ist ein relativ junges Museum. Erst 1999 entstand es aus der Zusammenlegung des 1889 gegründeten Museums für (Deutsche) Volkskunde und der Europäischen Teilsammlung des damaligen, 1873 gegründeten Museums für Völkerkunde in Berlin. Dadurch verfügt das MEK nun

über eine der weltweit größten Sammlungen zur europäischen Kulturgeschichte, deren Sammlungsgeschichte in ihren Anfängen bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Inhaltlich beschäftigt sich das Museum mit „Lebenswelten in Europa“, allerdings mit einem durch die Sammlungsgeschichte bedingten Schwerpunkt auf Deutschland, und thematisiert dabei vor allem Kulturkontakte. In der Praxis des MEK kommen in den verschiedenen Formaten partizipative Methoden zur Anwendung (S. 99). Die „Europäischen Kulturtage“ (S. 99–101) stellen regelmäßig zu einem bestimmten Thema ein Land, eine Region oder eine ethnische Gruppe aus Europa vor und umfassen neben einem umfangreichen Rahmenprogramm eine (Studio-)Ausstellung sowie Kooperationsprojekte mit Gruppen, Vereinen oder Instituten. Ein wichtiges Anliegen des MEK ist es dabei, einen Bezug zu den Museumssammlungen und deren Präsentation in der Dauerausstellung „Kulturkontakte. Leben in Europa“ herzustellen. Dies geschieht etwa durch zeitweilige Interventionen in der Sammlungspräsentation und mit Bezug auf dort gezeigte Exponate (S. 100f.). Auch in der Arbeit mit den Sammlungsbeständen und bei der Sammlungsentwicklung zeigt sich die Bedeutung partizipativer Methoden (S. 103–108). Für die seit 2011 bestehende Dauerausstellung wurden die älteren Sammlungsbestände, deren Entstehung bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht, neu interpretiert, indem sie unter aktuellen Fragestellungen in andere Kontexte gesetzt wurden (S. 106). Ein wesentlicher Bestandteil der Sammlungsentwicklung des MEK ist der aktive gezielte Neuerwerb von Einzelstücken zu verschiedenen Themenbereichen, wobei die zeitliche Orientierung immer bis in die Gegenwart reicht (S. 104).

Die Neusichtung älterer Sammlungsbestände mit dem Ziel, Exponate jenseits hergebrachter, rein positivistischer Präsentationsformen neu zu interpretieren und in neue Kontexte zu stellen, ist vor allem bei Neukonzeptionen von Dauerausstellungen sinnvoll. Ein aus meiner Sicht interessantes Beispiel dafür mit einem bemerkenswerten Ergebnis bringt der Beitrag von Claudia Selheim (S. 230–253). Die Neukonzeption der Dauerausstellung zur Kulturgeschichte des „langen 19. Jahrhunderts“, in die Objektbestände aus insgesamt 13 Teilsammlungen einschließlich der Volkskunde einfließen, ist ein zentrales Arbeitsvorhaben am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Erstmals 1902, nach dem Zweiten Weltkrieg wieder ab 1954, jedoch in veränderter Form, und schließlich seit 1970 wieder am ursprünglichen Standort werden im GNM mit den sogenannten Bauernstuben Rauminszenierungen zum ländlichen Wohnen verschiedener Regionen gezeigt. Besucherbefragungen ergaben, dass die Bauernstuben mit zu den beliebtesten Ausstellungsgruppen zählen (S. 230). Das begehbare Raumensemble „Flett und Döns“ eines fiktiven niederdeutschen Hallenhauses wird auch als museumspädagogische Vermittlungseinheit mit dem Thema „jeder Mensch wohnt anders“ genutzt. Dies und die große Beliebtheit führten zu der Entscheidung, Flett und Döns des niederdeutschen Hallenhauses in die Neukonzeption zu integrieren. Vorgesehen ist dabei jedoch nicht der bloße Fortbestand des überkommenen Formats Bauernstube. Vielmehr soll das Raumensemble für einen Aspekt der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts stehen, und zwar für „die in jenem Jahrhundert entwickelte, charakteristische Präsentationsform“ (S. 231). Für die Realisierung dieses Konzeptes gibt es die „Idee, Flett und Döns in ihrer historischen musealen Präsentation von 1902 virtuell erfahrbar zu machen

und letztlich eine virtuelle, selbst bestimmte Ausstellung zu ermöglichen“ (S. 231). Eine Neuinterpretation des Formats Bauernstuben setzt eine intensive Erforschung der Präsentationsgeschichte des gesamten Ensembles anhand verschiedenster Quellen voraus. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zu den sich wandelnden Zeigestrategien und die Konkretisierungen für eine Umsetzung ihres Konzeptes, Flett und Döns mit den darin gezeigten Exponaten in einen ganz anderen Kontext zu stellen, legt Claudia Selheim in ihrem lesenswerten Beitrag dar (S. 231–247).

Auch im Bayerischen Nationalmuseum in München steht eine Neukonzeption der volkskundlichen Dauerausstellung an. Über die laufenden Planungen dazu berichtet Thomas Schindler (S. 166–189). Neben der Erweiterung der Bestände durch eine Fortschreibung der Sammeltätigkeit bis hin zur Gegenwart wird auch in München die neue Dauerausstellung auf die „grundlegenden Veränderungen, die eng mit den gewandelten Konzepten des Sammelns, Erforschens, Bewahrens und Vermitteln verknüpft sind“ (S. 177) einhergehen. Besonderes Augenmerk soll „auf die Gegenüberstellung historischer Objekte als materieller Ausdruck kulturellen Handelns mit entsprechenden Phänomenen der Gegenwart“ (S. 179) gelegt werden. Dies soll mit in die Dauerausstellung integrierten „Hotspots“ in Form von Medienstationen und kleinen Objektvitrinen geschehen (S. 179f.). Thematisch ist eine Dreiteilung vorgesehen, zunächst eine Einleitungssequenz zur Sammlungsgeschichte, eine Einheit zu Religion, Glaube und Frömmigkeit und schließlich eine Ausstellungssequenz über die spezifischen Formen des Ding-Umgangs (S. 183–186).

Zeitgenössische künstlerische Arbeiten als Bestandteil einer alltags- oder kulturgeschichtlichen Ausstellung sind nichts Neues. Auch in Beiträgen zum vorliegenden Band finden sich einige Beispiele. Elisabeth Tietmeyer erwähnt temporäre „künstlerische Interventionen“ in der Dauerausstellung des MEK in Berlin (S. 101), Brigitte Heck berichtet von „zum Kunstobjekt umfunktionierten“ Objekten der Alltagskultur, die als Neuzugänge in die Sammlung übernommen wurden (S. 124). Ganz anderer Art war das Projekt, von dem Kirsten Bernhardt in ihrem Beitrag berichtet (S. 254–274). Die umfangreiche volkskundliche Sammlung des Braunschweigischen Landesmuseums befindet seit Jahren nahezu vollständig in den Magazinen (S. 254–257). Im Frühjahr 2015 meldete sich der neuseeländische Künstler Matthew Cowan während seines Jahresstipendiums des Landes Niedersachsen und der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig beim Braunschweigischen Landesmuseum. Er bat um Recherchemöglichkeiten in den Sammlungen des Museums, da er sich im Rahmen seines Stipendiums mit der regionalen Kultur beschäftigte und dabei durch das Studium der Literatur auf die volkskundlichen Bestände des Museums aufmerksam geworden war (S. 258). Es entwickelte sich die Idee zu einer Ausstellungskooperation, als inhaltliches Thema formulierte der Künstler „Courtship and Love“ – Brautwerbung und Liebe – und hinsichtlich des Konzeptes war klar, dass „Objekte aus den Sammlungen des Museums gemeinsam mit neuen Arbeiten des Künstlers inszeniert werden sollten“ (S. 259). Der Beginn der konkreten Arbeit gestaltete sich als „Feldforschung“ des Künstlers in den Depoträumen. Entsprechend der Entscheidung für das Oberthema Liebe und Hochzeit erbrachte diese Sichtung der Bestände einen umfangreichen Pool

unterschiedlichster Objekte aus unterschiedlichsten Zeiten: zum Beispiel einen Bestand verzierter Ellen, die Frauen als Liebes- oder Hochzeitsgaben erhalten hatten, Spanschachteln und Wockenblätter, Brautausstattungen und Kleidung von Hochzeitsbittern, Unterwäsche und Strümpfe, Fruchtbarkeitspüppchen, die Brautwocken schmückten. Parallel zur Beschäftigung mit den Sammlungsbeständen arbeitete der Künstler an seinen Werken im Atelier. Die Auswahl der Ausstellungsobjekte erfolgte assoziativ. Die Erzählung einer bestimmten Geschichte mit den Objekten oder die Vermittlung eines bestimmten, chronologisch oder thematisch geordneten Wissens darüber, war nicht das Ziel (S. 260f.); vielmehr erfolgte die Präsentation der Sammlungsobjekte nach ästhetischen Kriterien. Die Arbeiten von Matthew Cowan konnten als seine künstlerische „Antworten“ gesehen werden, in denen er Assoziationen und Interpretationen zu den ausgewählten Objekten im Rahmen des gewählten Themas zum Ausdruck brachte. „Das Ergebnis war schließlich ein Gesamtkunstwerk in fünf Räumen: Rund um das Thema Liebe wurden circa 50 Museumsobjekte zusammen mit sechs eigens geschaffenen künstlerischen Arbeiten inszeniert“ (S. 261). Die Ausstellung mit dem Titel „Wandle auf Rosen und Vergissmeinnicht. Eine Hochzeit von alten Dingen und neuer Kunst von Matthew Cowan“ war von Mai 2016 bis Februar 2017 im Braunschweigischen Landesmuseum zu sehen.

Digitalisierungsprojekte, Onlinepräsentationen von Sammlungen im Internet, Open Data und Open Access – diese Begriffe kennzeichnen aktuelle Trends und Diskussionen in der Museumsszene. Pauline Lörzer beschreibt am Beispiel des Stadtmuseums Camberg (S. 276–297) ihr Vorgehen und ihre Erfahrungen in einem Digitalisierungsprojekt und fragt „nach den „Möglichkeiten und Grenzen der Digitalisierung für die volks- und heimatkundlichen Museen“ (S. 277). Eingesetzt für die Erfassung der Sammlungsbestände wird dort digiCULT.web als zentrale Inventarisierungs- und Dokumentationssoftware der Museen in Thüringen. Über das „Museumsportal Thüringen“ können die so erfassten Daten für die Öffentlichkeit im Internet zugänglich gemacht werden (S. 283f.). Ein Bestand historischer Karten und Flurkarten sowie eine Sammlung von Notgeldscheinen aus Deutschland waren vom Stadtmuseum Camberg auf diese Weise zuerst online gestellt worden (S. 286). Zu dem Bestand historischer Karten erhielt das Museum von jeher regelmäßig Nutzungsanfragen und konnte nun auf die Digitalisate verweisen. Ein durch die Präsenz im „Museumsportal Thüringen“ bedingter förderlicher Effekt, etwa auf die Besucherzahlen oder Nutzungs- und Leihanfragen, ließ sich für das Museum nicht direkt nachvollziehen (S. 287). Nadine Kulbe und Ira Spieker berichten in ihrem Beitrag unter anderem über die Digitalisierung und Onlinestellung einer Sammlung von Segens- und Beschwörungsformeln aus dem Nachlass Adolf Spammers (S. 78–80), die das Ziel verfolgt, „zukünftige Forschungsvorhaben mit dem konkreten und dem abstrakten Potential dieses Materials zu unterstützen“ (S. 79). Und Matthias Fieder und Hannah Janowitz (S. 313f.) sehen in der Beteiligung der LVR-Freilichtmuseen Kommern und Lindlar an einem Digitalisierungsprojekt, das in Kooperation mit dem LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in Bonn durchgeführt wird, einen „weiteren Ansatz der gegenwartsorientierten Vermittlung“ der Freilichtmuseen (S. 313). In dem ebenfalls auf digiCULT.web basierenden „Portal Alltagskulturen

im Rheinland“ können die Sammlungen der beiden Museen mit den Materialien (Umfragen, Fotos, Filme) des LVR-Instituts in Verbindung gebracht und präsentiert werden. Sammlungsbestände zu digitalisieren, online zu stellen und auf diese Weise im Internet der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ist zweifellos richtig. Ein „Ausstellen im Internet“ kann aber die Präsentation von Originalen und deren Kontextualisierung in musealen Ausstellungen nicht ersetzen.

Stephan Pahs, Münster

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/14>

IVANA SCHARF, DAGMAR WUNDERLICH, JULIA HEISIG (Hg.):

Museen und Outreach. Outreach als strategisches Diversity-Instrument.

Waxmann Verlag, Münster, New York 2018. 137 S., zahlr. Abb.

ISBN 978-3-8309-3687-9, 34,90 €

Der Anspruch an Museen, sich sozial stärker zu öffnen, ist nicht neu. Auch die Autorinnen des hier besprochenen Bandes stellen für den deutschsprachigen Raum einen exklusiven Charakter von Museen fest. Ein aktives Zugehen auf Bevölkerungsteile, die bisher dem Museum ferngeblieben sind, wird nach Scharf, Wunderlich und Heisig nur teilweise und dann auch nur in Form einzelner Projekte umgesetzt (S. 9f.). Vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Veränderungen stellen sie daher die zentrale Frage, wie es Museen „heute, in einer Zeit, in der Themen wie Diversität und gesellschaftliche Teilhabe zunehmend virulenter werden“, gelingt, „ihre Sammlungen für weitere Bevölkerungskreise zu öffnen und relevant zu machen“ (S. 9).

Auf der Suche nach einer Antwort werfen sie einen Blick auf den angloamerikanischen Raum und zeigen auf, dass Museen dort zur Steigerung ihrer Reichweite schon länger den Outreach-Gedanken aufgreifen. Die Publikation kann als geglückter Versuch angesehen werden, den Museen im deutschsprachigen Raum eine erste Übersicht über die Bandbreite von Outreach an die Hand zu geben und sie zu ermutigen, die einzelnen, bislang noch losen Fäden einzeln implementierter Strategien zu einem Gesamtkonzept zu verknüpfen.

Dazu gibt sie in Kapitel 1 auf Basis der aktuellen Forschung zunächst Definitionen der Begriffe „Outreach“ und „Diversity“ und ordnet diese auf anschauliche Weise in den Kontext von gängigen Zielen wie Inklusion, Audience Development und Partizipation ein. Outreach wird als „strategisches Diversity-Instrument“ identifiziert, das sich für Museen gut eigne, um vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklungen eine Diversität des Museumspublikums zu erreichen (S. 9). Die Autorinnen motivieren die Museen dazu, Outreach „als Gewinn“, als Chance zur Weiterentwicklung zu sehen (S. 23). Sie weisen auf erste Ansätze deutscher Museen hin, die sich bislang allerdings meist ausschließlich auf Marketing oder „aufsuchende Kulturarbeit“ beschränkten (S. 12). Eine Kernaussage der Publikation ist dann auch diese, dass Institutionen, die eine Outreach-

Strategie zu implementieren gedenken, dies ganzheitlich tun müssten. Das Entwickeln einer Outreach-Struktur bringe im Idealfall eine Neuausrichtung aller Abteilungen und damit eine Umstrukturierung der gesamten Organisationskultur mit sich.

Kapitel 2 widmet sich ganz dem Museumspublikum und liefert eine praktische Übersicht über die deutschen Museumsbesuchenden. Dazu stellt die Publikation eingangs die aktuellen Besuchszahlen deutscher Museen vor und umreißt kurz die historische Entwicklung der Beziehung zwischen Museum und Publikum. In dem Kapitel werden zudem bereits vorliegende Erhebungen vorgestellt, wobei kritisch darauf hingewiesen wird, dass hier ein Bedarf nach kontinuierlich geführten Untersuchungen besteht. Um die Lücken ansatzweise zu füllen, haben die Autorinnen die Markt-Media-Studie 2016 ausgewertet. Die gewonnenen Erkenntnisse über das Museumspublikum werden im Unterkapitel „Datenanalyse zum Museumspublikum“ zur Verfügung gestellt, für eine intensivere Auseinandersetzung ist die vollständige Auswertung praktischerweise im Anhang beigefügt. Das Publikum wird auf das Museumsinteresse, die demographischen und die sozioökonomischen Daten sowie auf Lebensstile und soziale Milieus hin untersucht. Davon ausgehend werden die typischen Museumsbesuchenden, aber auch die Gruppen, die dem Museum fernbleiben, identifiziert. Die Autorinnen plädieren dafür, dass Institutionen noch stärker in die Publikumsforschung einsteigen und diese frei zugänglich machen sollten, so dass Führungskräfte aus dem Museumsbereich aktuelle Entwicklungen nachvollziehen können. So könnten die noch nicht erreichten Gruppen leichter ermittelt werden. Eine Vorbildfunktion erfüllten hier die Publikumsforschungen in den USA und Großbritannien durch ihren Umfang sowie durch ihre Kontinuität und Transparenz.

Kapitel 3 rollt die genealogische Entwicklung von Outreach in Museen auf, wobei ein Blick auf die USA, Europa sowie auf Deutschland geworfen wird. Die unterschiedlichen bisher existierenden Outreach-Strategien werden den Bereichen School-Outreach, Community-Outreach und Digital-Outreach zugeordnet und anschaulich beschrieben, darunter verbreitete Modelle wie der Museumskoffer, aber auch mobile Museen, Satellitenmuseen oder Distance Learning und schließlich die immer wichtiger werdenden digitalen Strategien wie Website, Social Media, Apps, digitale Sammlungen und MOOCS (offene Online-Kurse, S. 74). Hier spricht die Publikation einen wichtigen Punkt an, indem sie darauf hinweist, dass ein digitales Angebot nicht automatisch Outreach impliziert. Es gehe nicht darum, ein bereits bestehendes Publikum anzusprechen (S. 69). Ein ästhetisch hochwertiger Instagram-Kanal, auf dem etwa Kunstwerke in Szene gesetzt werden, oder auch eine digitale Präsentation der Sammlung reichen demnach nicht aus, um Museen zu Orten der Diversität zu machen.

Nachdem in Kapitel 1 bis 3 in die Thematik eingeführt worden ist, veranschaulicht Kapitel 4 anhand von Praxisbeispielen aus dem Museumsbereich sowie aus dem Opern- und Orchesterbereich, wie noch nicht erreichte Menschen mittels bestimmter Outreach-Strategien abgeholt werden können. Darunter sind Ansätze deutscher Institutionen, aber auch Beispiele aus Nachbarländern. Die Autorinnen stellen die ausgewählten Beispiele jeweils vor und zeigen auf, welche Stellung Outreach in den Museen einnimmt und welche Effekte die Programme aus Sicht der Museen auf deren Arbeit und ins-

besondere auf deren Umgang mit Diskriminierung haben. Dieses Kapitel ist insofern hilfreich, als dass es konkrete Anregungen zur Umsetzung einer eigenen Outreach-Strategie liefert.

In Kapitel 5 schließlich formulieren die Autorinnen auf Basis der zuvor dargelegten Informationen und Praxisbeispiele konkrete Handlungsempfehlungen. Das Buch zeigt auf, wo bei den Museen selbst, aber etwa auch bei der Politik Handlungsbedarf besteht. So ermutigen die Autorinnen die Museen, ihre Organisationsstrukturen, ihre Rolle, aber auch die eigene Diversität vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen stets neu zu reflektieren. Um Outreach abteilungsübergreifend zu verankern, sei es notwendig, dass die Führungsebene die Wichtigkeit der Thematik anerkenne und eine Zusammenarbeit mit unterschiedlichsten Institutionen hergestellt werde. Museen sollten ihre Outreach-Strategie so gestalten, dass sie in die Lebenswelt der bisher nicht erreichten Gruppen hineingehen und insbesondere über die digitalen Kanäle aktiv in die Interaktion mit potentiellen Besucher*innen einsteigen und Identifikation sowie Partizipation ermöglichen. Wo im musealen Kontext schon lange diskutiert wird, dass Interaktion und Partizipation mehr Bedeutung erhalten sollten, denken die Autorinnen hier noch weiter – indem sie den Museen das Potential zuschreiben, Orte der Begegnung und Verständigung zu sein, die von ihrer diversen Besucherschaft profitieren und an denen gleichberechtigt und auf Augenhöhe Kultur geschaffen und rezipiert werde. Doch auch an die Politik und Wissenschaft appellieren die Autorinnen, zu einer diverseren und offeneren Kulturarbeit beizutragen, etwa indem diese einen stärkeren Fokus auf die Kulturpublikumsforschung legen und Outreach institutionalisieren.

Die anschauliche Struktur und der Bezug zur Praxis sind die klaren Stärken der Publikation. Die Kernaussagen werden präzise und ohne viele unnötige theoretische Ausschweifungen dargelegt. Welche Gruppen sind in deutschen Museen stark vertreten, wo besteht noch ein geringer oder kein Bezug zum Museum? Und wie kann es gelingen, diese Gruppen gezielt zu erreichen? Die Publikation bietet gerade aufgrund der Auswertungen zum deutschen Museumspublikum und durch die verschiedenen Praxisbeispiele erste Anhaltspunkte für solche Museen, die auf der Suche nach Strategien zur Erreichung eines neuen Publikums sind. Sie regt zugleich an, die eigene Arbeit und Rolle kritisch zu reflektieren, und zeigt Möglichkeiten zur Implementierung eines Outreach-Konzeptes auf. Eine konkrete Anleitung für das einzelne Museum kann das Buch dabei jedoch auch laut den Autorinnen nicht liefern, da jedes Haus seine eigene, passende Outreach-Struktur identifizieren müsse. Die Umsetzung der vorgestellten, fast idealistisch anmutenden, auf Co-Kreativität ausgelegten Strategien dürfte denn auch für viele Museen eine große Herausforderung darstellen. Denn um die bestehenden Strukturen so grundlegend zu ändern, bedarf es einer großen Menge an „personellen, finanziellen und zeitlichen Ressourcen“ (S. 111). Der Band schafft es jedoch, auf das Thema aufmerksam zu machen und dafür zu sensibilisieren. Und er stellt richtig fest: Diversität und Publikumsorientierung sind Aspekte, an denen wohl kein Museum vorbeikommt, wenn es seine Relevanz wahren möchte (S. 107).

Maren Böhm, Cloppenburg

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/15>

JOACHIM HENNEKE, DAGMAR KIFT, THOMAS SCHLEPER (Hg.):

die welt neu denken. Beiträge aus dem Eröffnungssymposium 100 Jahre Bauhaus im Westen. Aschendorff Verlag, Münster 2019. 268 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-402-24648-1, 19,90 €

Wer die Festivitäten anlässlich des hundertjährigen Bauhaus-Gründungsjubiläums in Nordrhein-Westfalen näher verfolgt hat, wird auch das zweitägige Eröffnungssymposium vom 13. und 14. September 2018 auf der Essener Zeche Zollverein wahrgenommen haben, das mit seinen weit über vierzig externen Referierenden in fünf mehrgliedrigen Themensektionen, diversen Impulsen und Diskussionen zu Recht als gigantisch bezeichnet werden kann (vollständiges Programm in: www.hsozkult.de/event/id/termine-37811). Mit dem gleichnamigen Sammelband lag pünktlich zum Ausklang des Jubiläumsjahrs, das unter dem Titel „bauhaus 100 im westen“ stand, eine Auswahl der Beiträge im Druck vor. Im Fokus des Buches steht das in vielerlei Hinsicht problematische Rezeptionsphänomen Bauhaus und seine historischen Bezüge zum ‚Westen‘, ergo zum Rheinland und zu Westfalen, eine Perspektive, die angesichts der Tatsache, dass – mit Ausnahme von Krefeld als zeitweilige Wirkstätte des gebürtigen Aacheners Mies van der Rohe (siehe den Beitrag von Christiane Lange im vorliegenden Band; die drei Krefelder Mies-van-der-Rohe-Bauten stammen aus der Zeit vor seiner Bauhaus-Phase) – das historische Bauhaus im Osten wirkte, mindestens als eigenwillig bezeichnet werden kann. Die Entscheidung, die ‚Wurzeln des Bauhauses‘ dennoch „im Revier [zu] suchen“ (S. 7) kann von daher als bewusst gewählte Provokation betrachtet werden.

Der Band hat laut Kunsthistoriker und Mitherausgeber Thomas Schleper zum Ziel, mit der regionalen Neuperspektivierung den Mythos Bauhaus, seine „Auratisierung“ (S. 14) und „Fetischisierung“ (S. 165), aufzubrechen, indem Vorläufer und Entwicklungen berücksichtigt würden, die auch und vor allem im Westen zu finden seien. Der Leser wird, soviel sei vorweggenommen, also weniger über konkrete Schulverbindungen erfahren, sondern ein breites ideen- und baugeschichtliches Panorama der Moderne im Westen mit starkem Schwerpunkt auf Architektur und Gestaltung geboten bekommen, in der das Bauhaus nur eine Referenz unter vielen ist, zumal einschlägige Entwicklungen in die Vorbauhaus-Zeit fallen. Zudem soll, getreu dem Titel „die welt neu denken“, innerhalb eines „kritischen Moderne- und Gegenwartsdiskurses“ (S. 8) die Frage der aktuellen Relevanz des Bauhauses behandelt und diskutiert werden, was dem ganzheitlichen, sozialreformerischen und gesellschaftsgestaltenden Denkansatz, der in vielen Bereichen der Zwischenkriegszeit fühlbar wurde, für Problemlagen der Gegenwart abzugewinnen ist. Die beinahe zeitgleiche Gründung der ersten deutschen Demokratie im ‚klassischen‘ Weimar wird einleitend zu Recht als ein wesentlicher Bestandteil der gleichsam progressiven wie explosiven Verfasstheit um 1919 aufgefasst (S. 17).

Der Band umfasst 28 Kurzbeiträge aus den Bereichen Architektur, Bauwesen, Kunstgeschichte, Geschichte und Literaturwissenschaft, Projektskizzen aus der musealen Praxis sowie impulsartige Kommentare, die teilweise die Anmutung von Panelzu-

sammenfassungen (z. B. Kift, S. 53–60, und Cepl-Kaufmann, S. 207–212) haben. Der ursprüngliche Aufbau des Symposions (Demokratie und Architektur, Bildung, Gesellschaft, Kultur, Gestaltung) dient nur noch als grobe Orientierung. Stattdessen wurden sechs neue Kapitel gebildet, in denen ein Spektrum an Themen im Zusammenhang mit der Industriemoderne, dem Neuen Bauen, Künstlerlaufbahnen und urbanen Zentren der Moderne im Westen auf der Achse Köln–Düsseldorf, Hagen und Essen untergebracht wurde. Die auf den ersten Blick überraschende Platzierung von Ausführungen etwa zur Afrika-Rezeption in der Kunst (Eisenhofer, S. 77–88), zu internationalen Welterbestätten (Droste zu Hülshoff, S. 169–176), zu zukunftsfähigem Landschaftsdesign oder zur Nachkriegsordnung in Südosteuropa nach Ende der k.u.k.-Monarchie (siehe unten) trägt dem holistischen Ansatz des Bandes Rechnung, erzeugt aber auch eine z.T. schwer zusammenzubringende Heterogenität. Die reiche Bebilderung kommt dem Themenschwerpunkt, besonders bei weniger bekannten Architekturbeispielen, etwa aus Westfalen (Dietrich/Mertens, S. 177–184), zweifelsfrei zugute. Welche Kriterien zur beachtenswerten, mit Blick auf die Kongresssituation dann aber doch erheblich reduzierten Beitragsauswahl Ausschlag gegebenen haben, wird nicht erklärt. Der Anhang umfasst ein Autorenverzeichnis sowie den Abbildungsnachweis. Auf ein Register wurde verzichtet.

Zunächst widmen sich die Herausgeber der konzeptuellen Genese des Verbundprojekts, das in weiten Teilen mit der Ausrichtung des Bandes übereinstimmt („Auf dem Weg ins Bauhausjahr“). Die zwei ersten Kapitel („Demokratie und Architektur“ und „Bauhaus im Kontext von Demokratie und Gesellschaft“) behandeln grob den historischen Kontext des Bauhauses im Spiegel politischer und sozialer Veränderungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Mit der Weimarer Reichsverfassung wurde erstmals ein (finanziell garantiertes) Bekenntnis zum Kulturstaat festgeschrieben (Dreyer, S. 31–40), was einmal mehr die Wichtigkeit der politischen Entwicklungen in Deutschland um 1919 unterstreicht. Zu Recht werden Umbruchsprozesse im Gestalten und Bauen an einschlägigen Strömungen und Einzelpersonlichkeiten aus der Zeit vor 1919 (Werkbundgründung 1907, englische Lebensreformbewegung, Peter Behrens in Düsseldorf, großherzogliche Kulturrevolution in Darmstadt) festgemacht (Durth, S. 41–42). Der radikalste Bruch vollzog sich in der Sicht auf den Menschen selbst: Das Ideal „guter Arbeit“, garantiert durch Sicherheit, Hygiene und Wohlfahrt, zeichnete sich, wie Karsten Uhl zeigt, in den Fabrikbautwürfen aus dem Umfeld des Werkbundes ab (das Fagus-Werk in Alfeld als ein im Band vielbemühtes Beispiel, hier, S. 64, siehe auch S. 114). Wie dieses Ideal dann tatsächlich in der Sozialpolitik des Weimarer Staates umgesetzt bzw. im Arbeitsalltag gelebt wurde, wird nicht erörtert. Auf die soziale Realität am Bauhaus geht erstmals und einzig Ingrid Radewaldt mit einem instruktiven Beitrag zur wohl bekanntesten Bauhauselerin Gunta Stözl – Leiterin der Weberei und erster weiblicher Meister – ein (S. 69–76). Auch das sich progressiv nennende Bauhaus verharrte in Geschlechtertrennung, stereotypen Aufgabenzuweisungen und struktureller Ungleichbehandlung von Frauen (schlechtere Bezahlung, keine Pensionsansprüche, keine Erwerbsmöglichkeit des Lehrbriefs).

Die darauffolgenden Kapitel „Zur Gestaltung der Moderne im Westen“ und „Vom Bewahren und Bauen“ machen den Hauptteil des Buchs aus. Im Fokus steht das Neue Bauen, welches u. a. mit Größen wie Fischer, Riphahn und Behrens (als zeitweiliger Arbeitgeber des Bauhaus-Gründers Gropius) im Siedlungs-, Verwaltungs-, Sozial-, Garagen- und Sakralbau vor allem im Rheinland vertreten war. Gerade die Beiträge von Eva Dietrich und Holger Mertens sowie von Andrea Pufke listen anschauliche Beispiele auf, bei denen Westfalen im Schatten von Düsseldorf und Essen zwar etwas zurücksteht (Dietrich/Mertens, S. 177), jedoch erstaunlich viele Spuren des Neuen Bauens in Dortmund, Gütersloh, Münster und Bochum beherbergt. Die Architekten des Neuen Bauens – prominent mit Bauten im Rheinland und Ruhrgebiet auch die Architekturikonen Erich Mendelsohn und Josef Rings (Sonder/Gross, S. 147) – waren zweifelsfrei Pioniere, aber keine Bauhäusler. Dass Rings bei der Krupp AG, Essen, zusammen mit dem späteren Bauhaus-Leiter Hannes Meyer arbeitete (ebd., S. 148) oder dass die Folkwang-Eminenz Max Burchartz, der mit seiner Werbegrafik im Ruhrgebiet wirkte, eine Orientierung am Bauhaus erkennen lässt (Breuer, S. 133), ist vergleichsweise unspezifisch. Überzeugender stellt sich der Westen als frühes Erprobungsfeld späterer Bauhaus-Protagonisten in den Beiträgen zu Gropius-Freund Osthaus in Hagen (Ruppio, S. 93–100) und den in Mechernich (Eifel) respektive in Bottrop geborenen Adolf Meyer und Josef Albers dar, die an den Kunstgewerbeschulen Düsseldorf bzw. Essen lernten und dort von niederländischen Lehrern beeinflusst wurden (Heiser, S. 101–112). Ob sie aufgrund ihrer frühen Prägung ein spezifisches Vorbild nach Weimar brachten oder sich vielmehr vom Bekannten abkehrten, bleibt fraglich. Man stellt sich unweigerlich die Frage, wer hier eigentlich wen beeinflusst: der Westen das Bauhaus oder, wie Walter Buschmann annimmt, das Bauhaus den Westen („vom Bauhaus inspirierte Tendenz in der Industriearchitektur“, S. 120)?

Das letzte Kapitel trägt dem Begriff der Utopie Rechnung, der mit Gertrude Cepl-Kaufmann zum Schlagwort für das Umbruchsjahr 1919 avanciert ist (vgl. Gertrude Cepl-Kaufmann: 1919 – Zeit der Utopien. Zur Topographie eines deutschen Jahrhundertjahres. Bielefeld 2018.). Das Utopische fasst womöglich treffender als alles zuvor Gesagte die sozial- und staatsreformerische Gedankenwelt, die die gesamte gestalterische Moderne rahmt, so dass das Kapitel prominenter hätte platziert werden dürfen – zumal hier dank Cepl-Kaufmann ein Überblick über die für das Verständnis des Hauptteils wichtige Reformschulbewegung und das oft literarisierte, gesellschaftliche Aufbruchsklima geliefert wird (S. 213–220). Erstmals seit dem Beitrag von Michael Dreyer zur Weimarer Reichsverfassung werden den Vorstellungen und der praktischen Umsetzung von Nachkriegsordnungen Raum gegeben, welche eindrücklich zeigen, dass die im Band skizzierten Entwicklungen in einer politisch sehr unübersichtlichen Lage stattfanden, deren Ausgang absolut ungewiss war. Überraschend, aber zu Recht werden die für den vorgesehenen Umfang fast zu komplexen Beispiele Österreichs (Jachimowicz, S. 229–236) und Ungarns (Hermanik, S. 237–246) nach dem Zerfall des Habsburgerreiches 1918 in den Blick genommen. Die Debatte um die unterschiedlichen Staatsneukonzeptionen (Donauföderation oder Großdeutschland, S. 230f.) und die Neuauslegung von Machtverhältnissen (z. B. Idee eines Balkanstaas-

tenbunds unter ungarischer Führung, S. 239) hinterließ ein Vakuum, das die große Diskrepanz zwischen den Potentialen politischer Neuanfänge und weitverbreiteten angst- und hasserfüllten Heterotopien (Paul Busson/Karl Hans Strobl) überdeutlich macht.

Der Band ist in vielerlei Hinsicht problematisch. Auf der inhaltlichen Ebene trägt er durchaus seinem Anspruch Rechnung, den Mythos Bauhaus durch eine regionale Neuperspektivierung zu dekonstruieren. Insgesamt unterstreichen die Beiträge die Relevanz der Reformschulen, des Werkbundes, des Neuen Bauens und seiner Akteure im Rheinland so vorbildlich, dass nach der Lektüre kein Zweifel mehr daran besteht, dass das Bauhaus nicht einzigartig war. Vom ‚Bauhaus im Westen‘ bleibt dann auf der Faktenebene aber auch nicht mehr viel übrig: Mögliche gegenseitige Beeinflussungen außerhalb von Krefeld bleiben im Ungefähren. Tatsächliche Vorprägungen, wenn es sie denn gab (z. B. Adolf Meyer), können nicht systematisch vertieft werden. Der Vorwurf des Etikettenschwindels wurde in der regionalen und überregionalen Berichterstattung wahrlich genug debattiert (vgl. Andreas Rossmann, Bauhaus Jubiläum in Nordrhein-Westfalen. Geburtstag feiern mit László, Mies und Annie. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.12.2018; Michael Kohler: Alles Bauhaus, oder was? In: Kölner Stadt-Anzeiger, 15.3.2019; Der Mythos Bauhaus überdeckt vieles andere. Interview mit Wolfgang Pehnt. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 19.7.2019). Dennoch hätte der Band das Label „Bauhaus“ für einen Großteil der hier publizierten Skizzen nicht gebraucht. Der von Schleper vorgeschlagene Ansatz, die Welt inspiriert vom Bauhaus-Impuls gesellschaftlich, architektonisch und gestalterisch neu zu denken, ist einprägsam, jedoch wird diese in der Einleitung prominent angekündigte Debatte nur an wenigen Stellen dann auch tatsächlich geführt. Wenn Bernd Pütter feststellt, dass vom ganzheitlichen Ansatz des Bauhauses im heutigen Baugewerbe nichts übriggeblieben ist (S. 191f.), dann zeigt das, wie nah Erinnern und Vergessen beieinanderliegen.

Auf der Konzeptebene hätte die Zuspitzung auf „Demokratie“ (neben „Gestaltung“), die anfänglich mal als Alleinstellungsmerkmal des Bauhausjahres in Nordrhein-Westfalen gedacht war, umso deutlicher ausfallen müssen. Im Untertitel des Symposions noch prominent platziert, wird dieser Schwerpunkt im Sammelband aufgegeben und in der Einleitung pikanterweise sogar verschwiegen. Gerade mit Blick auf die erhellenden Ausführungen zum Nachkriegsgeschehen in Südostmitteleuropa mutet es geradezu merkwürdig an, dass die einschlägigen Entwicklungen in Deutschland zwischen 1918 und 1933 – die ja die Umgebung des Bauhauses bildeten und für den Westen gerade regionalhistorisch neu erforscht wurden – kaum Beachtung finden. Der sozial- und politikhistorische Anteil des Symposions ist im Band also bedauerlicherweise größtenteils entfallen. Dennoch darf das Buch, das wohlgerne in Rekordzeit erschienen ist, den Anspruch erheben, als Impulsgeber auch über die Grenzen des Bundeslandes hinaus rezipiert zu werden.

Maike Schmidt, Bonn

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/16>

HEINZ RIEPSHOFF:

Das Bauernhaus vom 16. Jahrhundert bis 1955 in den Grafschaften Hoya und Diepholz. Interessengemeinschaft Bauernhaus e.V., Wackernheim 2016.
589 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-9815353-2-7, 44,90 €

Die zweieinhalbspaltig gesetzte und durchgehend farbig gedruckte Publikation mit Hardcover ist der Ertrag von mehr als zwanzig Jahren intensiver Forschertätigkeit des Autors in den niedersächsischen Landkreisen Diepholz, Nienburg/Weser, Verden und Oldenburg – Gebieten, die in der frühen Neuzeit die Grafschaften Hoya und Diepholz bildeten. Bereits 2002 hat Heinz Riepshoff das „Bauernhaus-Archiv der Grafschaften Hoya und Diepholz“ gegründet und seitdem stetig ausgebaut. Das Buch basiert auf den zusammengetragenen Fotografien, Abbildungen und Aufmaßzeichnungen von nicht weniger als 5000 Gebäuden. Von letzteren sind „mehrere Hundert“ (S. 10) gründlicher erforscht. Hinter dem im Buchtitel genannten Stichwort „Bauernhäuser“ verbirgt sich die ganze Bandbreite der überlieferten ländlichen Gebäudetypen.

Die Gliederung ist verhältnismäßig klar: Ohne eine längere Einleitung vorzuschalten, unterteilt Riepshoff seinen Stoff in vier Zeitstufen, denen er Fallbeispiele zuordnet, die detailliert vorgestellt werden: Das erweiterte 16. Jahrhundert (mit Bauten zwischen 1465 und 1639), das 17. Jahrhundert, das er als „Renaissance“ bezeichnet (mit Bauten zwischen 1604 und 1659), zwei Jahrhunderte der „Vielfalt“ (mit Bauten zwischen 1679 und 1869) sowie die Backsteinhäuser (mit Bauten zwischen 1863 und 1954). Bereits diese Gliederung zeigt weniger ein Bemühen um wissenschaftliche Exaktheit – bei welcher eine Gliederung konsequent nach bautechnischen Kriterien zu erwarten gewesen wäre – als vielmehr um Herausarbeitung der bestimmenden Merkmale, die auch Laien vermittelbar sind. Ein letztes Kapitel beschäftigt sich mit den Befunden zu den Wärmequellen im Haus und ihren technischen Einrichtungen: Herd, Ofen und Schornstein.

In den einleitenden Abschnitten zu den ersten vier Kapiteln hat der Verfasser wichtige Einzelthemen herausgestellt, u. a. zweitverwendete Bauhölzer, seltene Spuren von Pfostenbauten an heute noch stehenden Häusern, den Einfluss des Dreißigjährigen Krieges in der Region, Details der Dielentorkonstruktion, glasierte Fliesen und Terrazzoböden des Historismus, frühe Bauernhäuser mit massiven Außenwänden seit den 1820er Jahren, landwirtschaftliche Spezialisierung im Kaiserreich, Ziegelproduktion, Bauhandwerker, biographische Skizzen über die Zimmerleute Glander und Scharringhausen und schließlich Heimatschutzarchitektur und Denkmalpflege. Im letzten Kapitel über die Feuerstellen behandelt Riepshoff u. a. Bau- und Brandvorschriften, von Holz gestützte massive Schornsteine, Küchen im Kammerfach sowie Schlafgelegenheiten in Alkoven.

In den ersten vier Kapiteln werden darüber hinaus 56 Bauernhäuser ausführlich dokumentiert. Es gelingt dabei, dem Leser beim Blättern des Buches ein „Durchschreiten“ der Geschichte des ländlichen Bauens von den Anfängen bis nach dem Zweiten Weltkrieg zu ermöglichen. Zugleich stellt der Autor Highlights der jeweiligen Epoche vor: etwa eines der ältesten Bauernhäuser, Hof Varenboels in Hollen von 1539 (S. 80–87), die Speicher der Siebenmeierhöfe (S. 193–195), ein Bürgerhaus von 1604 in Hoya (S. 198–203), Hof Siebenmeyer in Mangelsen von 1611 (S. 216–221),

die „Alte Schmiede“ in Bücken von 1621 (S. 232–237), Hof Wüning in Eydelstedt von 1833 (S. 390–397), Hof Lankering in Donstorf von 1863 (S. 454–461) oder Hof Alberts in Süstedt von 1873 (S. 468–473). Die Texte fokussieren klar auf einer fachlichen bauhistorischen Beschreibung der Hofgebäude, besonders der Haupthäuser, beziehen aber auch historische Informationen zur Hofgeschichte ein. Zwischendurch werden auch Aspekte ausgebreitet, die das kulturhistorische Umfeld der Häuser beispielhaft beleuchten: ältere Stollentruhen, Schriftzeugnisse aus den Anfängen der Denkmalpflege, in Bohrlöchern versteckte „Hexenzettel“, Einraumwohnhäuser des 16. Jahrhunderts, Auswanderung nach Amerika, Grabungsfunde in einem Gasthaus, Kieselplaster, Geschichtliches über die „Kolonie“ Syke, ein Hofübergabekontrakt, Baurechnungen eines Neubaus der 1890er Jahre. Das Buch lebt ein Stück weit von seinen insgesamt 1300 Abbildungen, Fotos und Bauzeichnungen. Letztere sind meist Aufmaße des Autors, die den rekonstruierten Zustand historischer Zeit darstellen; es gibt aber auch (ältere) Aufmaße des Hausforschers Gerhard Eitzen sowie aussagekräftige historische Baupläne.

Leider verzichtet der Autor am Ende auf eine Zusammenfassung des dargebotenen Stoffes. Für den versierten Leser ergibt sich dennoch eine sehr gute Darstellung der lokalen Entwicklung des Fachwerkgefüges und der Bautechnik, gewonnen mit den Methoden der volkskundlichen historischen Hausforschung durch eingehende Bauaufnahme und Bauanalyse. Darüber hinaus wird der Wandel vom Rauchhaus mit offener Feuerstelle zum Wohn-Wirtschaftsgebäude mit Schornstein – u. a. durch einige bemerkenswerte Befunde zu Herdstellen und Feuerrahmen – instruktiv nachgezeichnet. Erst in zweiter Linie liegt der Fokus auf dem Wandel der Raumstruktur, da die untersuchten Hallenhäuser im Inneren zunächst für viele Jahrzehnte bzw. Jahrhunderte weitgehend offene Strukturen waren, die nur wenige abgeteilte Räume aufwiesen. Die Berücksichtigung von vor allem großen Bauernhäusern entspricht dem Baubestand der Region und ist deshalb folgerichtig: Für die traditionellen Gesellschaften in Nordwestdeutschland waren diese Bauten wichtige Zentren menschlichen Lebens und Arbeitens.

Das Buch schließt mit einem übersichtlichen Literaturverzeichnis, einem kurzen Glossar mit Fachbegriffen sowie einem Ortsverzeichnis ab. Bei den Fachbegriffen zeigt sich einmal mehr die praxisbezogene Herangehensweise des Autors, der einige Definitionen so abwandelt, dass sie auf die besondere regionale Bauweise im Raum Hoya/Diepholz passen. Die Veröffentlichung ist gut bis sehr gut gelayoutet und redaktionell bearbeitet.

Heinz Riepshoff hat mit diesem opus magnum einen thematisch reichhaltigen, absolut gelungenen und repräsentativen Querschnitt durch die traditionelle ländliche Baukultur der von ihm bearbeiteten Region gelegt. Er zeigt, wie weit fortgeschritten der aktuelle Wissensstand zum ländlichen Hausbau mittlerweile ist. Mit der umfangreichen und kenntnisreichen Veröffentlichung ist ein weiterer grundlegender Baustein zur Dokumentation und Erforschung des ländlichen Bauens in Nordwestdeutschland endlich verfügbar.

Lutz Volmer, Bielefeld

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/17>

CHRISTIAN SCHITTICH (Hg.):

Traditionelle Bauweisen. Ein Atlas zum Wohnen auf fünf Kontinenten.

Birkhäuser Verlag, Basel 2019, 384 S., 658 Abb., Pläne und Zeichnungen.

ISBN 978-3-0356-1609-5, € 79,95;

in der gleichen Aufmachung englischsprachig: Vernacular Architecture. Atlas for Living throughout the World. ISBN 978-3-0356-1631-6, 79,95 €

Der Sammelband behandelt in 34 Beiträgen, davon zwei einleitenden des Herausgebers, das, was im Titel als „traditionelle Bauweise“, an anderen Stellen und in der englischsprachigen Ausgabe als „vernakuläre Architektur“, als „Wohnbauten der normalen Bevölkerung“ oder „der einfachen Menschen“ apostrophiert wird, auf allen fünf Kontinenten. Neun betreffen Europa – davon drei Deutschland und drei die Alpenregion, zwei Nord- bzw. Osteuropa und einer die Türkei –, je drei Ozeanien und Amerika sowie vier Afrika, jedoch liegt ein Schwerpunkt mit 13 Beiträgen auf Asien. Jeder Gruppe ist eine Karte des jeweiligen Erdteils vorangestellt, wobei aber leider vergessen wurde, die behandelten Regionen/Orte auf irgendeine Weise genauer zu lokalisieren. In der Regel umfasst jeder Aufsatz sechs bis zehn Seiten einschließlich der immer sehr anschaulichen und oft großformatigen Abbildungen, die sich auf 658 summieren.

Unter den neun Autorinnen und 28 Autoren stammen 26 aus dem Bereich der Architektur, darunter auch der Herausgeber als Chefredakteur der renommierten „DETAIL – Zeitschrift für Architektur + Baudetail“ von 1998 bis 2016 und sieben aus den Bereichen Ethnologie, Volkskunde und Kunstgeschichte. Bei mindestens 18 Beiträgen ist der Blick von außen (und zumeist aus Europa) auf die jeweilige Untersuchungsregion bzw. ihre Bauten gerichtet – bisweilen in Kooperation mit einheimischen Institutionen (S. 225). Einige Beiträge sind Ergebnis mehrjähriger Untersuchungs- und Erhaltungsprojekte (wie etwa die fünfjährige DFG-finanzierte Erfassungsaktion in Tibet [S. 190–207] oder die UNESCO-Aktivitäten im Jemen [S. 138–147]), andere stammen aus dem unmittelbaren beruflichen Tätigkeitsfeld der AutorInnen und wieder andere sind Produkt mehr oder minder ausgiebiger Bildungs- bzw. Forschungsreisen. Manche Beiträge können auf Schilderungen früherer Entdecker- und Kolonialreisen, etwa von Forschern im frühen 19. Jahrhundert zu den „Eskimos“ in der Arktis (S. 341f.) oder holländischer Missionare in Indonesien (S. 278–285) zurückgreifen. Allerdings dürfte nicht nur den daraus entnommenen Abbildungen des späten 19. oder frühen 20. Jahrhunderts, sondern auch vielen der Fotografien aus den 1970er (u. a. S. 148ff., 292ff., 328ff.) und 1980er Jahren (u. a. S. 160ff.) bereits im frühen 21. Jahrhundert hoher dokumentarischer Quellenwert zukommen angesichts der rasanten „Modernisierungen“ selbst entlegener Zipfel der Welt. Leider sind viele der Fotos nicht datiert, und ebenso bleibt bei den erfreulich zahlreich beigegebenen (Grundriss-)Plänen zumeist unbestimmt, ob der Zustand zur Zeit der Erbauung oder – was eher zu vermuten ist – zur Zeit der Materialerhebung erfasst und wiedergegeben ist.

Aus unserem Sprachraum beschreibt Michael Schimek in gerafftester Form auf acht Seiten mit 13 Abbildungen „Das niederdeutsche Hallenhaus“ in seiner Verbreitung

und seinen Varianten als ländliche Hausform in den Veränderungen von Nutzung und Konstruktion vom Auftauchen im späten Mittelalter bis zum Verschwinden nach 1945, die Forschungsgeschichte nicht unterschlagend (S. 42–49). Konrad Bedal waren 16 Seiten mit 24 Abbildungen zugestanden, in denen er kenntnisreichst die Entwicklung der „Fachwerkhäuser in Süddeutschland“ als Konstruktionsweise in ihrer Blütephase vom 13. Jahrhundert mit den bautechnischen und gestalterischen Wandlungen bis zum Ausklang um 1740 abhandelt (S. 50–65). Beide Autoren weisen ausdrücklich auf die spezialisierten Zimmerleute mit reglementierter Berufsausbildung und -organisation als Schöpfer dieser Holzbaukunst hin (S. 47 bzw. 53). Kerstin Richter zeigt auf acht Seiten mit 19 Abbildungen die konstruktive Variationsbreite der „Umgebinderhäuser im Dreiländereck Tschechien, Deutschland und Polen“ mit ihrem integrierten Anteil an Blockbauten (S. 66–73), die auch den sechsseitigen Beitrag mit zehn Abbildungen von Roland Flückiger-Seiler über „Die alpine Blockbauweise und ihr Einfluss auf den ‚Schweizer Holzstil‘“ beherrschen (S. 88–93). Dazu kontrastiert Marc Antoni Ney auf sechs Seiten mit 13 Abbildungen „Das Engadiner Haus“ (S. 74–79) in alpiner Steinbautradition und ebenso Giovanni Buzzi auf acht Seiten mit 14 Abbildungen „Bäuerliche Steinbauten im Tessin“ (S. 80–87).

Aus vielen anderen Teilen der Welt bringt der Atlas eine Fülle von Lösungen der „Wohnungsfrage“ weit jenseits abendländischen Erinnerungs- oder Vorstellungsvermögens, sei es in sozialer Hinsicht mit mehr oder minder großen Raum- oder Bau-Komplexen für das Zusammenleben von Sippen bzw. Familienverbänden (berühmt etwa die Bauten im chinesischen Fujian, S. 172–189), sei es ökonomisch bedingt die Flüchtigkeit nomadischer Unterkünfte (Beispiele aus Lappland [S. 94–10] und Sibirien [S. 102–109], aus Tibet [S. 160–171] oder dem indianischen Nordamerika [S. 338–359]), oder sei es den naturräumlichen Voraussetzungen mit spezifischen Baumaterialvorkommen geschuldet. Besonders zahlreich versammelt der Band Beispiele von Bauten aus ungebranntem Lehm – gestampft oder aus luftgetrockneten Steinen – etwa in Marokko (S. 288–303) und Syrien (S. 130–137), im Jemen (S. 138–147) und in Mali (S. 304–323), in Tibet (S. 190–207) und anderen Teilen Chinas (S. 172–181). Auch relativ dauerhafte Stangenkonstruktionen sind (oder waren) an verschiedenen Stellen der Erde zu finden, etwa auf den südpazifischen Inseln (S. 262–271), in Neuseeland (S. 272–277) und Neuguinea (S. 278–285), aber auch in Brasilien (S. 366–373) oder im südlichen Afrika (S. 324–335). Zu all dem bietet der Sammelband vielschichtiges Anschauungsmaterial, so etwa zum Bauprozess (z. B. S. 114, 144f., 195, 199, 278–280), aber vor allem natürlich – der beruflichen Vertiefung des Herausgebers entsprechend – besonders zu konstruktiven und gestalterischen Baudetails von Mauern und Wänden (z. B. S. 36, 115, 141–143, 159, 206, 221) oder Decken (z. B. S. 303), über Fenster und Türen (z. B. S. 211–213) bis zu oftmals einfach nur „schönen“ Innenräumen (z. B. S. 113, 202, 212, 250–259).

Der in jeder Hinsicht gewichtige (1875 Gramm) Band bietet also derzeit zumindest deutschsprachig (umfangreicher dagegen Paul Oliver (Hg.): *Encyclopedia of Vernacular Architecture of the World*. Cambridge 1997; die erweiterte Neuauflage durch Marcel Vellinga steht bevor) das umfangreichste und am weitesten ausgreifende

Kompendium regionaler Bauweisen, von denen viele in ihrem Bestand gefährdet sind, wie schon der Klappentext hervorhebt: „Gerade in den sich am schnellsten entwickelnden Ländern geht ein jahrhundertalter Erfahrungsschatz unwiederbringlich verloren.“ Ob der Band damit „auch für modernes Bauen von Interesse ist“, wie es dort weiter heißt, oder gar „eine Schatzkiste für aktuell drängende Fragen der Architektur“, wie eine andere Besprechung resümiert (David Kasperek in: „der architekt“ vom 14.2.2020), sei hier nicht beurteilt. In kulturhistorischer Hinsicht jedenfalls liegt die hohe Bedeutung des Bandes allein schon in der Präsentation der Vielfalt der Welt auch in baulicher Hinsicht und im Aufruf zur Bewahrung der einzelnen Bauten bzw. Bautypen. Nur was in seinem Wert er- und bekannt ist, kann überhaupt Hoffnung haben, tradiert zu werden – und sei es wenigstens in exemplarischen Beispielen museal.

Darüber hinaus aber kann dieser „Atlas zum Wohnen“ eine grundsätzliche Skepsis gegenüber dem besonders im britischen Raum verfolgten Konzept der „Vernacular Architecture“ nicht ausräumen. Zwar leiten viele AutorInnen des vorliegenden Bandes die Besonderheiten der behandelten Bauten für die Lesenden nachvollziehbar aus den jeweiligen funktionalen Erfordernissen im naturräumlichen Bedingungsgeflecht von Klima und Materialverfügbarkeit ab, und nicht selten werden auch die historisch-sozialen Grundlagen erläutert, jedoch erfüllt sich nicht die Hoffnung, durch den zusammenschauenden Vergleich möglichst vieler regionalspezifischer „traditioneller“ Architekturen vertiefte Erkenntnisse über die Einzelfälle hinaus zu gewinnen. Was bleibt, ist vielmehr die einleitende Feststellung des Herausgebers: „Es ist faszinierend zu sehen, wie ähnliche Voraussetzungen manchmal in weit auseinanderliegenden Regionen zu ähnlichen Bautypen führen – gelegentlich aber auch zu vollkommen unterschiedlichen“ (S. 20).

Tatsächlich wird selbst von den derzeit engagiertesten Vertretern des Konzepts (siehe etwa Marcel Vellinga: *The End of the Vernacular. Anthropology and the Architecture of the Other*. In: *Etnofoor, Architecture* 23, 2011, S. 171–192; <https://www.jstor.org/stable/23217887> [17.5.2020]) nicht in Abrede gestellt, dass die Definition des „vernakulären“ oder „traditionellen“ oder „anonymen“ Bauens trotz jahrzehntelanger Bemühungen unscharf bleibt. Es kann deshalb auch der vorliegende Band keinen Gewinn erzeugen durch den Vergleich z. B. von möglichst wehrhaften Verteidigungsbauten einer sesshaften Bauernbevölkerung mit den möglichst flexiblen Unterkünften von Viehherden-Nomaden. Auch flankierend herangezogene Definitionen können kaum günstigere Vergleichsgrundlagen schaffen, denn spätestens dann, wenn er städtische Ansiedlungen (etwa im Jemen [S. 138–147] oder in Indien [S. 221–226]) mit ihrer sozialen Ausdifferenzierung einbezieht, muss auch der vorliegende Band mehr zeigen als pauschal „Wohnbauten der normalen Bevölkerung“ oder „der einfachen Menschen“. Natürlich gehören dort (wie bekanntlich auch in den ländlichen Regionen des Artlandes [siehe S. 43] und Süddeutschlands [siehe S. 62–65]) die aufwendigsten Häuser den gar nicht mehr so normalen und einfachen Menschen, ist also das Bauen auf kleinstem Raum weitaus differenzierter, als es der Begriff „traditionell“ beinhaltet. Untauglich ist schließlich auch die Hilfsdefinition der „Architektur ohne Architekten“ bzw. „ohne Stammbaum“ (nach Bernhard Rudofsky: *Architecture Without Archi-*

texts: A Short Introduction to Non Pedigreed Architecture. London 1964), denn diese gibt es höchstens entweder bei temporären und wahrhaft ephemeren Bauten oder im Geltungsbereich moderner „Honorarordnungen für Architekten und Ingenieure (HOAI)“, d. h. eines vor kaum hundert Jahren erstmals kodifizierten Berufsbildes. Für komplexe und dauerhafte Bauten, wie sie auch der zu besprechende Atlas mehrheitlich präsentiert, werden zumindest in Mitteleuropa, wo immer Untersuchungen tiefer schürfen, Bau- oder Werkmeister als planende Instanz fassbar: Die Eigenleistung „der einfachen Menschen“ als Nutzer/Eigentümer beschränkt sich auf Hilfsarbeiten.

Und schließlich verweist der – für sich genommen ebenfalls untadelige – Atlas-Beitrag von Ximena Samper und Marieth Castro auf die völlig ungeklärte zeitliche Dimension des Konzepts vom „Vernakulären“ oder „Traditionellen“. Entweder hat die „Kolonialarchitektur in Kolumbien“ (S. 360–365) in diesem Band nichts verloren, denn die spanische Intervention hat unzweifelhaft das dort vordem Traditionelle verdrängt. Oder es wird die unter diesem „prägenden Einfluss“ entstandene Wohnhausarchitektur Lateinamerikas zum Bestandteil des Traditionellen erklärt, wobei dann freilich zu erklären wäre, welcher Art von Architektur denn zukünftig überhaupt noch der Eingang in Atlanten über das „Traditionelle“ verwehrt bleiben sollte. Vermutlich würden – wie schon vor 120 Jahren in der Auffassung der Heimatschutzbewegung – allein die Einflüsse von Industrialisierung, Urbanisierung und generell „der Moderne“ unter das Verdikt fallen.

Thomas Spohn, Dortmund

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/18>

THOMAS SPOHN:

Bauernhöfe im Nationalsozialismus. Die Neubauten der Reichsumsiedlungsgesellschaft (Ruges) in Norddeutschland (Quellen und Studien zur Regionalgeschichte Niedersachsens, 15). Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum, Cloppenburg 2019. 195 S. ISBN 978-3-938061-43-5, 19,80 €

Denkt man an nationalsozialistische Architektur, so hat man vielleicht das Olympiastadion in Berlin oder das ehemalige „Haus der Deutschen Kunst“ in München vor Augen, und man erinnert sich an Namen wie Werner J. March, Albert Speer oder Paul Ludwig Troost. Aber es gibt auch anderes – etwa ländliche Bauten, die eher alltäglich wirken und denen man auf den ersten Blick ihre Herkunft aus dem Jahrzwölf ab 1933 nicht ansieht. Dieses in optischer Hinsicht weniger spektakuläre Baugeschehen ist das zentrale Thema von Thomas Spohn. Er führt zurück in die mittleren 1930er Jahre, als die Wehrmacht im Zeichen der Remilitarisierung Gelände für Schießplätze, Truppenübungsplätze oder Kasernen suchte. Es bestand, wie der erste Teil der Publikation erläutert, ein Riesenbedarf an Flächen, die naturgemäß zusammenhängend

und wenig besiedelt, nach Möglichkeit sogar unbesiedelt sein sollten. Der Staat beauftragte 1935 ein eigens gegründetes Amt, die Reichsumsiedlungsgesellschaft, abgekürzt: Ruges, mit dem Erwerb der ins Visier genommenen Areale. „Erwerb“ ist sicherlich euphemistisch formuliert; die Verkäufe fanden unter staatlichem Druck statt, und Enteignungen waren durchaus möglich. Dörfer, die in den vom Militär beanspruchten Gebieten lagen, wurden in Beschlag genommen, entvölkert und zu Wüstungen. Die ursprüngliche Einwohnerschaft, vorwiegend Bauern, wurde zu Umsiedlungen gezwungen. Auch wenn sie mit neuen Höfen in der Nachbarschaft oder in anderen Regionen entschädigt wurden, so kam die Aufgabe ihres angestammten Wohnortes doch häufig einer Entwurzelung gleich. Eine Karte im Vorspann des Bandes gibt einen Überblick über die Verbreitung der im „Dritten Reich“ angelegten oder ausgebauten Truppenübungsplätze und der späteren Neusiedlungen.

Die sogenannte Ruges musste nicht nur die Ländereien beschaffen, die für die militärischen Belange benötigt wurden, ihr oblag auch die Organisation der Umsiedlung. Damit trat sie in eine gewisse Konkurrenz zu den schon bestehenden gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften, deren Aufgabe die Förderung der „inneren Kolonisation“ war, wie beispielsweise die „Rote Erde“ für Westfalen oder das „Rheinische Heim“ für die Rheinprovinz, beide 1916 gegründet. Gleichwohl blieb für die neue Institution ein beachtliches Betätigungsfeld, ging es doch alleine in Norddeutschland um 4500 anerkannte Ansprüche an Hof- und Landersatz. Bis zum Kriegsende wurden etwas über tausend Gesuche dieser Art berücksichtigt.

Die Ruges spielte übrigens bei der Ostsiedlung der im Zweiten Weltkrieg eroberten polnischen Gebiete, so des „Warthegaus“, keine entscheidende Rolle. Dorthin wurden vor allem „Volksdeutsche“ eingewiesen, während die von der Aussiedlung betroffene Reichsbevölkerung für ihr zweites Zuhause Gegenden bevorzugte, die in der Nähe der alten Heimat lagen. Auch Bauern aus den westdeutschen Realteilungsgebieten waren kaum in Richtung Osten zu locken, wie zum Beispiel aus der sogenannten „Westmark“ bekannt ist (vgl. Uwe Mai, Ländlicher Wiederaufbau in der „Westmark“ im Zweiten Weltkrieg. Kaiserslautern 1993).

Wie sah das von der Ruges besorgte neue Bauernland aus, wie war es beschaffen? Wie war das Verhältnis von Ackerböden und Wiesengelände? Gehörte zum Besitz ein Wald? Sollte er gerodet werden? Waren Voll- oder Nebenerwerbshöfe gemeint?

In den letzten Kriegsjahren wurde die in Berlin ansässige Zentrale der Ruges von Fliegerangriffen zerstört. Dabei ging auch deren Archiv verloren. Erhalten blieben allerdings etliche Aktenbestände in einigen Außenstellen der Reichsumsiedlungsgesellschaft, darunter auch Planunterlagen. Wie die Legenden einiger dieser Bauzeichnungen mitteilen, handelt es sich auch um Entwürfe von Bautypen. Sie wurden vermutlich entsprechend den örtlichen Gegebenheiten umgearbeitet. Vermerkt ist hin und wieder „Typ“ xy. Indizien für eine Standardisierung und Normung der geplanten Bauten sind zudem Hinweise wie: „... für 60, 80 u. 120 Morgen Höfe“. Öfters sind die Betriebsgrößen der zu errichtenden Neuanlage und deren Baukosten bekannt (Beispiele dazu finden sich im Katalogteil des Bandes). Solche kalkulatorischen Angaben

verdeutlichen die verschiedenen Kategorien dieser aus der Zeit um 1935 und den folgenden Jahren stammenden Bauernhöfe. Auch wenn mancher von ihnen zwischenzeitlich verändert worden ist, sind sie die wohl markantesten Belege für das frühere Baugeschehen.

Bei den im Reich unter der Regie der Ruges entstandenen bäuerlichen Anwesen finden sich mehrere Varianten, die sich nach landschaftlichen Bautraditionen richten. Vertreten sind unter anderen langgestreckte Einzelbauten, die Wohn- und Wirtschaftsteil unter einem Dach vereinen. Anzutreffen sind auch Winkel- oder Dreiseithöfe, wie sie insbesondere für Norddeutschland in Frage kamen. Man stößt auf Bauten, die an Hallenhäuser oder Gulfhäuser erinnern, wie etwa in den emsländischen Siedlungen Astrup (vgl. „Typ Astrup“, S. 131–134) oder Rastdorf („Rastdorf Typ“, S. 137–141). Diese kleinen Orte wurden als Ausweichquartiere für das Dorf Wahn ausgebaut, das um 1940 zugunsten der Erweiterung des Schießplatzes Meppen zwangsgeräumt wurde, dessen Betreiber der Kruppische Rüstungskonzern war.

Die Planunterlagen und die tatsächlich errichteten Höfe zeigen drei Ausführungen an Baumaterialien: den aus Backsteinen bestehenden Massivbau mit manchmal verputzten Mauern, als Zweites die Fachwerkbauweise und als Drittes die Kombination dieser beiden Techniken. Für den Innenausbau wurden allerdings moderne Baustoffe verwendet. Das Fachwerk ist weitgehend einfach als ein Ständer- und Riegelgerüst strukturiert. Manchmal weist das Giebelndreieck Vorkragungen auf. Anlehnungen an früheren Dekor der Brüstungen mit Andreaskreuzen kommen hin und wieder vor. Die in der Regel mit Ziegeln gedeckten Satteldächer sind häufig abgewalmt. Den meisten dieser Bauten ist ein historisierendes Erscheinungsbild gemeinsam.

Im zweiten Buchteil setzt sich der Autor mit dem Gegenüber von Tradition und Moderne auseinander. Es ist keine Frage, traditionelle Anschauungen beherrschten das Bild, und zwar nicht nur bei der Ruges, sondern bei allen Siedlungsgesellschaften. Dies bestätigen auch die Architektur-Wettbewerbe, die verschiedene Organisationen zwischen 1934 und 1941 ausgeschrieben hatten, so der „Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin“ oder der „Verein für Niedersächsisches Volkstum“.

Der dritte Teil, der bereits erwähnte Katalog, stellt eine Reihe von Ruges-Höfen vor, die in den Bundesländern Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern liegen. Die Auswahl zeigt, womit man vielleicht nicht gerechnet hat, auch einige modern ausgerichtete Anlagen, die mit regionalen Bautraditionen kaum Gemeinsamkeiten besitzen, etwa Beispiele in Pattensen bei Hannover (S. 145–153). Sehr anschaulich wird in diesen Kapiteln die Individualgeschichte der Höfe dargelegt. Historische wie aktuelle Fotos und Reproduktionen der Pläne illustrieren auch diesen Bereich vorzüglich.

Thomas Spohn hat dankenswerterweise manche Viten von Ruges-Baumeistern, welche die Neusiedlungen und deren Höfe geplant haben, recherchiert. Einige Lebenswege deuten Verbindungen mit dem Wandervogel an. Als wichtige Momente stellen sich der Heimatschutzstil und dessen Überzeugung des „landschaftsgebundenen Bauens“

heraus, eine Vorstellung, die vom „Dritten Reich“ gerne aufgegriffen wurde. Es mag sein, dass mancher der Verantwortlichen von nachstehender, 1936 ausgesprochener Devise überzeugt war: „Bei unseren baulichen Aufgaben liegen [...] Zweckmäßigkeit und Schönheit unmittelbar zusammen. Sie fließen ineinander über und sind keine Gegensätzlichkeiten [...]“ (Teil 2, S. 69). Ein nächster Schritt wäre möglicherweise eine konstruktive Auseinandersetzung mit dem „modernen Bauen“ gewesen, das den Bauernhof eher als eine landwirtschaftliche Produktionsstätte verstand. Wie es der Folgesatz des obigen Zitates ausdrückt, konnte man aber davon nicht ausgehen: „Wir müssen die gerade Entwicklungslinie, die etwa vor 50 bis 80 Jahren verlassen wurde, wiederherstellen und aus dem Gestrüpp der Experiment- und der Patent-Bauweisen zurückfinden zum klaren und einfachen Bauschaffen und Baugestalten auf dem Lande.“ Das war eine deutliche Absage an eine Notwendigkeit der Modernisierung.

Wie angemerkt, ist der Aktenbestand der Ruges sehr lückenhaft. Glücklicherweise sind aber reichliche Materialien aus Cloppenburg erhalten geblieben, die heute im Bundesarchiv Freiburg verwahrt werden. Als Pars pro Toto sprechen diese Unterlagen für die Tätigkeit der Siedlungsgesellschaften insbesondere in der Zeit des „Dritten Reichs“. Thomas Spohn ist dafür zu danken, dass er diesen Fundus ausgewertet und die damals errichteten Bauten in eine heutige Perspektive übertragen hat. Anzuerkennen ist auch, dass das „Museumsdorf Cloppenburg“ diese Studie über ein bisher wenig bekanntes Kapitel der Architektur der Jahre 1933 bis 1945 herausgegeben hat.

Abschließend noch eine kurze Anmerkung als Exkurs: Umsiedlungen waren kein ausgesprochenes Spezifikum des „Dritten Reichs“. Unter unbestritten veränderten Verhältnissen wurden noch in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren Dörfer auf dem östlichen Hunsrück aufgegeben und anschließend eingeebnet. Damals ging es vor allem um die Lärmbelästigung, der die Bewohner eines benachbarten Militärflugplatzes ausgesetzt waren. Auch in diesem Fall kann man von Heimatverlust sprechen.

Klaus Freckmann, Berlin

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/19>

CAI-OLAF WILGEROTH, MICHAEL SCHIMEK (Hg.):

4 Wände. Von Familien, ihren Häusern und den Dingen drumherum. Das Einfamilienhaus in Deutschland seit 1950. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum vom 15. April 2018–31. Januar 2019. Museumsdorf Cloppenburg, Cloppenburg 2018, 288 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-938061-41-1, 19,80 €; E-Book (PDF): Waxmann Verlag, Münster, New York, ISBN 978-3-8309-6379-0, 29,00 €

Das großformatige, zweieinhalbspaltig gesetzte und durchgehend farbige Begleitbuch zu einer Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg geht auf ein Forschungsprojekt des Museums gemeinsam mit dem Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie

der Universität Münster, der Volkskundlichen Kommission für Westfalen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe und des Instituts für Wasser – Ressourcen – Umwelt der Fachhochschule Münster zurück, realisiert mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF). Es ist ein Beitrag zu einem Thema, das zu den „klassischen“ Forschungsfeldern der Volkskunde/Europäischen Ethnologie gehört: der volkskundlichen historischen Hausforschung auf der einen und der Wohn- und Sachkulturforschung auf der anderen Seite.

Die in viele kurze Abschnitte unterteilte Veröffentlichung entwickelt sich folgerichtig aus dem im Titel genannten Begriff Einfamilienhaus (von den Verfassern häufig EFH abgekürzt). Die Verfasser verzichten darauf, von einem Forschungsabriss und präzisen Fragestellungen auszugehen, was für einen allgemeinverständlichen Begleitband zu einer Ausstellung nachvollziehbar ist. Der Beitrag von Michael Schimek zur „Spezifik einer ambivalenten Wohnform“ bietet eine sehr offene und kluge Definition des Einfamilienhauses nicht über seine Baugestalt, sondern über die Themenfelder „Freiraum“, „Freiheit“, „Intimität“, „Verantwortung“, „Ansehen“, „Gebundenheit“ und „Risiko“ – eine erfrischende Herangehensweise. Ein weiterer zentraler Beitrag, ebenfalls von Schimek, befasst sich mit „Schloss, Villa, EFH. Zur Geschichte des Einfamilienhauses in Deutschland“. Von frühen reinen Wohnhäusern (ohne landwirtschaftliche Räumlichkeiten) des 18./19. Jahrhunderts spannt er den Bogen bis zur Gegenwart. Er reißt eine Vielzahl von Themen und Fragestellungen jedoch nur an. Die technischen Aspekte der Entstehung von Einfamilienhäusern, namentlich Bauorganisation und Bauablauf, untersucht der Beitrag „Die Bauunternehmer“ von Cai-Olaf Wilgeroth anhand eines konkreten Beispiels. Josef Kuper berichtet über das Sozialleben einer Nachbarschaft in Cloppenburg und die gemeinsamen Aktivitäten dieser relativ homogenen Gruppe. Der Baustoffhandel (mit neuen und gebrauchten Baustoffen) wird in Beiträgen von Eike Lossin dargestellt. Marius Mlejnek berichtet über „alternde“ Einfamilienhäuser, Problemstellungen, die sich aus gewandelten gesellschaftlichen Ansprüchen an die mittlerweile oft in die Jahre gekommenen Baulichkeiten ergeben. Daniel Fuhrhop macht in einem essayistischen Beitrag drauf aufmerksam, dass „nur alte Einfamilienhäuser glücklich machen“: Einerseits sei der Neubau eines Einfamilienhauses mit erheblichen Kosten verbunden, die die sonstigen finanziellen Möglichkeiten der Erbauer/innen einschränkten. Andererseits gebe es Vorurteile gegen „alte Häuser“ und gegen „Eigenheime“ generell. Ein weiterer Beitrag von Michael Schimek über „Retrotrends im aktuellen Einfamilienhausbau“ betrachtet Einfamilienhäuser mit Ziegelstein- oder Fachwerk-Verblendung, die er als „Neo-Historismus“ anspricht. Cai-Olaf Wilgeroth veranschaulicht die Nachverdichtung innerhalb der Stadt Cloppenburg anhand der Abbruchbeschreibung eines villenartigen Bungalows von 1961. Sabine Flamme und Gotthard Walter behandeln das derzeit in öffentlichen Diskursen sehr präsenste Thema Ressourcenschutz, indem sie private Familienhaushalte als „urbane Minen“ interpretieren: Gegenüber dem Wohnen im Geschosswohnungsbau ist das Leben im Einfamilienhaus durch das teilweise beinahe als bautypspezifisch interpretierbare Inventar aufwendig und damit insgesamt nicht ressourcensparend.

Museumsspezifisch und sehr informativ ist der Beitrag von Cai-Olaf Wilgeroth über „Dinge im Übergang zwischen Haushalt, Müllcontainer und Museum“. Er geht den Dingen, der Sachkultur in den Einfamilienhäusern, nach und veranschaulicht anhand von Interviews beispielhaft, durch welche Prozesse der Übergang von Gegenständen in eine museale Sammlung bestimmt wird. Ein weiterer umfangreicher Beitrag des Autors von 38 Seiten (mit zahlreichen Abschnitten von Christian Petersen) stellt in Form von Objektgeschichten Gegenstände vor, die in Einfamilienhäusern anzutreffen sind. Schließlich dokumentiert Wilgeroth eine Siedlung in der Nachbarschaft des Museumsdorfes, aus der ein Gebäude, nämlich das Einfamilienhaus Elfert von 1951, als begehrtes Exponat in die Museumsausstellung einbezogen werden konnte. Auch eine kurze Darstellung zum Haus Elfert selbst wird geboten. Ein letzter Beitrag ist von der Gestalterin Daniela Kuka der innovativen Ausstellungstechnik in den Ausstellungsräumen im Museum gewidmet: „Bitte anfassen, denn: Hier spielt das Leben!“

In meist kurzen Abrissen („Hausgeschichten“) werden zwischen den Beiträgen einzelne Einfamilienhäuser und ihre Bewohner/innen bzw. Familien vorgestellt – ohne dass jedoch eine Dokumentation nach einheitlichen Kriterien versucht würde (z. B. durch durchgehende Widergabe von Grundrissen, fotografische Darstellung aller Außen- und Innenräume, Ermittlung der jeweiligen Nutzer im zeitlichen Wandel). Es finden sich: ein immer wieder erweitertes Haus aus den 1930er Jahren, ein Flachdach-Bungalow von 1971, Siedlungsbauten in Cloppenburg der 1950er Jahre, in Bad Essen von 1965 und außerhalb der Stadt Cloppenburg von 2013, ein Haus der 1950er Jahre, das 2002 aufgestockt wurde, die Modernisierung eines anderen im Jahr 1994, ein Haus der 1960er Jahre, das 2014 (von den Kindern des ursprünglichen Besitzers) saniert wurde. Räumlich über den niedersächsischen Nordwesten hinaus greift ein Beitrag von Lisa Zorn zum Eigenheimbau in der DDR (mit Beispielen aus Thüringen und Rügen u. a. von 1961).

Das Thema der Veröffentlichung ist relevant und kann zu den Desideraten des Faches und des Themenfeldes Hausforschung gezählt werden. Das Buch stößt dabei in ein aus fachlicher Perspektive weitgehend unbearbeitetes Forschungsfeld vor. Eine große Stärke sind die sich durch den ganzen Band ziehenden, in Ausschnitten wiedergegebenen Interviews mit Zeitzeugen (oder deren direkten Nachkommen), die äußerst wertvolle Einblicke in den Umgang der Menschen mit den Häusern, ihre Befindlichkeiten, über Einzelheiten des Bauprozesses usw. dokumentieren. Alle diese Äußerungen zusammen bilden etwas wie einen roten Faden, der das Buch durchzieht, und offenen Fragen für das Team um Michael Schimek und Cai-Olaf Wilgeroth zentral waren: Warum sehen die Häuser aus der Perspektive der Akteure so aus, wie sie aussehen? Was sind die Intentionen und Vorstellungen der Erbauer und Besitzer? Das Forscherteam stößt damit in ein Themenfeld vor, das die Hausforschung quellenbedingt für die früheren Jahrhunderte vielfach nicht oder nur aspekthaft beforschen kann.

Das Versprechen des Buchtitels, das Einfamilienhaus in seinen engen Beziehungen zu den Bewohner/innen und den Umgang mit Haus und Gegenständen darzustellen,

kann als gut eingelöst angesehen werden. Nicht vollständig eingelöst wird jedoch der Anspruch, das Einfamilienhaus in ganz Deutschland darzustellen. Das war allerdings im Rahmen einer Publikation wie der vorliegenden auch kaum erfüllbar. Ein Überblick über „das“ Einfamilienhaus ergibt sich allein für das Umfeld des Cloppenburg Freilichtmuseums, von wo die meisten Beispiele stammen.

Mit der Veröffentlichung ist ein relevanter, sehr lesenswerter Anfang zur weiteren Bearbeitung der vielfältigen Forschungsfragen rund um das Einfamilienhaus gemacht.

Lutz Volmer, Bielefeld

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/20>

UTE PLANERT, DIETMAR SÜSS, MEIK WOYKE (Hg.):

Sterben, Töten, Gedenken. Zur Sozialgeschichte des Todes (Einzelveröffentlichungen aus dem Archiv für Sozialgeschichte, 5). Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2015. 314 S., 15 Abb. ISBN 978-3-8012-4246-6, 22,00 €

Der vorliegende Band versammelt Beiträge aus dem weiten Themenfeld des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Tod; hier fokussieren alle Aufsätze auf eine sozialgeschichtliche Perspektive. Die Autorinnen und Autoren sind überwiegend Historikerinnen und Historiker, ergänzt werden die Texte durch einige eher kulturwissenschaftlich fundierte Beiträge.

Der einleitende Beitrag von Ute Planert und Dietmar Süß: „Nichts ist umsonst. Anmerkungen zu einer Sozialgeschichte des Todes“ fasst in prägnanter Form die Grundzüge einer europäischen Geschichte des Todes von der Antike bis zur Gegenwart zusammen. Die Autoren stellen Bezüge zu philosophischen und theologischen Entwicklungen ebenso wie zu historischen Ereignissen wie Epidemien und Kriegen her und perspektivieren dabei ihren für den gesamten Band verfolgten Ansatz einer Sozialgeschichte des Todes. Nach dieser grundlegenden Einführung folgt die Struktur des Bandes einer chronologischen Ordnung. Die ersten vier Artikel zeigen an sehr unterschiedlichen Beispielen die Bedeutung des 19. Jahrhunderts für die zentralen Wandlungsprozesse im Umgang mit dem Tod in der Moderne.

Status, Prestige und Distinktion als spezifisch bürgerlichen Habitus analysiert Anna-Maria Götz anhand der materiellen Friedhofskultur des 19. Jahrhunderts. Ihre Beispiele aus Paris, Hamburg und Wien demonstrieren überzeugend den tiefgreifenden Wandel der Bestattungskultur in dieser Zeit. Im 19. Jahrhundert wird der Friedhof zu einem „Accessoireraum“ des Bürgertums: Raumgestaltung, Raumeignung, die Lenkung des Blicks, Motivik und Material von Grabmalen, die Grabgestaltung sind „Seismograph(en) bürgerlicher Identität“ (S. 40) und lassen sich als Bourdieusche „feine Unterschiede“ im Kontext einer heterogenen bürgerlichen Kultur und ihrem Habitus lesen.

Henning Türk führt mit seiner Mikrostudie ins pfälzische Deidesheim zwischen 1848 und den 1850er Jahren. Die Kleinstadt dient ihm exemplarisch zur Widerlegung der These, bürgerliche Memorialstiftungen des 19. Jahrhunderts seien ein ausschließlich großstädtisches Phänomen. 1848 stirbt Andreas Jordan, Weingutsbesitzer, der die französische Besatzung klug nutzte, um seinen Besitz zu vergrößern, seine Produkte qualitativ zu verbessern und durch Bildung, Habitus und politisches Engagement zur führenden Familie des Ortes aufzusteigen. Seine Kinder bauen ihr Erbe aus und repräsentieren über Memorialstiftungen zur Erinnerung an ihren Vater gezielt bürgerliches Selbstverständnis. Der gestiftete Andreas-Brunnen, eine Kleinkinderbewahranstalt und auch die eher kleinere Marien-Stiftung zur Förderung von Mädchenbildung vermitteln bürgerliche Werte und Ziele wie Ordnung, Bildung und Fleiß, dienen im lokalen politischen Kontext dem Gemeinwohl, fördern öffentliche Hygiene und Modernität sowie öffentliche Bildung für Kinder unterprivilegierter Familien, beziehen aber auch deutlich antiklerikal Stellung im Kulturkampf – wobei anhand der sehr differenziert analysierten Quellen deutlich wird, dass eine antiklerikale Haltung nicht gleichzeitig antikirchlich oder antikatholisch bedeuten muss. Beispielsweise entwickelt sich mit Unterstützung der Stifter ein Brauch, der personale Erinnerung mit Heiligenverehrung verbindet: Am 30. November, dem Andreastag, ziehen die Kinder des Ortes zu dem mit Blumen geschmückten Andreasbrunnen und erhalten dort eine Brezel – dieser Brauch wird in Deidesheim bis heute praktiziert. Heinrich Türk zeigt mit dieser Studie weitere Facetten des komplexen Memorialwesens auf und spezifiziert dieses in Bezug auf Formen, Funktionen und Bedeutungen für die bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts.

Moritz Buchner nimmt eine Illustration einer populären italienischen Zeitschrift des 19. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt seines Beitrags. Das Bild zeigt einen Trauerzug einer Kinderbestattung in Neapel: Der geschmückte Sarg wird offen zur Kirche getragen, Kinder werfen Blumen auf den Leichnam. Der zeitgenössische begleitende Text kritisiert die hier dargestellte Trauer- und Bestattungskultur als unpassend, unzivilisiert und primitiv – eine Kritik, die im Kontext politischer Diskurse um nationale Identität in Italien auf viele Bereiche des öffentlichen wie privaten Lebens der südlichen Provinzen bezogen wird. Buchner zeigt hier, dass es sich in erster Linie um die Durchsetzung eines bürgerlichen Wertekanons handelt, der gerade den Umgang mit Emotionen in hohem Maße kontrolliert und normiert. Dabei werden sowohl soziale als auch Geschlechtsunterschiede konstruiert, der Umgang mit Tod und Trauer wird – auch außerhalb Italiens – zu einem zentralen Element eines bürgerlichen Emotionskanons, der von Kontrolle, Innerlichkeit und dem Rückzug ins Private gekennzeichnet ist.

Norman Aselmeyer untersucht autobiographische Texte von Arbeiterinnen und Arbeitern im Zusammenhang mit der Hamburger Choleraepidemie. Die deutlich überproportional hohe Todesrate unter der armen Bevölkerung des Hamburger Arbeitermilieus wurde von zeitgenössischen Beobachtern aus dem Bürgertum häufig mit Verhaltensformen und Einstellungen verbunden, mit denen diese Bevölkerungsgruppe stereotyp charakterisiert und marginalisiert wurde: Fehlverhalten, Leicht-

sinn, mangelnde Hygienestandards, Fatalismus. Aselmeyer zeigt anhand autobiographischer Quellen auf, wie die Krankheit wahrgenommen wurde, welche medikalen Praktiken vollzogen wurden und welche Unterschiede in der Einstellung zum Tod zwischen Arbeitenden und Bürgertum sichtbar werden. Seine Interpretation im Zusammenhang mit anderen Quellen verweist auf die vielschichtige Dynamik der Hamburger Choleraepidemie, die in erster Linie aufgrund des katastrophalen Krisenmanagements der Behörden eskalierte. Schichtspezifische Unterschiede im Umgang mit Gesundheit und Krankheit hatten vor allem strukturelle Ursachen: Wohnungsmangel, Minderversorgung, Armut und Mangelernährung sorgten im Zusammenspiel mit der Verseuchung des Trinkwassers und konträr argumentierenden medizinischen Schulen für die hohe Sterberate vor allem unter der armen Stadtbevölkerung. Diese Zusammenhänge zeigen deutlich, dass „Krankheit und Tod“ immer auch „Ausdruck sozialer Ungleichheit“ (S. 109) sind.

Der grundlegende Ansatz der „hygienischen Volksbelehrung“, mit der sich Sebastian Weinert in seinem Beitrag befasst, setzt genau hier an: Um Krankheit und Tod als Gefährdung der nationalen Leistungsfähigkeit möglichst zu verringern, versuchten Medizin und Politik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in allen Staatsformen dieser Zeit die Bevölkerung von einem gesundheitsfördernden Lebensstil zu überzeugen. Vor allem die großen Hygieneausstellungen im Kaiserreich, Weimarer Republik und Nationalsozialismus setzen dabei Tod und Sterben in Narrativen, Bildern, Objekten und Inszenierungen strategisch ein. Die Gesundheitsausstellungen waren in ihrer Zielsetzung ambivalent: Einerseits dienten sie der Popularisierung und Verbreitung medikalen Wissens, damit auch seiner Demokratisierung. Andererseits zielten die Ausstellungen auf Normierung und Erziehung. Die wichtigsten Themen, an denen „richtiges“ Verhalten vorgeführt wurde, waren Säuglingspflege, vor allem das Stillen, Infektionskrankheiten, die sogenannte Kurpfuscherei und der Umgang mit Alkohol und Tabak. Der Nationalsozialismus griff die hygienische Volksbelehrung fast unverändert auf, allerdings mit einer wirkmächtigen Verschiebung hin zu völkisch-rassistischen Ideologisierung und einem ebenso folgenreichen Perspektivwechsel in Bezug auf Behinderungen: „Nicht mehr die ‚Fürsorge für Erbkrankte, für Asoziale, sondern die Pflege und Förderung des Erbgesunden““ (S. 122) war das Ziel, zu dem das Konzept eines gesunden, rassistisch „reinen“ Volkskörpers gehörte, aus dem alles andere auszumerzen war.

Diesem quasi vom 19. ins 20. Jahrhundert überleitenden Beitrag folgen zwei Texte, die sich mit sozialen Aspekten des Todes in der Zeit des Nationalsozialismus befassen. Die Toten, um die es geht, könnten gegensätzlicher nicht sein. Michael Becker und Dennis Bock nehmen mit den so genannten „Muselmännern“ eine besondere Gruppe in den NS-Vernichtungslagern in den Blick, während daran anschließend Nina Janz den Umgang mit dem Soldatentod im Zweiten Weltkrieg untersucht.

Becker und Bock befassen sich in ihrem Beitrag „Muselmänner“ und Häftlingsgesellschaft“ mit den sozialen Strukturen in NS-Konzentrationslagern, die von Tod und Sterben determiniert waren. Als „Muselmänner“ wurden Insassen bezeichnet,

wenn sie durch Hunger, körperliche Ausbeutung, Krankheit und Schwäche in einen physisch und psychisch wirksamen Zustand kurz vor dem Tod eintraten: Körperlich massiv geschwächt, apathisch und gleichgültig werden sie zu lebenden Leichen, die vor dem physischen Tod den sozialen Tod in der sozialen Struktur der Häftlingsgesellschaft erleben. Mit den Kategorien Raum und Zeit analysieren die Autoren anhand autobiographischer Erinnerungstexte diese soziale Struktur in ihren Ausdrucksformen und Funktionen, mit dem „verdauerte[n] Sterben“ (S. 179) umzugehen. Die Perspektive auf die Gruppe der „Muselmänner“ offenbart deutlich die Strategien der Entmenschlichung und absoluter Vernichtung im Nationalsozialismus.

Nina Janz zeigt die bereits vor Kriegsbeginn geplante Art der Inszenierung des Kriegstodes durch das NS-Regime, in der „gefallene“ Soldaten als Helden und Opfer stilisiert wurden. Die scheinbare Fürsorge des Staates für eine „ehrvolle“ Bestattung der Gefallenen sowie eine „geordnete“ Kommunikation des Todes an die Angehörigen diente in erster Linie der Herstellung eines bestimmten Bildes des Kriegstodes und konnte in der Realität des Krieges nicht entsprechend umgesetzt werden. Diese Realitäten wurden im „Kult um die Toten“ ausgeblendet oder mythisiert: als Nibelungenkampf, Frontgemeinschaft und Heldentod. Ideologie wie Realität haben bis heute Folgen für die Lebenden; diese Perspektive auf Erinnerungskulturen verbindet die folgenden beiden Beiträge von Lu Seegers und Ann Kathrin Düben.

Mit Erinnerungs- und Lebensgeschichten der „vaterlosen Kinder“ hat Lu Seegers dichtes und eindrucksvolles Material zur Sozialgeschichte der „Kriegskindgeneration“ gesammelt; ihr gelingt eine beeindruckende Darstellung der Bedeutung des Kriegstodes des Vaters für die weiterlebende Familie in den unterschiedlichen politischen Systemen in Ost- und Westdeutschland sowie vergleichend in Polen. Der Tod des Vaters bildet eine Leerstelle im Gedächtnis der betroffenen Personen, die ge- und überprägt wird von Familiengedächtnis, von Erzählgemeinschaften innerhalb von Familienmitgliedern, Freunden und einem weiteren sozialen Umfeld, von lokalen wie nationalen Erinnerungskulturen, medialen Darstellungen und individuellen Selbstdeutungen.

Die Komplexität von Erinnerungskulturen und ihre Abhängigkeit von spezifischen Deutungshoheiten zeigt der Beitrag von Ann Kathrin Düben, die den Umgang mit den Friedhöfen der sogenannten Emslandlager in den Kontext einer sich wandelnden nationalen Erinnerungskultur stellt. Diese wirkt als erinnerungspolitische Praxis, die Vergangenheit mit spezifischer Funktion zur Legitimation der Gegenwart deutet und inszeniert. Die Diskussion um die Opferhierarchisierung und -selektion, die durch die Proteste ehemaliger Gefangener der Emslandlager ausgelöst wurde, führte zum Bruch der durch Verschleierung, Leugnung und Verschweigen gekennzeichneten Erinnerungskultur der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft und zur Entwicklung eines pluralen und kritischen Erinnerungsdiskurses.

Die Rolle staatlicher Behörden und die Konflikte mit bürgerschaftlichem Engagement werden auch im anschließenden Beitrag von René Schlott, „Die Todesopfer an der Berliner Mauer. Ereignis und Erinnerung“, deutlich. Für die politischen Entscheidungsträger in der DDR war der Wunsch, das Land zu verlassen, Verrat, die

Umsetzung in einem Fluchtversuch ein schweres Verbrechen. Grenzsoldaten waren angewiesen, von der Schusswaffe Gebrauch zu machen, „die Vereitelung von Fluchtversuchen wurde im Regelfall prämiert: mit Orden, Geld- oder Sachzuwendungen und Beförderung“ (S. 265). Im Westen galten die Toten als Opfer eines unmenschlichen Systems, mit Erinnerungszeichen und -ritualen wurden sie (vor allem in westdeutscher Presse) zu Märtyrern stilisiert. Nach Ende der DDR und Wiedervereinigung folgten in den 1990er Jahren Strafprozesse gegen ehemalige Grenzsoldaten und die politisch Verantwortlichen, die Schlott als Indizien der fortgesetzten System- und Erinnerungskonkurrenz wertet. Für die Gegenwart diagnostiziert der Autor „Anzeichen dafür, dass sich das Gedenken an die Mauertoten von den noch im Kalten Krieg geprägten Antagonismen löst und in neuen, zeitgenössischen Referenzrahmen verhandelt wird“ (S. 277).

Der abschließende Beitrag von Florian Geitner untersucht Ratgeberliteratur zu Tod und Sterben seit den 1970er Jahren. Die Vermittlung von Wissen über Tod und Sterben aus unterschiedlichen Perspektiven (medizinisch, psychologisch, sozialwissenschaftlich, esoterisch) interpretiert der Autor als neue Form der *ars moriendi* und den Versuch einer zeitgenössischen Definition des „guten“ Todes.

Den fast durchgängig exzellenten Aufsätzen, die jeweils überzeugende und materialgesättigte Einblicke in aktuelle Forschungsarbeiten ihrer Autor*innen bieten, sind im Anhang kurze und präzise Zusammenfassungen in englischer und französischer Sprache beigelegt. Biographische Informationen zu den Autor*innen beschließen diesen informativen und anregenden Band.

Dagmar Hänel, Bonn

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/21>

KATHRIN MEYER, JUDITH ELISABETH WEISS (Hg.):

Von Pflanzen und Menschen. Leben auf dem Grünen Planeten. Wallstein Verlag, Göttingen 2019. 232 S., 64 Abb. ISBN 978-3-8353-3467-0, 24,90 €

„Von Pflanzen und Menschen. Leben auf dem Grünen Planeten“ ist der Begleitband zur Ausstellung „Von Pflanzen und Menschen – Ein Streifzug über den grünen Planeten“, die im Deutschen Hygiene Museum in Dresden (DHMD) vom 19. April 2019 bis zum 13. März 2020 gezeigt wurde. Die Herausgeberinnen Kathrin Meyer, die auch die Ausstellung kuratierte, und Judith Elisabeth Weiss versammeln darin 21 Essays einschlägiger Autor*innen aus den Bereichen der Natur- und Kulturwissenschaften sowie bildliche Darstellungen pflanzlichen Lebens aus Wissenschaft und Kunst und Auszüge aus Dichtung und Prosa (auf Abbildungen und literarische Werke kann aus Platzgründen leider nur vereinzelt eingegangen werden). In ihrer Einleitung „Von Pflanzen und Menschen. Über ein ungleiches Verhältnis“ beschreiben die Herausgeberinnen den Band als einen „Beitrag zu einer Suche nach einem neuen Verhältnis zur Natur,

das den Menschen als ihr zugehörig und zugleich als ihren prägendsten Zerstörer wie auch Gestalter und Bewahrer betrachtet“ (S. 13). Dieser Anspruch schließt an aktuelle interdisziplinäre Forschungsansätze wie den der Multispecies Studies an, die die in den europäischen Denktraditionen verwurzelte Trennung von Natur und Kultur in Frage stellen und stattdessen auf das Beziehungsgeflecht, in dem sich der Mensch mit anderen Lebensformen befindet, verweisen. Doch trotz dieser Abhängigkeiten und Verflochtenheit konstatieren Meyer und Weiss eine weitverbreitete Blindheit und Geringschätzung gegenüber der uns erhaltenden Pflanzenwelt. Dagegen wendet sich der Band „Von Pflanzen und Menschen“ (man beachte die Reihenfolge) explizit und rührt dabei an vertraute Weltanschauungen, wie Hortensia Völckers und Alexander Fahrenholtz in ihrem Grußwort konstatieren. Mit einem breiten interdisziplinären Zugang werden neue Perspektiven auf Pflanzen eröffnet – sei es als Hightechprodukte der Züchtung, als „invasive“ Bedrohung oder als kommunikationsfähige, soziale Lebewesen – und Fragen nach ihrer Seele und Würde sowie ihrer Bedeutung im Kontext des Anthropozäns aufgeworfen. Die Direktor*innen des DHMD, Klaus Vogel und Gisela Staupe, verstehen die Ausstellung und den Begleitband daher als Einladung, die Leitfrage des DHMD, „Wie wollen wir leben?“, unter dem Blickwinkel der pflanzlichen Natur zu betrachten.

Die dreiteilige Gliederung der Ausstellung – von der Wurzel bis zur Blüte – wird im Begleitband auf fünf Kapitel ausgeweitet: Das erste „Zu den Wurzeln“ leitet Emanuele Coccias Beitrag zur Pflanzenphilosophie ein. Pflanzen als autotrophe, sich selbst ernährende Lebewesen galten schon Aristoteles als „Nährseele“ und als Prinzip, „wodurch das Leben allen zukommt“ (S. 33). Statt Pflanzen lediglich als Wurzel alles Lebendigen zu behandeln, befasst sich die Waldökologin Suzanne Simard mit konkreten Baumwurzeln, die in einem symbiotischen Netzwerk mit Mykorrhizapilzen ein „Wood Wide Web“ bilden, das Bäumen zum Austausch von Informationen und Nährstoffen dient und sie als soziale Wesen ausweist. An den historischen Wurzeln der Botanik setzt die Journalistin Anna Pavord an, die in ihrem Beitrag „Pflanzenkunde. Wie die Pflanzen zu ihren Namen kamen“ die Entwicklung botanischer Klassifikations- und Ordnungssysteme bis in die Gegenwart nachzeichnet. Die Pflanzenökologin Robin Wall Kimmerer verdeutlicht am Beispiel von Moos-Pflanzen, wie wir erst erlernen müssen, Pflanzen zu sehen, um unsere Pflanzenblindheit zu überwinden. Dazu passen Lore Kutscheras und Erwin Lichteneggerts Zeichnungen im „Wurzelatlas mitteleuropäischer Bäume und Sträucher“ (2002), die für uns den größten Teil der Pflanze – ihre Wurzeln – sichtbar machen.

Welches Wissen haben wir von Pflanzen, was können wir über ihre kognitive, ihre Kommunikations- und Empfindungsfähigkeit sagen? Im zweiten Kapitel „Vom Verstehen und Empfinden“ verknüpft der Philosoph Hans Werner Ingensiep antike Überlegungen zur Pflanzenseele mit gegenwärtigen Studien zu pflanzlicher Intelligenz und einem Pflanzengehirn. Die Fotografie einer historischen Versuchsanordnung – eine Zimmerpflanze am Lügendetektor (1966) – zeugt davon, wie das Denkvermögen von Pflanzen belegt werden sollte. Waren Pflanzen in den populären Blumensprachenbüchern des 19. Jahrhunderts allein bedeutungstragende Zeichen für zwischenmenschli-

che Botschaften, bezieht sich das aktuelle Interesse auf die Kommunikation zwischen Pflanzen beziehungsweise Pflanzen und Insekten, wie die Literaturwissenschaftlerin Isabel Kranz darlegt. Welche machtvollen Akteure Pflanzen in Hausgärten der Amazonas-Region sein können – entweder durch ihre symbolische Bedeutung oder durch ihre biophysikalischen Eigenschaften –, hat der Anthropologe Nicholas C. Kawa aufgezeigt. In westlichen Vorstellungen werden Pflanzen vor allem als Lebensformen der Selbstlosigkeit, des Heilsamen und Guten imaginiert, wohingegen animalische, aggressive und erotisierte Pflanzendarstellungen verstören, wie Judith Elisabeth Weiss in ihrem Beitrag zu „Pflanzenhorror“ herausgearbeitet hat.

Historische Vorstellungen von Pflanzenvielfalt und gegenwärtige Schutzbemühungen für eine Phytodiversität sind Beitragsthemen im dritten Kapitel zu „Ursprüngen und Heimaten“. So setzt der Medienwissenschaftler Stefan Rieger das Modell einer Urpflanze, die Johann Wolfgang von Goethe entwickelte und in der sich alle erdenklichen Pflanzenformen verdichten sollten, in Bezug zum unerschöpflichen Spektrum algorithmisch erzeugter floraler Gebilde. Passend dazu die Eisenhut-Fotografie (vor 1926) von Karl Blossfeld, Vertreter der Neuen Sachlichkeit, der in der Pflanzenwelt die Urformen der Kunst sah. Die Vielfalt von Pflanzen war auch Gegenstand spätmittelalterlicher Diversitätsbilder. Der Biologe und Philosoph Georg Toepfer zeigt anhand dieser Darstellungen und heutigen Diskursen um den Erhalt von Arten, mit welchen ästhetischen und politisch-ethischen Werten der (Bio-)Diversitätsbegriff belegt ist. Die Klassifizierung von Pflanzen als heimisch beziehungsweise als „invasiv“ und bedrohlich für die Phytodiversität haben sowohl die Germanistin Urte Stobbe als auch der Biologe Uwe Starfinger in den Blick genommen. Starfinger warnt dabei sowohl vor Pauschalurteilen gegenüber gebietsfremder Flora als auch vor der politischen Instrumentalisierung durch xenophobe Analogien.

In welchen Beziehungsgeflechten sich Pflanzen mit anderen Lebewesen befinden, eint die Beiträge des vierten Kapitels zu „Pflanzenwelten“. So spricht der Biologe James B. Nardi von unseren Gärten als vernetzten Multispecies-Welten. Jan Wagners poetische Würdigung des „Giersch[s]“ (2014), der selbst den knirschenden Kies durchdringt, und Alexandra R. Tolands „Dust Blooms“ (2017) – unscheinbare Pflanzen am Wegrand, die den Feinstaub aus der Luft filtern – würdigen die vegetabile Kraft. Als Räume der Vernetzung vor dem Hintergrund ökologischer und sozialer Krisen beschreibt die Sozialwissenschaftlerin Elisabeth Meyer-Renschhausen gemeinschaftliches Gärtnern in Urban-Gardening-Projekten. Das Erlernen einer neuen und ebenfalls kollektiven Art des Gärtnerns ist auch für den „Planetarischen Garten“, die Biosphäre, nötig: Der Landschaftsarchitekt Gilles Clément fordert daher statt anthropozentrischer, ökonomisch motivierter Wachstumsvorstellungen und der Propertisierung des Lebendigen ein ökologisches Denken: Im planetarischen Garten wird alles geteilt. Das gilt auch für die Auswirkungen des menschengemachten Klimawandels: Der Geoinformatiker Matthias Forkel zeigt anhand von Satellitenbildern das Ergrünen unseres Planeten und dessen nur auf den ersten Blick günstige Auswirkungen auf das globale Klima.

Die Zurichtung von Pflanzen nach menschlichen Bedürfnissen hat eine über 10 000 Jahre alte Geschichte, die gegenwärtig vor allem von Eigentumsfragen an Züchtungen bestimmt ist. Das fünfte und letzte Kapitel „Über Nutzen und Werte“ beginnt mit dem Beitrag der bildenden Künstlerin Åsa Sonjasdotter, die am Beispiel der Pflanzenzucht in der DDR aufzeigt, wie sich Ideologien in Pflanzen einschreiben. Für die Philosophin und Biologin Nicole C. Karafyllis sind Zuchtpflanzen natürlich-künstliche Mischwesen, sogenannte Biofakte. Die umstrittene Frage von Pflanzen als geistiges Eigentum zeichnet der Soziologe Veit Braun vom Sortenschutz des 19. Jahrhunderts bis zu gegenwärtigen Patentrechten auf transgene Pflanzen nach und verweist schließlich auf den Erfindungsgeist der Pflanzen selbst. Wie Eigentumsfragen an den patentierten Wirkstoffen der südafrikanischen Hoodia/!Khoba-Pflanze zwischen (und innerhalb) der indigenen San-Bevölkerung und Wissenschaftler*innen sowie internationalen Pharmaunternehmen ausgehandelt werden, zeigt die Geschlechterforscherin Laura A. Foster. Mit dem Beitrag der Biologin Floriane Koechlin zur Würde von Pflanzen schließt der Band und lässt die Lesenden mit der Frage zurück, ob Pflanzen nicht auch Rechte – etwa auf eine gewisse Eigenständigkeit in ihrer Fortpflanzung – zugestanden werden sollte. Eine Frage, die schon Samuel Butler (1835–1902) in seinen „Ansichten eines erewhonischen Philosophen über die Rechte der Pflanzen“ (siehe S. 225ff.) behandelte, die jedoch auch noch heute zu provozieren vermag.

Ganz gleich, wie jede*r diese Frage für sich beantwortet, sorgt sie dafür, eine Diskussion über den Status der Pflanzen und unsere (verantwortungsvolle) Beziehung zu ihnen anzustoßen. Ein Anstoß, der den Herausgeberinnen mit diesem inhaltlich fundierten und anregenden sowie ästhetisch beeindruckend gestalteten Band grandios gelungen ist.

Arnika Peselmann, Würzburg
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/22>

LEONORE SCHOLZE-IRRLITZ:

Paradigma „Ländliche Gesellschaft“. Ethnographische Skizzen zur Wissensgeschichte bis ins 21. Jahrhundert. Waxmann Verlag, Münster, New York 2020.
264 S. ISBN 978-3-8309-4078-4, 44,90 €

Der ländliche Raum oder richtiger ländliche Räume – denn nur im Plural ist der Diversität verschiedenster Regionen gerecht zu werden – sind in den letzten Jahren verstärkt zum Thema öffentlicher, medial ausgetragener und wissenschaftlicher Diskurse geworden. Sich permanent verändernde Lebenswelten, global vernetzt und doch mit eigenen ortsbezogenen Problemen kämpfend, verlangen nach immer neuen Definitionen und Betrachtungsweisen. Immerhin leben rund 57 Prozent der deutschen Bevölkerung in Dörfern, Klein- und Mittelstädten, also in ländlichen Räumen, die 91 Prozent der Fläche der Bundesrepublik ausmachen (aktuelle Zahlen unter www.weltweit.de).

landatlas.de). ‚Das Land‘ begnügt sich längst nicht mehr damit, als reine Kontrastfolie zur vermeintlich innovationsbegabteren Stadt definiert zu werden, sondern entwickelt eigenständige Wertigkeiten und Zukunftsstrategien. Kulturelle Prägungen und politische Ideale spielen dabei ebenso eine Rolle wie ökonomische Interessen und ökologieverträgliche Konzepte. Was den meisten Szenarien gemeinsam ist, sind grundlegende Parameter wie Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftskraft, die die Entwicklung ländlicher Räume berechenbar erscheinen lassen. Weitaus weniger Beachtung finden hingegen qualitative Zugänge, weiche Standortfaktoren und die Perspektive der Menschen vor Ort.

Eine Lanze für akteurszentrierte Ansätze und für einen ethnographischen Blick auf das Forschungsfeld Ländlicher Raum bricht Leonore Scholze-Irrlitz im vorliegenden Band. Sie beleuchtet das Paradigma „Ländliche Gesellschaft“ in der gleichnamigen Publikation aus kulturwissenschaftlicher Perspektive und lädt damit zugleich auf eine Reise durch Fach- und Wissensgeschichte aus vier Jahrhunderten ein. Als langjährige Leiterin der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde und Dozentin am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin bringt die Autorin sowohl theoretische Expertise als auch praktisches Erfahrungswissen aus Forschungsarbeiten zur Anthropologie ländlicher Räume, zur Wissens- und Wissenschaftsgeschichte sowie zur Alltagskultur der Nachkriegszeit auch in die aktuelle Veröffentlichung ein. Diese bietet gleichsam einer modernen Marketingstrategie folgend „3 in 1“: Zunächst einen kursorischen Überblick über die Geschichte des Vielnamens vom seinen frühesten Wurzeln bis zu Ausprägungen des 20./21. Jahrhunderts am Beispiel des Berliner Instituts für Europäische Ethnologie; begleitend ein wissenschaftspolitisches Plädoyer für mehr Quellen- und Methodenpluralität und umfassende interdisziplinäre Herangehensweisen an das Forschungsfeld ländliche Gesellschaft und zu guter Letzt einen Blick ins persönliche Forschungstagebuch.

In der Regel erfreuen sich einleitende Rekurse auf die Fachgeschichte ‚von ihren Anfängen an‘ keiner großen Beliebtheit. Hier ist ihr gar gut ein Drittel der Publikation gewidmet – und Scholze-Irrlitz geht, ohne dabei langatmig oder gar langweilig zu werden, noch einen Schritt weiter und fragt nach den Wurzeln volkskundlichen Denkens und Publizierens in der Zeit der Aufklärung, also weit vor gemeinhin definierter Etablierung des Faches als Wissenschaft Mitte des 19. Jahrhunderts. Weniger linear deskriptiv als mit zahlreichen Querverweisen in die neuere und neueste Forschung und mit anschaulichen Belegstellen vor-volkskundlicher Schriften verweist die Autorin stringent auf die Komplexität von Wissensgenese und Wissenschaftsgeschichte. Alexander von Humboldts Dictum „Alles hängt mit allem zusammen“ liegt dabei nicht nur durch räumliche Bezüge nahe. Der Weg in die Institutionalisierung des Faches erschließt sich so gut verständlich und zeigt sich dennoch, widergespiegelt in der Kapitelüberschrift „Interpretationsprobleme der Disziplin“, steinig und diskursiv. Vor allem der tiefere Einblick in die Etablierung der Universitätsvolkskunde am Beispiel Berlin zeigt – nicht zuletzt dank erstmals ausgewerteter Quellen (i.e. Arbeitsmanuskripte des ersten Dozenten für Volkskunde an der Berliner Universität, Richard Beil) – personelle wie ideelle Divergenzen von Wissenschaftsdisziplinen, Politik und

Öffentlichkeit. Scholze-Irrlitz plädiert hier und wiederholt an anderer Stelle für eine erneute Hinwendung zum Quellenmaterial und eine Ausweitung der theoretischen Konzepte, um neue Sichtweisen und Interpretationen der Wissenschaftsgeschichte zu ermöglichen. In diesem Kontext verweist sie auch auf Desiderata der volkskundlichen Forschung (S. 86), gleichsam als Anregung für noch zu erarbeitende Bachelor- und Masterarbeiten. Zahlreiche weitere sind im zweiten Abschnitt der Publikation zu finden.

Weitere Forschungsarbeit erscheine nicht zuletzt deshalb lohnenswert, so die Autorin, weil „die Volkskunde [...] sich als kompetent darin [erweist], Einzelphänomene auch in ihren marginal erscheinenden Aspekten, die konventionell betrachtet als äußerst peripher gelten, in den Fokus zu rücken, indem sie das zunächst Unscheinbare und oft indirekt Wirkende in einer Art romantischer Feinsinnigkeit gegen den unaufhaltbaren Marsch des Fortschritts aufleuchten lässt“ (S. 66). Den vereinzelt ins Pathetische schlingenden Sprachstil mag man der Autorin nachsehen, zeigt dies doch, dass Wissenschaft nicht nur Beruf, sondern auch Berufung sein kann. Ausgeglichen wird er ohnehin durch eine gehörige Portion Pragmatismus, der die Publikation nicht nur als Werk zur Fachgeschichte, sondern auch als Handbuch zur Erforschung peripherer, ländlicher Räume praktikabel macht.

Gerade der kulturanthropologisch ethnographische Blick aufs Periphere – in diesem Fall räumlich wie sozial zu sehen – zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Darstellung. Er ist Ausgangs- und Anknüpfungspunkt vielfältiger Vernetzung von konkreten Fallbeispielen („Ökodorf Brodowin“, S. 157ff.) mit der Reflexion von Quellen und Methoden. Aus einer Fülle eigener erkenntnisreicher Forschungsarbeit schöpfend, fordert Scholze-Irrlitz wiederholt methodisch weite volkskundliche Fallstudien für den ländlichen Raum ein. „Sie sind [...] umso nötiger, als doch die Art und Weise der Wahrnehmung sozialen und kulturellen Wandels auch von der wissenschaftlichen Repräsentation dieser Prozesse abhängt“ (S. 193f.). Diese Passage hätte – erinnernd an die sogenannte Falkensteiner Formel „Ziel ist es, an der Lösung soziokultureller Probleme mitzuwirken“ (Wolfgang Brückner: Falkensteiner Protokolle. Frankfurt am Main 1971, S. 303) – die vorhergehenden Ausführungen abrunden können. Es folgen allerdings noch zwei weitere Kapitel: Ersteres illustriert am Beispiel „Arbeitskräfte für Industrie und Landwirtschaft. Das Durchgangslager für Zwangs- und Fremdarbeiter Ost/West in Berlin (1941–1945). Alltag und biografisches Gedächtnis“, wie Feldforschung an peripheren Themen ländlicher Gesellschaft aussehen kann – und irritiert allein sprachlich, handelt es sich dabei doch um die überarbeitete und erweiterte Fassung eines bereits 2001 veröffentlichten Textes. Das Schlusskapitel, nun auch explizit als „Ein Plädoyer für Methodenpluralität“ betitelt, ist ebenfalls als erweiterte und überarbeitete Textfassung (Erstveröffentlichung 2013) ausgewiesen. Nicht zuletzt, weil hier nochmals inhaltlich Bezug auf das Praxisbeispiel Ökodorf Brodowin genommen wird, droht sich die bislang so stringente Argumentation im Kreis zu drehen.

Dies schmälert jedoch nicht den Wert der Publikation als Ganzes. Mit viel Sachverstand und zwischen den Zeilen sprechendem Engagement für gesellschaftsrelevante

Forschung bietet sie – spannend und auch für Laien gut lesbar – Einblicke in Fachgeschichte, Hochschulpolitik des 20. Jahrhunderts und Erforschung des ländlichen Nordostens der Bundesrepublik. Prägnant formuliert und fokussiert argumentierend lädt die Autorin zu fachlich weitem, interdisziplinärem Denken ein. So wird mehr als deutlich: Ländliche Räume und ländliche Gesellschaft sind und bleiben wohl noch für lange Zeit spannende, dynamische Felder transformativer Wissenschaft.

Christine Lorenz-Lossin, Oldenburg (Oldb.)
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/23>

WERNER BÄTZING:

Das Landleben. Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform.

Beck-Verlag, München 2020. 302 S., 27 Abb. ISBN 978-3-406-74825-7, 26,00 €

Das Ländliche ist nicht erst seit der in den 2000er Jahren aufkommenden „Landlust“-Welle aktuell, doch wird es seit einigen Jahren auch von den Geisteswissenschaften in verstärktem Maße wahrgenommen. Werner Bätzing, Emeritus für Kulturgeographie an der Universität Erlangen-Nürnberg, nimmt das Landleben grundsätzlich in den Blick, und seinem Buch kommt die Erfahrung des Verfassers als Hochschullehrer zugute: Es ist klar und verständlich aufgebaut, und der Verfasser gibt seine Position, da es unvoreingenommene Wissenschaft nun mal nicht gibt, von Anfang an klar zu erkennen, da er das Land als „Lebens- und Wirtschaftsform mit dezentralen Strukturen“ erhalten wissen will (S. 15).

Als Geograph setzt sich Bätzing zunächst mit den Kriterien und Definitionen des ländlichen Raumes auseinander. Er selbst präferiert den in den neunziger Jahren entwickelten Ansatz der Organisation für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), der die Bevölkerungsdichte als für alle Mitgliedsstaaten anwendbares Kriterium zugrunde legt. Als Schwellenwert, der städtische von ländlichen Räumen trennt, gilt hier eine Bevölkerungsdichte von 150 Einwohnern pro Quadratkilometer. Auf dieser Grundlage lassen sich weite Teile des heutigen Deutschlands zum ländlichen Raum zählen; nicht zum ländlichen Raum gehören die durch eine hohe Bevölkerungsdichte geprägten suburbanen Räume (S. 20f.).

Werner Bätzing verfolgt die komplementären Lebensformen Stadt und Land durch die Historie, in globalem Maßstab beginnend mit dem Beginn der Landwirtschaft und Sesshaftigkeit und den frühen Hochkulturen, im Mittelalter auf Europa und in der Neuzeit auf Mitteleuropa und schließlich auf die Bundesrepublik Deutschland konzentriert. Die sich seit rund 10 000 v. Chr. entwickelnden Bauerngesellschaften veränderten die Natur, zerstörten sie aber in der Regel nicht, da Langfristigkeit und Vorsicht im Umgang mit der Natur zu ihren gemeinsamen Grundsätzen gehörten (S. 44). Als Besonderheit des mittelalterlichen Europas erkennt Bätzing das Fehlen eines zentralen Machtzentrums: Im Unterschied zu den Hochkulturen des Alter-

tums blieb die Dominanz der Städte über das Land gering; das Land hatte bis ins 19. Jahrhundert einen verhältnismäßig großen Anteil an den Innovationen (S. 71f. und 89). Die spätere Modernisierung und das einsetzende Ende der Grundherrschaft beschreibt er dagegen als „Schwächung des Landlebens im 18. Jahrhundert“ (S. 89–94), und in dieser Perspektive erscheint auch die Grundherrschaft bei Bätzing in mildem Licht. Noch das Dorfleben des 19. Jahrhunderts wird in sanften Tönen gemalt. Die im 19. Jahrhundert einsetzende industrielle Revolution ist für das Land jedoch ein Verlust (S. 106), und im Gefolge dieses Prozesses wird nicht zuletzt die Kultur der Landleute von den Städtern vereinnahmt: Durch Neuschöpfungen von Bräuchen etwa geraten die Dorfbewohner zusehends zu Statisten von „Schaubräuchen“ (S. 112–114).

Die „große säkulare Zäsur beim Landleben“, d. h. die Zerstörung hergebrachter Lebensformen, setzt mit dem Beginn der 1960er Jahre an (S. 153). Ab 1980 sieht Bätzing das Landleben im Vergleich zu den sechziger und siebziger Jahren aufgewertet, auch sei ein größeres Selbstbewusstsein der Landbewohner erkennbar (S. 211). Diesem Aufschwung in der Wahrnehmung steht jedoch eine politische und demographische Entwertung des ländlichen Raumes entgegen (S. 180–191).

Für die Zukunft entwirft Bätzing sechs Szenarien, die jedoch alle auf das allmähliche Verschwinden des Landlebens hinauslaufen (S. 227–231). Die diesen Aussichten als Ansätze zur Problemlösung gegenübergestellten „Leitideen für eine Aufwertung des Landlebens“ (S. 231–250) hängen allerdings von Voraussetzungen ab, für deren baldige Verwirklichung auch das Buch keine Anzeichen findet. So bleibt der Eindruck vom Landleben als einer zusehends bedrohten Lebensform.

Mag man auch über manche Einschätzungen des Verfassers streiten, so gibt das Buch doch eine gute und gut lesbare Einführung in die aktuellen Fragen des Ländlichen. Damit ist es als Lektüre und als Beitrag zur Diskussion allemal empfehlenswert.

Thomas Schürmann, Cloppenburg
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/24>

ANITA BREUL:

Auf den Spuren des Gelben Sacks. Mülltrennung in Würzburg (Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie, 6). Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Publikationsservice der Universität Würzburg. Würzburg 2020. 107 S., 24 Abb. ISSN 2511-9486, https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/20330/file/Breul_Andrea_WSEE6.pdf

Seit inzwischen einem guten Vierteljahrhundert formt er einen wesentlichen Teil des alltäglichen Wegwerfverhaltens in Deutschland. In regelmäßigen Abständen tritt er aus der Privatsphäre und prägt dann für wenige Stunden den öffentlichen Raum,

nämlich dann, wenn „Gelber Sack ist“. Die zumindest in Norddeutschland gängige alltagssprachliche Formulierung zeigt, wie sehr dieses kostenlos verteilte, eigens für das Wegwerfen produzierte und entsprechend wenig wertgeschätzte „geringe Ding“ (Hans Peter Hahn) ins Alltagshandeln weiter Bevölkerungsschichten Eingang gefunden hat. Denn mit der Einführung des sogenannten Dualen Systems in den frühen 1990er Jahren zog der rund 90 Liter fassende, einreißgefährdete, weil aus möglichst dünner, blassgelb-transparenter Kunststoffolie gefertigte Sack als Basisinstrument einer vermeintlich umweltschonenden Mülltrennung in die Haushalte der allermeisten, aber durchaus nicht sämtlicher deutschen Kommunen ein.

In ihrer 2019 am Würzburger Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde entstandenen und von Michaela Fenske betreuten Masterarbeit geht Anita Breul am Beispiel der Stadt Würzburg diesem seit seiner Einführung in der Kritik stehenden und trotz seiner Unscheinbarkeit gleichsam als *das* Symbol der deutschen Selbststilisierung zum „Volk der Mülltrenner und -sortierer“ fungierenden Artefakt aus kulturwissenschaftlicher Perspektive nach. Demgemäß interessieren „Bedeutung, Funktion und Problematiken des Gelben Sacks“ (S. 4). Breuls theoretische Grundlage bildet die auf George Marcus zurückgehende „Multi-Sited Ethnography“ (S. 16), nach der der Forschungsgegenstand in verschiedenen Kontexten und aus unterschiedlichen Blickwinkeln u. a. der diversen mit ihm zusammenhängenden Akteure betrachtet wird. Damit fungiert die Akteur-Netzwerk-Theorie als zweites theoretisches Standbein, zumal auch die Materialität des Gelben Sacks in ihrem „Eigensinn“ thematisiert wird (S. 23).

Nach Vorstellung von Fragestellung, ihrer theoretischen und methodischen Zugänge und einer knappen Darstellung des Forschungsstandes vor allem hinsichtlich der durchaus vorhandenen volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Abfall- und Müllforschung zeichnet Breul in ihrer klar gegliederten und gut lesbaren Studie zunächst die historische Entwicklung von Müllabfuhr und Mülltrennung in Würzburg nach. Wie in vergleichbaren Städten finden sich auch in der Frankenmetropole die ersten Ansätze einer professionellen Müllabfuhr Ende des 19. Jahrhunderts, wobei der damalige „Kehricht“ aufgrund seiner zumeist organischen Zusammensetzung vor allem als Dünger Verwendung fand. Erst die starke Zunahme der Müllmengen und insbesondere von kaum verrottenden Wegwerf-Kunststoff-Verpackungen seit den 1950er Jahren (u. a. wegen der Selbstbedienung in den neu aufkommenden Supermärkten) machte den Abfall zu einem stetig wachsenden Problem, dem Müllwirtschaft und öffentliche Hand bis heute mit immer wieder neuen technischen Verfahren und rechtlichen Vorgaben begegnen.

Breul zeichnet diese Entwicklung mit Blick auf Einführung und Werdegang des Dualen Systems und des Gelben Sacks in Würzburg bis zum Verpackungsgesetz von 2019 nach. Sollte die mit dem Gelben Sack eingeführte Mülltrennung eigentlich zu einer Verkleinerung der Restmüllmengen und damit zur Schonung der natürlichen Ressourcen durch Stärkung von Stoffkreisläufen aufgrund erhöhter Recyclinganteile führen, erweist sich die Praxis als durchaus ambivalent. Nicht nur, dass mit dem Gel-

ben Sack widersinnigerweise wiederum eine zigmillionenfach ausgegebene Wegwerf-Plastik-Verpackung Abhilfe schaffen soll (S. 53): Das Duale System reduziert auch keineswegs die Menge des hergestellten Verpackungsmülls, sondern lebt vielmehr von dessen Verarbeitung und sorgt aufgrund des – nur ansatzweise eingelösten – Recyclingversprechens dafür, dass viele Verbraucher*innen gar nicht die Notwendigkeit sehen, ihr Einkaufsverhalten in Richtung eines geringeren Verpackungsverbrauchs zu ändern (S. 65, 88).

Breul beschreibt den Gelben Sack folgerichtig als Werkzeug zur „Herstellung von Ordnung“ (S. 56), das seine Nutzer*innen u. a. durch seine transparente Materialität und der damit verbundenen Kontrollmöglichkeit zu einem bestimmten Abfallverhalten bewegen soll. Aber das Material macht die Säcke auch eigensinnig, lässt Unordnung aufkommen, z. B. wenn sie aufreißen und ihr Inhalt sich im Straßenraum verteilt. Die Autorin verfolgt die verschiedenen Stationen im Dasein eines Gelben Sackes in Würzburg von den mülltrennenden Haushalten über die Müllabfuhr bis hin zur Verwertung der Säcke und des in ihnen gesammelten Mülls durch Recycling (40 Prozent der gesammelten Menge, S. 88) oder Verbrennung.

Ihren Anspruch, das „Leben“ (S. 60, 79) des Gelben Sacks auf all seinen Würzburger Stationen (und damit aus nachvollziehbaren arbeitsökonomischen Gründen von vornherein ohne seine Globalisierungsverflechtungen) aus allen möglichen Blickwinkeln zu betrachten, kann Breul allerdings nur ansatzweise einlösen: Design und Herstellung der Säcke, ihre Verteilung durch Abfallunternehmen und Abholung durch die Konsument*innen, mengenmäßige Kontingentierung (andernorts zusätzlich über Wertmarken) zur Verhinderung ungewollter Nebenutzungen (z. B. zur staub- und wasserdichten Aufbewahrung oder Transport anderer Dinge), Aufbewahrung von unbenutzten und benutzten Säcken, deren Handhabbarkeit, Haptik und Geruch – unbenutzt und benutzt – werden in unterschiedlicher, mitunter etwas an der Oberfläche bleibender Tiefe angesprochen. Insbesondere die mit den Säcken agierenden Menschen, ihr Umgang, ihre Aneignung und vor allem ihre Sichtweisen auf den Gelben Sack bleiben recht blass. Das liegt daran, dass ein Großteil der zugrundeliegenden Informationen aus der öffentlichen Sphäre, z. B. aus Publikationen etwa der Würzburger „Stadtreiniger“ und Zeitungsberichten, stammt. Selbst die von Breul an „Gelber-Sack-Vorabenden“ durchgeführten Beobachtungsspaziergänge, eine eintägige teilnehmende Beobachtung bei der Würzburger Recycling GmbH sowie eine Passant*innen- und Expertenbefragung (mit einem Mitarbeiter der Umweltstation Würzburg) vermögen es nicht, hier im Privaten und damit in breiterer Tiefe zu schürfen. Wie die Menschen mit dem Gelben Sack konkret umgehen, wie er ihr Abfallverhalten und Wohnen tatsächlich beeinflusst, wie sie zu ihm stehen und inwiefern die sich hier andeutenden Unterschiede (S. 79) sozial und kulturell hinterlegt sind, sind Fragen, die sich eher über qualitative Interviews in verschiedenen sozialen Milieus und Wohnzusammenhängen (unterschiedliche Städte, Stadtviertel, ländlicher Raum, WG, Einfamilienhaus usw.) erhellen ließen.

Die begrüßenswerte (Wieder-)Beschäftigung kulturwissenschaftlicher Forschung mit materieller Kultur und das Interesse an der „Agency“ der Dinge sollte nicht dazu führen, die handlungsleitenden Befindlichkeiten und kulturellen Hintergründe der mit den Dingen agierenden Menschen aus dem Blick zu verlieren. Auf Breuls Studie trifft das keineswegs zu, doch zwingt das Format Masterarbeit offensichtlich zur Beschränkung. Das Verdienst der lesenswerten Untersuchung besteht darin, den Gelben Sack als besonders aussagekräftiges Artefakt eines wesentlichen Teilbereiches unseres kulturell geprägten Umgangs mit natürlichen Ressourcen ins kulturanthropologische Blickfeld zu rücken. Hierzu liefert Breuls Studie weitergehenden Forschungen einen soliden Problemaufriss. Angesichts der großen gesellschaftlichen Relevanz des Themas erscheint eine breite Rezeption der Arbeit überaus wünschenswert. Ihre erfreulicherweise kostenfreie Open-Access-Bereitstellung im Internet macht das ganz einfach.

Michael Schimek, Oldenburg (Oldb.)
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/25>

HELGE GERNDT:

Sagen – Fakt, Fiktion oder Fake? Eine kurze Reise durch zweifelhafte Geschichten vom Mittelalter bis heute. Waxmann Verlag, Münster, New York 2020. 244 S., 22 Abb. ISBN 978-3-8309-4200-9, 27,90 €

Was sind Sagen? Das Buch aus der Hand eines der bedeutendsten deutschsprachigen Erzählforscher nähert sich der Antwort unter verschiedenen Blickwinkeln. Gegliedert ist das Werk in zwölf Kapitel, eingerahmt von einer Einführung und einem Epilog. Die Kapitel sind gewissermaßen Neuauflagen, aber sie sind nicht einfach wiederabgedruckte Aufsätze, sondern durchgearbeitet und aktualisiert und untereinander mit Querbezügen versehen, so dass eine geschlossene Monographie entstanden ist. Dabei wechselt stets ein Abschnitt, der von konkreten Sagenmotiven oder -gruppen ausgeht, mit grundsätzlicheren Abhandlungen.

Zu den stofflichen Beispielen gehört das Erzählen von Geschichten um den Fliegenden Holländer; die Verfertigung von Sagensammlungen durch Laien am Beispiel von Geschichten um den im Allgäu gelegenen Auerberg; die Produktion von Sagen um Heinrich den Löwen; das Erzählen vom Klabautermann, einem meist gutartigen, aber auch Unheil ankündigenden Schiffsgeist; Zeitungsnachrichten mit Inhalten moderner Sagenstoffe, und die im Herbst 2001 kursierenden Meldungen über Angriffe mit Milzbrand-Bakterien. Die grundsätzlicheren Kapitel behandeln die Anfänge wissenschaftlicher Beschäftigung der Sage um 1800; Sagenforschung am Beispiel Bayerns; den Zeichencharakter der Sage; die Sagenproduktion im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit; die Wirklichkeit der Sage und das Verhältnis von Sage und Erleben sowie abschließend, ausgehend von den aktuell verbreiteten Fake News

und dem modischen „Narrativ“, die Stellung der Sage im Geflecht der Erzählgattungen, zwischen wahren und erfundenen, mythischen und historischen, berichtenden und freieren Formen des Erzählens. Dieses für den Band neugeschriebene Kapitel, als Abschluss konzipiert, hätte mit seinen grundsätzlichen Klarstellungen auch gut am Anfang stehen können. Die den Band abschließende, als Epilog betitelte erzählforscherische Autobiographie macht das Buch und das Thema Erzählen zu einem sehr persönlichen Anliegen.

Am Ende zählt nicht allein die Frage, was Sagen sind, sondern die im Buch ausbreiteten Gedanken auf dem Weg dorthin. Und vor allem die machen das Buch inspirierend. Die Sage führt das mündliche Erzählen zwar im Namen, aber sie ist ein Buchprodukt. Ihre Hersteller sind nicht die Gewährsleute, die die Stoffe geliefert haben, sondern die Sammler und die Herausgeber. Unter den Formen des Erzählens ist „Sage“ eine „Reste-Kategorie“, nachdem die Brüder Grimm das Märchen aus der konstruierten Volkspoesie ausgegliedert hatten (S. 143). Immer wieder arbeitet sich das Buch an der sehr zwiespältigen Wirkungsgeschichte der Grimms ab, eine zwangsläufige Folge ihres anfangs überhaupt nicht so absehbaren, dann aber umso nachhaltigeren Einflusses. So stoßen wir im Abschnitt über das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit auf die Frage nach dem Wesen der Sage und von hier zum Einfluss vor allem der Grimms auf das Gattungsverständnis. Für die Sagenforschung erscheinen die Grimms eher als Rückschritt. Die Grimms verschwiegen, was sie ihren Vorgängern in der Sagenforschung verdankten; stattdessen verdrängten sie aufklärerische Forschungsansätze (S. 44). „Mündlich“ hieß bei den Grimms, und in ihrem Gefolge auch bei anderen Romantikern, nicht unbedingt, dass die Texte aus direkter mündlicher Überlieferung aufgezeichnet worden waren, sondern bezeichnete vielmehr einen am Schreibtisch produzierten Sagenton (vgl. S. 111).

Der Band richtet sich ausdrücklich nicht allein an ein Fachpublikum, sondern an einen breiteren Interessentenkreis. Interesse muss man schon mitbringen, denn so leicht wie einst die Geschichten von der Yucca-Palme (Rolf Wilhelm Brednich: *Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute*. München 1990) liest sich das Buch nicht weg. Dafür lernt man bei der Annäherung an die Sage vieles über das Erzählen und über das menschliche Denken. Man wird den Band auch später wieder zur Hand nehmen.

Thomas Schürmann, Cloppenburg
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/26>

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. CHRISTINE AKA
Kulturanthropologisches Institut Oldenburger Münsterland
Museumstraße 25, 49661 Cloppenburg

Dr. MARTINA E. BECKER
Ambrosiusweg 1, 59368 Werne

Dr. (des.) DENNIS BECKMANN
Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg
Johannes-Corputius-Platz 1, 47051 Duisburg

Prof. Dr. CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER
Wiflingshauser Straße 139, 73732 Esslingen

Prof. Dr. SILKE MEYER
Universität Innsbruck
Institut für Geschichtswissenschaften und Volkskunde
Innrain 52, 6020 Innsbruck, Österreich

Prof. Dr. FLORIAN G. MILDENBERGER
Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung
Straußweg 17, 70184 Stuttgart

Prof. DDr. BERND RIEKEN
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien
Fakultät für Psychotherapiewissenschaft
Freudplatz 1, 1020 Wien, Österreich

Dr. (des.) ANJA SCHMID-ENGBRODT
LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133, 53113 Bonn

JUDITH SCHMIDT M.A.
LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133, 53113 Bonn

Dr. THOMAS SCHÜRMAN
Kulturanthropologisches Institut Oldenburger Münsterland
Museumstraße 25, 49661 Cloppenburg

Prof. Dr. Dr. MARKUS WALZ
HTWK Leipzig
Fakultät Medien
Karl-Liebknecht-Straße 132, 04277 Leipzig

MALAIKA WINZHEIM M.A.
Kulturanthropologisches Institut Oldenburger Münsterland
Museumstraße 25, 49661 Cloppenburg

Timo Heimerdinger,
Markus Tauschek (Hrsg.)

Kulturtheoretisch argumentieren

Ein Arbeitsbuch

2020, 554 Seiten, br., 32,90 €,
ISBN 978-3-8252-5450-6



Ein wichtiges Ziel kulturwissenschaftlicher Ausbildung ist es, theoriegeleitet zu argumentieren und so Themen systematisch zu erschließen.

In den Beiträgen dieses Bandes werden ausgewählte kulturtheoretische Ansätze jeweils zunächst vorgestellt und dann exemplarisch in Anwendung auf einen empirischen Fall vorgeführt. Sie veranschaulichen somit praxisnah, was es konkret bedeutet, kulturtheoretisch zu argumentieren und empirisches oder historisches Material mithilfe analytischer Konzepte zu interpretieren.

Dieses Lehr- und Arbeitsbuch richtet sich gleichermaßen an Studierende aller Qualifikationsstufen und an Lehrende und ist sowohl für das Selbststudium als auch für den Einsatz in der Hochschullehre geeignet.

utb.

www.utb-shop.de

WAXMANN

www.waxmann.com

Bonner Beiträge zur
Alltagskulturforschung

.....
BAND 13

Ruth Dorothea Eggel,
Fabio Freiberg, Andrea Graf,
Dagmar Hänel, Victoria Huszka,
Ove Sutter, Kerstin Wolff (Hrsg.)

Planen. Hoffen. Fürchten.

Zur Gegenwart
der Zukunft im Alltag

2020, ca. 240 Seiten, br., 39,90 €,
ISBN 978-3-8309-4250-4
E-Book: 35,99 €,
ISBN 978-3-8309-9250-9

Ruth Dorothea Eggel, Fabio Freiberg,
Andrea Graf, Dagmar Hänel,
Victoria Huszka, Ove Sutter (Hrsg.)

Planen. Hoffen. Fürchten.

Zur Gegenwart der Zukunft im Alltag

WAXMANN

Bonner Beiträge zur
Alltagskulturforschung

13



.....

In den letzten Jahren wird der Begriff Zukunft in den Kultur- und Sozialwissenschaften zunehmend diskutiert und geschärft. Aus Sicht einer historisch und ethnografisch forschenden Alltagskulturwissenschaft ist zu fragen, wie Zukunft sich in der praktischen Gestaltung vergangener und gegenwärtiger alltäglicher Lebenswelten, in alltagsweltlichen und populärkulturellen Narrationen und Imaginationen sowie in der Gestaltung von und Interaktion mit materiellen Artefakten formierte und formiert. Die hier vorgestellten Beiträge aus der Forschung wurden auf der Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 2018 in Bonn erstmalig vorgestellt und in diesem Band um eine Einführung ergänzt.

WAXMANN

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Thomas Schürmann

Anthrazit

Ibbenbürener
Bergbaukultur im
Spiegel lebens-
geschichtlichen
Erzählens

2020, 324 Seiten, br., mit zahl-
reichen Abbildungen, 39,90 €,
ISBN 978-3-8309-4113-2
E-Book: 35,99 €,
ISBN 978-3-8309-9113-7



Als 2018 der deutsche Steinkohlenbergbau feierlich beendet wurde, gehörte das Bergwerk Ibbenbüren im Norden Westfalens zu den letzten beiden verbliebenen Zechen. Vor der Zechenschließung führte der Verfasser erzählende Interviews mit gut hundert Bergleuten und anderen vom Bergbau Betroffenen. Auf dieser Grundlage entsteht das Bild einer regionalen Montankultur, die in mancher Hinsicht ein eigenes Gepräge aufweist. Zu den angesprochenen Themen gehören die Entwicklung der Arbeitswelt unter Tage, der Umgang mit Gefahren, der Wandel der Betriebskultur, die Kämpfe um den Erhalt der Zeche, das Umwelthandeln des Bergbaus, das Vereinsleben und die von vielen Bergleuten betriebene Nebenerwerbslandwirtschaft.

WAXMANN

www.waxmann.com
info@waxmann.com